

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 12. 1963

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1963



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland

ZS
782



ZS	782
LANDESBIBL. OLDENBURG	
Abt.	
Nr. 34117	

2. Ex.

LB Oldenburg
105 252 29

<45>



Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1963

Bearbeitet

im Auftrage des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland

von

Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Urheber der dem Kalender eingefügten Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Der heimatliche Teil des Kalendariums entspricht, von einigen Ergänzungen abgesehen, dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender-Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellen-Angabe gestattet.

* 2 *



MIEN MÜNSTERLAND

Mien leiwe, moje Münsterland,
Mien Vaterland, mien Heimatland!
Mien leiwe, moje Münsterland,
Di schall mien Leed erklingen!

Hier waohnt noch Treu un Redlichkeit
Un Biederkeit un Glück un Freid'
Bi Mann un Frau; un Jung un Maid
Sünd echte Münsterlänner!

Hier hebbt dei Lü noch Kraft un Mark,
Sünd eikenstark un flink tau Wark,
Holt fromm un tru an Gottes Kark
Un laot't sick nich wat luren.

Drüm säg'n di Gott, mien Münsterland,
Mien Heimatland, mien Vaterland!
Di hör ick an mit Hart un Hand,
Di mag us Herrgott sägen!

Dieses Gedicht stammt von unserem Heimatdichter Dr. Ludwig Averdam - Oythe († 25. Februar 1946, vgl. Kalendarium!), Es stellt in seiner Art erstmalig den Begriff „Münsterland“ bewußt heraus. Der seinerzeit sehr bekannte heimische Musiker, Seminaroberlehrer Franz Clausing-Vechta, schrieb zu den Versen eine schlichte Melodie. Text und Melodie fanden Aufnahme in ein Schulliederbuch, das 1923 mit dem Titel „Liederschatz und Gesanglehre für die deutsche Jugend“ bei der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung in Münster erschien und auch von den heimischen Schulen in Gebrauch genommen wurde. Herausgeber waren Seminaroberlehrer Fr. Clausing und Rektor Plochg, Delmenhorst. Vorstehende Verse sind dem II. Teil (S. 30, Nr. 23) entnommen.



Zum Geleit

Der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland ist unser jährlicher Begleiter geworden. Heimatforscher und Heimatschriftsteller kommen zu Worte, um aus ihrem Erleben und ihrer Sicht heimatliches Gedanken-gut uns Münsterländern vorzustellen.

Durch die Einwirkungen der Technik auf Handwerk, Industrie und Gewerbe, durch Kultivierung, Aufforstung und Neusiedlungen ist das Landschaftsbild der Heimat in einem dauernden Fluß; neue Lebensformen kommen auf, das Zusammenleben auch in unserem Gebiete wird zusehends enger.

Jahrhundertealte, behäbig daliegende Bauernhöfe geraten in das Getriebe der Technik. Das platte Land wird uninteressant, weil es in der Entlohnung der Arbeit nicht mitkommt. Das tägliche Brot wird heimatloser, weil es aus der ganzen Welt kommen muß. In allen Formen spiegelt sich das Räderwerk der Entwicklung, dem sich keiner in seinem Tun ganz entziehen kann.

Wir heimatverbundenen Menschen freuen uns über die Entwicklung vorzüglich dann, wenn es mit gleichsam leichter und ziel-sicherer Hand gelingt, Altes und Neues brüderlich zu vereinen. Besonders anziehende Punkte unserer Heimat werden in ihrer Art durch Natur- und Landschaftsschutz rein erhalten und genießen behördlichen Schutz, um für alle den nachhaltigen Eindruck eines ungestörten, Geist und Herz erhebenden Landschaftsbildes zu sichern. Die Welt nebenan muß allerdings im Rahmen gehalten werden. Zu weit gehende Härten und Ver-ärgerungen sind zu vermeiden.

Die Heimat vereint und bindet uns. Wo wir auch in der Welt sein mögen, ihr Bild ist immer und allerorten in unseren Herzen. Die Heimat trägt uns in unseren Familien, in unseren Dörfern und Städten. Über sie breitet sich der Segen Gottes, der allen Beheimateten unseres Münsterlandes Glück, Erfolg und Zufriedenheit auch im Jahre des Heimatkalender 1963 schenken möge.

Dr. A v e r d a m
Landrat des Landkreises Vechta

„Heimat bedeutet mehr als Seßhaftigkeit an einem bestimmten Ort. Viele Faktoren wirken zusammen, um uns ein Land, eine Landschaft, eine Gemeinde als Heimat empfinden zu lassen.“

Ungefähr diese Worte fand der Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke anläßlich der feierlichen Übergabe des Quatmannshofes am 15. Mai 1962. Ich möchte sie hier dem Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland mit auf den Weg geben; denn sie zeigen treffend, worauf es ankommt.

Heimat bedeutet mehr, als Seßhaftigkeit an einem bestimmten Ort. Dieses „Mehr“, das die Heimat von der Seßhaftigkeit unterscheidet, enthält alles, was zum Begriff „Heimat“ gehört. Es enthält vor allem das, was schwer zu beschreiben ist und dem Menschen erst zum Bewußtsein kommt, wenn er die Heimat, vielleicht für immer, verloren hat. Man kann wohl eine zweite Heimat erwerben. Aber es ist nicht „die Heimat“, sondern nur eine zweite Heimat, eben ein Ersatz. Das Gefühl der Geborgenheit in der Heimat, das Vertrautsein mit der Umgebung, den Leuten und der Landschaft stellt sich nur schwer und langsam wieder ein.

Mancherlei Fakten wirken zusammen, um uns ein Land, eine Landschaft, eine Gemeinde als Heimat empfinden zu lassen. Auch müssen zahlreiche Faktoren zusammenwirken, um einen Kalender als Heimatkalender ansprechen zu können. Vielerlei Themen sind zu behandeln, die sich aus der jahrhundertealten gemeinsamen Kultur und Geisteshaltung des Oldenburger Münsterlandes ergeben: Graue Vorzeit ebenso wie jüngste Vergangenheit, die eben noch Gegenwart war und schon Geschichte geworden ist.

Möge der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland das geistige Band weiter festigen, das uns gemeinsam als „Oldenburger Münsterländer“ umschließt.

H e r m a n n B i t t e r
Landrat des Landkreises Cloppenburg

Vorwort

Unserem Kalender liegt von Anfang an der „Münsterlandgedanke“ zugrunde. Derselbe hat tiefe Wurzeln und kam schon zur Entfaltung, bevor er zielbewußt gepflegt wurde. Historische Kräfte waren dabei am Werk. Die münstersche Zeit gab dem abgelegenen „Niederstift“ eigene Züge. Diese Eigenständigkeit wuchs weiter, als Cloppenburg und Vechta an Oldenburg fielen. Beide südoldenburgischen Kreise erlebten ihre Sonderstellung dann immer bewußter und begannen mutig mit dem Wagnis des gemeinsamen Weges. Bald konnten sie profilierte Vertreter ins kirchliche und politische Leben, in die Verwaltung und Justiz, sowie in die Bezirke von Wissenschaft und Kunst entsenden. Erst später drangen sie wirtschaftlich und agrarisch nach vorn. Heute wirken schöpferische Kräfte vielseitiger als je über die Grenzen unseres Heimatraumes hinaus. Diese Entwicklung setzte sich nach 1918 fort im „Freistaat“ Oldenburg. Gleichzeitig erfolgte auch die Gründung des Heimatbundes. Das Museumsdorf mit günstigen Ausstrahlungen trat hinzu. Seit 1946 machte die Aktivierung des Münsterlandgedankes im „Verwaltungsbezirk“ Oldenburg des Landes Niedersachsen erneute Fortschritte. Kurz darauf erschien der erste Heimatkalender.

Nach Auflösung des „Niederstiftes Münster“ erhielten die Kreise Vechta und Cloppenburg gemeinsam die Sammelbezeichnung „Südoldenburg“. Diese wurde von gewisser Seite um so nachdrücklicher propagiert, je mehr hiezulande der historisch umfassendere Begriff „Oldenburger Münsterland“ an Boden gewann. Vor allem waren es die Heimatfreunde, die im Wissen um die entscheidenden Zusammenhänge lieber vom „Oldenburger Münsterland“ als von „Südoldenburg“ sprachen. Sie vertraten damit ein bestimmtes Programm. Irgendwie mag der Wille zur Unterscheidung vom westfälischen Münsterlande mitgewirkt haben. Bemühungen von außen, „Südoldenburg“ wieder durchzusetzen, blieben ohne nachhaltigen Erfolg. Die Zukunft wird wohl nur das „Oldenburger Münsterland“ kennen. Unter dieser

Bezeichnung ist unsere Heimat vorwiegend im Bundesgebiet eingeführt. Der Besuch von Bundespräsident Lübke im Museumsdorf eröffnete da einen neuen Entwicklungsabschnitt...

Wir im Münsterlande haben einen Ruf und eine langwierig erkämpfte Position zu bewahren. Das verpflichtet die Heimatbewegung. Der Dienst am Münsterlandgedanken bestimmt also auch die Grundhaltung des Heimatkalenders. Er will nach außen aufklärende Öffentlichkeitsarbeit leisten und nach innen das Bewußtsein des Gemeinsamen und das Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Deswegen kam er von Anfang an mit „Jahrbucheinschlag“ heraus und bezog kulturpolitisch klar Stellung gegenüber Bestrebungen, die heute jegliche Heimatbindung zu zerstören drohen. Darum mußte er seinen Lesern neben dem unterhaltenden Stoff stets auch Gedankenarbeit zumuten. Besonders jenseits der Grenzen übte diese Mühwaltung sehr positive Wirkungen aus, wie zahlreiche Zuschriften bekunden.

Im übrigen haben wir Grund, den Münsterlandgedanken praktisch zu pflegen, wie Kurt Schmücker-Löningen es im vorigen Kalender vorgeschlagen hat (in dem vielbeachteten Artikel: „Seid wachsam im Münsterlande“). Als bedeutsamer Schritt auf dem Wege erscheint der kürzliche Besuch der Vechtaer Stadtväter bei den Cloppenburgern mit anschließender Begegnung im Museumsdorf. Solche wechselseitigen Besuche unserer kommunalen Vertretungen zeitigen sicher gute Früchte für alle heimatischen Belange des Münsterlandes. Bei der Gelegenheit muß auch das freundliche Verständnis unserer Kommunalvertretungen und unserer Verwaltungen für die Heimarbeit und den Heimatkalender dankbar verzeichnet werden. Wenn die derzeitigen Landräte des Münsterlandes: Dr. Averdäm von Vechta und Hermann Bitter von Cloppenburg, für diesen Kalender je ein herzliches Geleit verfaßt haben, sei ihnen dafür besonders gedankt.

Alwin Schomaker-Langenteilen



JANUAR

1. Woche	Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	
1. Di.	Neujahr Beschneidung des Herrn	
2. Mi.	Stephanie, Adelhard	
3. Do.	Genoveva)
4. Fr.	Titus, Angela v. Fol.	
5. Sa.	Eduard, Telephorus	
2. Woche	Ev.: Die Weisen aus dem Morgenlande, Matth. 2, 1—13	
6. So.	Fest der Hl. 3 Könige	
7. Mo.	Reinhold, Widukind	
8. Di.	Severin, Erhard	
9. Mi.	Julian, Siegbert	☉
10. Do.	Wilhelm	
11. Fr.	Bavo (Alwin), Werner	
12. Sa.	Ernst, Erna	
3. Woche	Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42—52	
13. So.	1. So. nach Erscheinung Fest der hl. Familie	
14. Mo.	Hilarius, Felix	
15. Di.	Paulus der Einsiedler, Maurus	
16. Mi.	Gottfried, Otto, Marcellus	
17. Do.	Antonius, Abt	☾
18. Fr.	Petri Stuhlfeier in Rom	
19. Sa.	Kanut, Ida	
4. Woche	Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11	
20. So.	2. So. nach Erscheinung Fabian und Sebastian	
21. Mo.	Agnes, Meinrad	
22. Di.	Vinzenz und Anastasius	
23. Mi.	Raymund, Emerentia	
24. Do.	Timotheus, Bertram	
25. Fr.	Pauli Bekehrung	☉
26. Sa.	Polykarp	
5. Woche	Ev.: Der Hauptmann von Ka- pharnaum, Matth. 8, 1—13	
27. So.	3. So. nach Erscheinung Johannes Chrysostomus	
28. Mo.	Petrus Nolascus	
29. Di.	Franz von Sales	
30. Mi.	Martina, Adelgunde	
31. Do.	Johannes Bosco	
		1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
		1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
		4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.
		5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
		5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum, Vechta.
		5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
		7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Höfe in Essen.
		13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
		19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-domherr.
		19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.
		21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Am-boten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.
		22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.



Der Eisvogel



Reglos sitzt der stille Fischer im Sonnenschein. Sein buntes Federkleid und die lackroten Füßchen leuchten in der glitzernden Weiße der Winterlandschaft.

Er ist recht selten geworden in unserer Heimat. Aber an den Stellen der heimatlichen Flüsse und Gewässer, wo noch Büsche und Bäume in wilder Unbekümmertheit wachsen dürfen und noch nicht der glatten, kahlen Zweckmäßigkeit weichen mußten, finden wir ihn.

Oft sitzt der ungefähr sperlingsgroße, farbenprächtige Vogel stundenlang über einer eisfreien Stelle und starrt regungslos ins Wasser. Hat er dann endlich ein Fischlein entdeckt, stürzt er sich wie ein Pfeil in die Tiefe, schnappt zu, rudert mit kräftigen Flügelschlägen zum Ufer und fliegt an seinen Fangplatz zurück. Er schüttelt die Wassertröpfchen ab. — Und wieder sitzt er regungslos, wartend, daß das zappelnde Fischlein an der Luft erstickt. Manchmal schlägt er es noch ein paarmal kräftig gegen den Ast und — Kopf voran — gleitet die Beute in den hungrigen Vogelmagen.

Wehe dem Futtersucher, der sich in sein Revier wagt! Gesellschaft braucht er keine, einen Nahrungsteilhaber erst recht nicht. Es ist Notzeit! „Gi, gi“, zornig schwirrt er dem Eindringling entgegen und vertreibt ihn mit harten Flügelschlägen und Schnabelhieben.

Auch er ist gezwungen, auf Wanderschaft zu gehen, wenn die Fangplätze zugefrozen sind. Dann fliegt er südwärts, immer nach Süden, bis er ein freies Fanggebiet gefunden hat — oder vor Hunger umkommt . . . Nicht alle kehren wieder zurück.

FEBRUAR

<p>1. Fr. Ignatius, Brigitta, Siegbert</p> <p>2. Sa. Mariä Lichtmeß ☾</p> <hr/> <p>6. Woche Ev.: Sturm auf dem Meere Matth. 8, 23—27</p> <hr/> <p>3. So. 4. So. nach Erscheinung Blasius, Ansgar</p> <p>4. Mo. Andreas Corsini, Gilbert</p> <p>5. Di. Agatha, Adelheid</p> <p>6. Mi. Titus, Dorothea, Otilde</p> <p>7. Do. Rich., Romuald, Theodor</p> <p>8. Fr. Johannes von Matha ☉</p> <p>9. Sa. Cyrillus, Apollonia</p> <hr/> <p>7. Woche Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1—16</p> <hr/> <p>10. So. Septuagesima Scholastika, Wilhelm</p> <p>11. Mo. Severin, Adolf</p> <p>12. Di. 7 Stifter d. Servitenordens</p> <p>13. Mi. 26 Märt. v. Jap., Siegfried</p> <p>14. Do. Valentin, Bruno</p> <p>15. Fr. Faustinus und Jovita</p> <p>16. Sa. Juliana ☾</p> <hr/> <p>8. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann Luk. 8, 4—15</p> <hr/> <p>17. So. Sexagesima Engelbert, Donatus</p> <p>18. Mo. Simeon, Florian</p> <p>19. Di. Konrad, Susanna</p> <p>20. Mi. Eleutherius, Eucharis</p> <p>21. Do. Eleonore, Irene</p> <p>22. Fr. Petri Stuhlfeier in Ant.</p> <p>23. Sa. Robert, Petrus Damianus</p> <hr/> <p>9. Woche Ev.: Geheimnis des Leidens Luk. 18, 31—43</p> <hr/> <p>24. So. Quinquagesima ● Matthias</p> <p>25. Mo. Walburga</p> <p>26. Di. Mechthild</p> <p>27. Mi. Aschermittwoch Leander, Veronika</p> <p>28. Do. Oswald, Romanus</p>	<p>1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.</p> <p>2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.</p> <p>3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).</p> <p>3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrenherr und Ehrenbürger der Stadt.</p> <p>5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ok.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.</p> <p>5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.</p> <p>8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.</p> <p>9. 1870 Großer Brand in Lönigen.</p> <p>10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.</p> <p>10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.</p> <p>11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.</p> <p>15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.</p> <p>20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).</p> <p>23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.</p> <p>24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg Kaplan.</p> <p>25. 1946 † Dr. L. Averdam - Oythe, Dechant, Ehrenherr, Heimatschriftsteller.</p> <p>27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.</p>
---	---



Die Feldlerche



Kaum merklich zerrinnen die letzten Schneefetzen am Nordhang des Feldgehölzes. Die Herrschaft des Winters scheint endgültig gebrochen. — Vogelstimmen nähern sich. „Gerr, peri, ti“ klingt der Lockruf. Dann rauscht ein Lerchenschwarm in sanften Wellenlinien vorbei, wird kleiner und verschwindet in nördlicher Richtung.

Auf dem Saatfeld unterhalb des Gehölzes hat ein Lerchenpaar wieder sein vorjähriges Brutgebiet bezogen. Die Luft ist noch schneidend kalt. Dennoch steigt das Männchen schon am frühen Morgen senkrecht in die Höhe. Es trillert und jubelt, schraubt sich dann in engen Spiralen einige hundert Meter hoch und schmettert dabei mit Inbrunst. Nach etwa vier Minuten gleitet es singend zur Erde, fällt dann mit angelegten Flügeln wie ein Stein in die Tiefe, um sich kurz über der Erde wieder aufzufangen.

Flink eilt es über den Boden. Das Weibchen fliegt auf, vom Männchen verfolgt, und beide landen auf einer Scholle neben einer kleinen Mulde. Da hat das unscheinbar gefiederte Pärchen in der Vertiefung eine Nestmulde gescharrt. Das Weibchen dreht und wendet sich darin, scharrt noch ein paar Krümchen zur Seite und scheint nun mit der Form zufrieden zu sein. Inzwischen hat das Männchen ein Würzelchen herbeigeholt und übergibt es galant. Es holt noch ein Hälmlchen. Dann aber überkommt es wieder der Jubel. Es steigt singend empor . . . Nachbarlerchen stimmen mit ein. Der Himmel hängt voller Lerchensang.

Das Weibchen hat andere Sorgen. Es trippelt flink von Scholle zu Scholle und holt Würzelchen und trockenes Gras für die Auspolsterung des Nestes herbei. Die Zeit drängt. Schon im März werden in dem unscheinbaren Nest 4 bis 6 erdfarbene, dunkelgefleckte Eier liegen, die es dann allein brüten muß. Das Männchen jubiliert inzwischen oder balgt sich mit seinen Grenznachbarn herum, nimmt zwischendurch ein Staubbad und bewacht von einer erhöhten Scholle aus das Nest, um bei Gefahr zu warnen.

Nach 14 Tagen platzen die Eischalen. Die rührigen Eltern schleppen vor allem Insekten und Spinnen herbei. Sobald die Kleinen laufen können, verlassen sie das Nest, um der zweiten Brut Platz zu machen. Oft folgt sogar ein drittes Gelege. — Das Männchen findet dennoch Zeit, uns mit seinen jubelnden Trillern zu erfreuen. Erst im August ebbt der Lerchensang ab. Das muntere Volk rüstet sich zur Winterreise, die es im September, oft erst im Oktober, antritt.

MÄRZ

1. Fr.	Albinus, Suitbert	
2. Sa.	Luise, Agnes	☾
10. Woche	Ev.: Die Versuchung Christi Matth. 4. 1—11	
3. So.	1. Fastensonntag (Invocabit) Kunigunde, Anselm	
4. Mo.	Kasimir	
5. Di.	Friedrich, Theophil	
6. Mi.	Perpetua u. Felicitas	
7. Do.	Thomas von Aquin	
8. Fr.	Johannes von Gott, Beate	
9. Sa.	Franziskus von Rom	
11. Woche	Ev.: Verklärung Christi Matth. 17, 1—9	
10. So.	2. Fastensonntag (Reminiscere) ☼ 40 Märty., Gustav, Emil	
11. Mo.	Rosemarie, Wolfram	
12. Di.	Gregor der Große	
13. Mi.	Erich, Euphrosina, Quat.	
14. Do.	Mathilde, Alfred, Meta	
15. Fr.	Klemens Maria Hofbauer (Quatember)	
16. Sa.	Heribert, Rüdiger, Quat.	
12. Woche	Ev.: Jesus treibt den Teufel aus Luk. 11, 14—28	
17. So.	3. Fastensonntag (Oculi) Gertrud, Patricius	
18. Mo.	Cyrill v. Jerusal., Eduard	
19. Di.	Joseph ☾	
20. Mi.	Irmgard, Wolfram	
21. Do.	Benedikt, Emilie Frühlingsanfang	
22. Fr.	Nikolaus von Flüe, Konrad	
23. Sa.	Otto, Eberhard	
13. Woche	Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6, 1—15	
24. So.	4. Fastensonntag (Laetare) Gabriel, Erzengel	
25. Mo.	Mariä Verkündigung ☉	
26. Di.	Ludger, Felix	
27. Mi.	Joh. v. Damaskus, Rupert	
28. Do.	Johannes von Kapistran Sieben Schmerzen Mariä	
29. Fr.	Ludolf	
30. Sa.	Roswitha, Quirin	
14. Woche	Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—59	
31. So.	Passionssonntag (Judica) Guido, Cornelia	
5. 1922	Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.	
6. 1911	† Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.	
6. 1938	† Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.	
7. 1852	† Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.	
7. 1952	† Josef Krapp - Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.	
16. 1823	† Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.	
16. 1844	† Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.	
17. 1951	† Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.	
20. 1869	† Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.	
22. 1625	† Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.	
22. 1946	† Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.	
30. 1956	† Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdienter Heimatforscher.	
31. 1812	† J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.	

Die Waldschneepfe



Förster Schim freute sich. Die Bachstelzen und Rotschwänzchen, die „Quartiermacher“ der Waldschneepfen, waren wieder da, auch sah er heute eine Gabelweihe ihre majestätischen Kreise ziehen. — Gegen Abend stapfte der Forstmann zum Schnepfenstrich. Der glutende Sonnenball hatte bereits seine Strahlen eingezogen, als er den Waldrand erreichte. Der Förster postierte sich, wie gewöhnlich am Fuhrenweg neben der hochragenden Fichte. Er hatte die Doppelflinte geladen und lauschte dem hellen Ticken der Rotkehlchen. Plötzlich zuckte er zusammen. Über die Wipfel kamen im fledermausartigen Fluge zwei rivalisierende Schnepfenmännchen ärgerlich „putzend“ und „quorrend“ dahergeflattert, und jedes versuchte, mit seinem fingenlangen „Stecher“, den Gegner zu vertreiben. Der Förster riß das Gewehr an die Backe . . . und nur noch eine taubengroße, laubfarbene Schnepfe flüchtete mit rasender Geschwindigkeit davon.

Unweit der alleinstehenden Fichte zog eine Schnepfe regelmäßig ihre Brut groß. Ein leises „Puitzen“ genügte, und mehrere Männchen fielen in ihrer Nähe ein. Sie plusterten sich auf und versuchten, durch stolzierende Bewegungen dem Weibchen zu gefallen. — Bald legte dieses unter einem dünnen Ast das Nest an. Es bebrütete die vier Eier drei Wochen ganz allein, tagsüber wie ein Stück Holz erstarrt.

Die Kleinen sprengten eines Nachts fast gleichzeitig die Eischalen, und schon in der Morgendämmerung wurden sie, kaum abgetrocknet, vom Nest weggeführt. Mit sanften Locktönen hielt die Mutter das Völkchen zusammen, wendete das moderige Laub und legte den Kleinen Larven und Kerbtiere vor. Meist holte sie ihnen die Nahrung aus sumpfigen Stellen, wobei sie den Schnabel wie eine lange Pinzette gebrauchte. Das zufriedene, helle „Sieh“ der Jungen bedeutete: Hier bin ich, mir geht es gut.

Einmal erstarrte die Alte vor Schreck. Ein Fuchs kam gerade auf sie zu. Das entsetzte „Dak“ der Mutter warf die Kleinen platt und starr zwischen das Laub. Sie selbst stellte sich aufrecht. Der Fuchs sah die Alte und glitt auf sie zu . . . Mit lahmen Schritten lockte sie den Verfolger von ihren Kindern fort, erhob sich mühsam, wie geflügelt — vom Fuchs verfolgt —, und die Brut war gerettet.

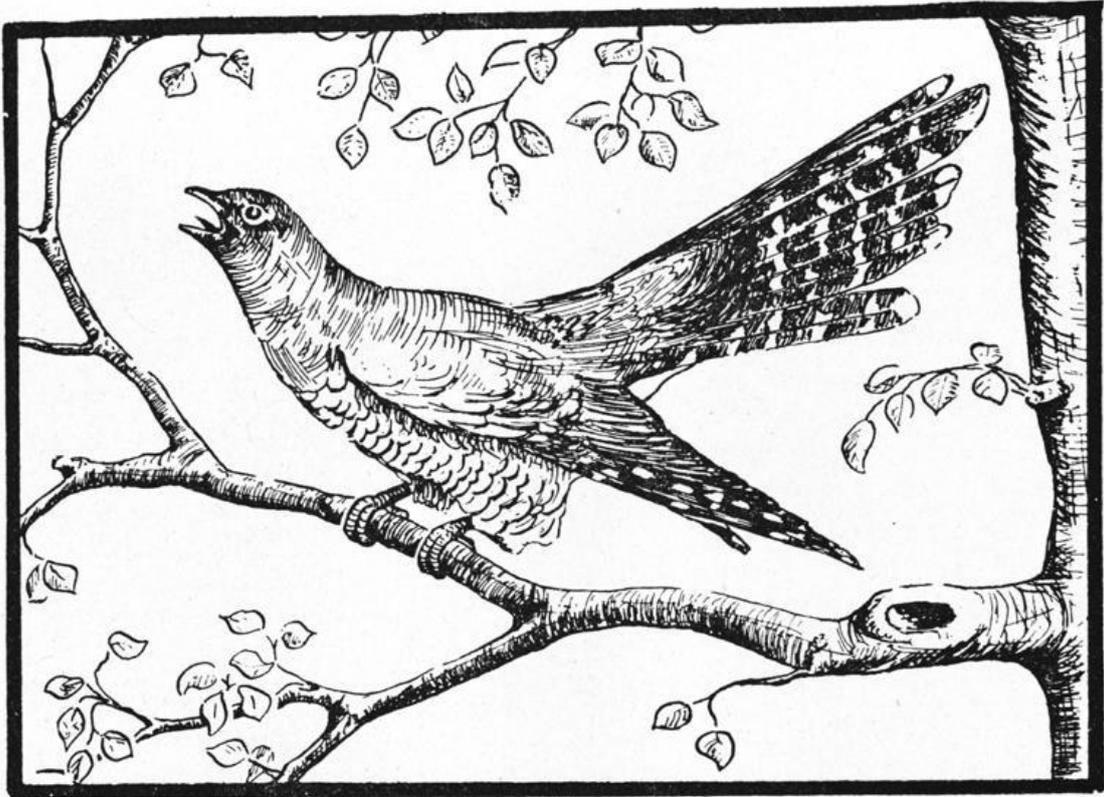
Anfang September bereits folgen die Jungen dem Drang nach Südwesten in ein wärmeres Land. Die Alten ziehen wenige Wochen später.

APRIL

<p>1. Mo. Hugo, Theodora)</p> <p>2. Di. Franz v. Paula</p> <p>3. Mi. Richard, Konrad</p> <p>4. Do. Isidor</p> <p>5. Fr. Vinzenz Ferrerius</p> <p>6. Sa. Notker, Isolde</p> <hr/> <p>15. Woche Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9</p> <p>7. So. Palmsonntag (Palmarum) Hermann Joseph</p> <p>8. Mo. Walter, Albert</p> <p>9. Di. Waltraud, Kleopha ☉</p> <p>10. Mi. Mechthild, Hulda</p> <p>11. Do. Gründonnerstag Leo der Große</p> <p>12. Fr. Karfreitag Julius, Konstantin</p> <p>13. Sa. Karsamstag Hermenegild, Ida</p> <hr/> <p>16. Woche Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7</p> <p>14. So. Ostersonntag Justinus, Lambert</p> <p>15. Mo. Ostermontag Veronika, Anastasia</p> <p>16. Di. Benedikt, Bernadette</p> <p>17. Mi. Robert, Rudolf ☾</p> <p>18. Do. Apollonius</p> <p>19. Fr. Werner, Emma</p> <p>20. Sa. Hildegard, Viktor</p> <hr/> <p>17. Woche Ev.: Der Osterfriede Joh. 20, 19—31</p> <p>21. So. Weißer Sonntag Konrad v. Parzham</p> <p>22. Mo. Lothar, Soter und Cajus</p> <p>23. Di. Georg, Adalbert ☉</p> <p>24. Mi. Fidelis von Sigmaringen</p> <p>25. Do. Markus, Erwin</p> <p>26. Fr. Kletus und Marzellinus</p> <p>27. Sa. Petrus Canisius</p> <hr/> <p>18. Woche Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16</p> <p>28. So. 2. Sonntag nach Ostern Paul v. Kreuz, Vitalis</p> <p>29. Mo. Petrus von Mailand</p> <p>30. Di. Katharina v. Siena)</p>	<p>1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren- domherr.</p> <p>1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei- matdichter und Mitbegründer des Heimat- bundes.</p> <p>4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver- dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.</p> <p>10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.</p> <p>11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu- tender Heimatschriftsteller.</p> <p>13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.</p> <p>13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu- seumsdorf Cloppenburg.</p> <p>15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.</p> <p>16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.</p> <p>17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen bedeutender Wirtschaftspolitiker.</p> <p>23. 1774 † Joh. Iteel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.</p> <p>23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop- penburg.</p> <p>24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs-Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.</p> <p>25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.</p> <p>28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop- penburg.</p>
---	--



Der Kuckuck



Meist bei Nacht, fast immer allein, hatte das Kuckucksmännchen in eilemdem Fluge die ungeheure Strecke von Südafrika nach dem heimatlichen Waldrevier zurückgelegt. Unter dem Wipfel eines Buchenstämmchens ließ sich der taubengroße Vogel nieder. Er stocherte in den gesperberten Bauchfedern und strich durch die spitzen, blaugrauen Flügel. Dann richtete er sich auf und schrie mit geblähter Brust seinen Kampf- und Lockruf „Kuckuck, kuckuck“ in alle Himmelsrichtungen . . . Im gleichen Augenblick verstumten die Waldessänger, die bereits zur ersten Brut rüsteten. Zeternd stürmten sie auf den Rufer ein. Dieser hielt sich die Aufdringlichsten mit Schnabelhieben vom Leibe und schlüpfte, als ihm das Geschimpfe zu arg wurde, rasch davon.

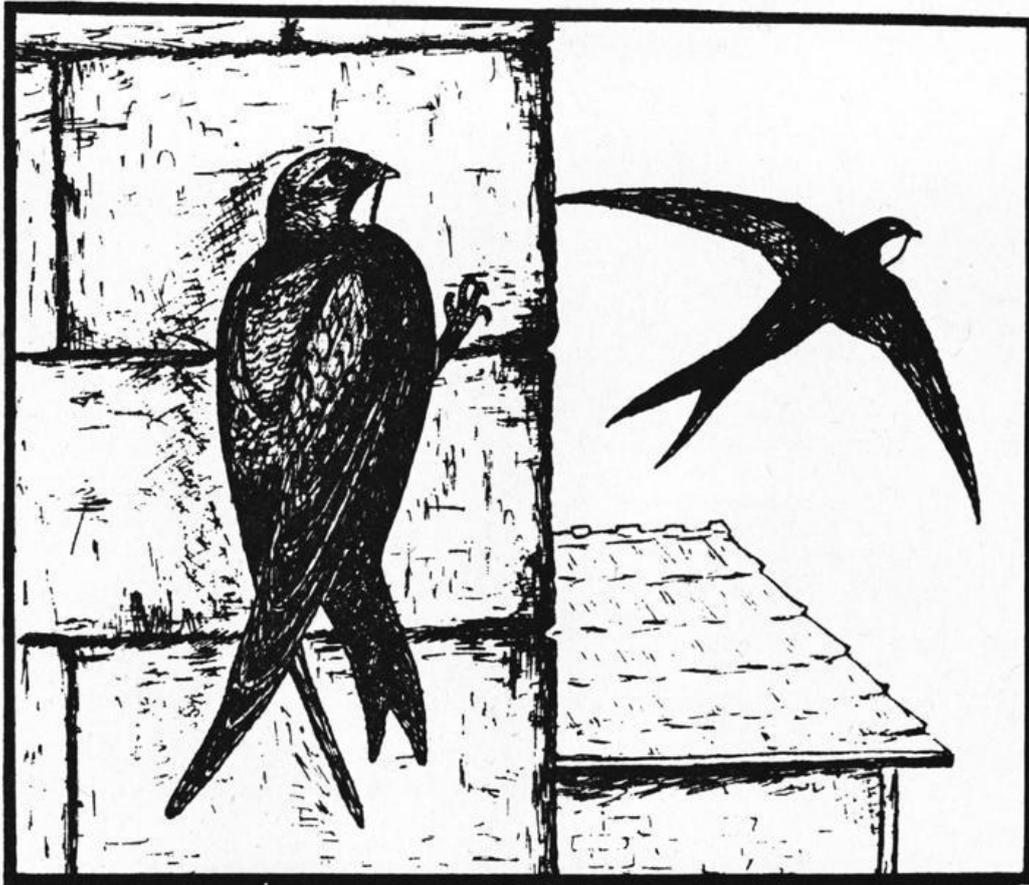
Eine Woche später kam ein Kuckucksweibchen an. Dieses war bald hier, bald dort, wechselte wie ein Vagabund von einem Kuckucksrevier ins andere, schlüpfte durch Büsche und Hecken, immer lautlos, immer in Deckung, um möglichst nicht von den Singvögeln bemerkt und angefeindet zu werden. Diese Unrast ist bei dem Kuckucksweibchen naturbedingt, denn es hat nicht die Fähigkeit wie andere Vögel, seine Eier selbst auszubrüten. So muß es suchen und „schnüffeln“, um die geeigneten Pflegeeltern für seine zahlreichen Eier zu finden. Jedes Kuckucksweibchen wählt nur die Vogelart zur Brutpflege, von der es selbst ausgebrütet und großgezogen wurde, denn die Natur hat es so eingerichtet, daß die Eier beider Vogelarten zum Verwechseln ähnlich sehen. Wenn die Gelege dieser Vögel beinahe vollzählig sind, ruft der „Gauch“ besonders oft und anhaltend. Die Kleinvögel fliegen schimpfend auf ihn zu. Diesen Augenblick nützt das Kuckucksweibchen. Es entfernt gewöhnlich ein Ei aus dem unbewachten Nest und legt dafür, innerhalb von fünf Sekunden, sein Kuckucksei hinein. Oft genug wird der Schwindel nicht entdeckt.

Schon nach zwölf Tagen schlüpft der junge Kuckuck, in der Regel etwas früher als seine Stiefgeschwister. Nach seiner zehnten Lebensstunde wird er unruhig, stemmt sein blindes Köpfchen gegen die Nestwand und läßt alles, was sich in dem Nest befindet, die Stiefgeschwister, die Eier und Schalen auf seinen Rücken und wirft sie über den Nestrand. Vom vierten Tage an sitzt er wieder still im Nest, immer hungrig, ist bald größer als seine Pflegeeltern und schon nach drei Wochen flügge. Auch dann noch füttern ihn die vermeintlichen Eltern mit aufopfernder Hingabe, während er sich schon giftige, behaarte Raupen zum Nachtisch sucht.

Ende August, spätestens Anfang September startet der junge Kuckuck zur Winterreise. Er muß sie ganz allein antreten, denn seine Eltern sind schon Ende Juli nach Afrika vorausgeeilt.

1. Mi.	Maifeier, Tag der Arbeit Philippus und Jakobus	1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta-Delmenhorst.
2. Do.	Luthard, Athanasius	1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.
3. Fr.	Kreuzauffindg., Alexand.	1. 1907 Lohne wurde Stadt.
4. Sa.	Monika, Florian	2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
19. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22	3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.
5. So.	3. Sonntag nach Ostern Pius V.	6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
6. Mo.	Joh. v. d. lat. Pforte	6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
7. Di.	Stanislaus, Gisela	8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).
8. Mi.	Erscheinung des Erzengels Michael 	12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.)
9. Do.	Gregor von Nazianz	13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
10. Fr.	Isidor, Bauer	13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
11. Sa.	Mamertus	15. 1962 Festliche Eröffnung des wiederhergestellten Quatmannshofes im Museumsdorf bei Anwesenheit des Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke.
20. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14	16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königs- mark erstürmt.
12. So.	4. Sonntag nach Ostern Pankratius, Muttertag	16. 1961 † Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Gründer des Museumsdorfes in Cloppenburg, erster Herausgeber dieses Kalenders.
13. Mo.	Servatius	20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Grün- der der theol. Fakultät Wien.
14. Di.	Pachomius	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
15. Mi.	Sophie, Johann Baptist	27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
16. Do.	Johannes von Nepomuk 	28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser ver- nichtet).
17. Fr.	Dietmar, Paschalis	
18. Sa.	Erich, Erika	
21. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30	
19. So.	5. Sonntag nach Ostern Petrus Cölestinus	
20. Mo.	Bernadin v. Siena, Bittag	
21. Di.	Ehrenfried, Felix, Bittag	
22. Mi.	Julia, Renate, Vigil	
23. Do.	Christi Himmelfahrt 	
	Desiderius, Gisbert	
24. Fr.	Johanna	
25. Sa.	Gregor VII., Urban I.	
22. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jünger- los, Joh. 15, 26—16, 4	
26. So.	6. Sonntag nach Ostern Philippus Neri	
27. Mo.	Beda	
28. Di.	Wilhelm	
29. Mi.	Maria Magdalena 	
30. Do.	Felix I., Papst, Ferdinand	
31. Fr.	Angela Merici, Petronella	

Der Mauersegler



Vom frühen Morgen bis in die Abenddämmerung klingt nun wieder, pausenlos, das schrille „Srie — srie“ der rußbraunen Mauersegler. Über Nacht, pünktlich wie jedes Jahr, sind sie, die unvergleichlichen Beherrscher des Luftraumes, — Verwandte der tropischen Kolibris — anfangs Mai zurückgekehrt. Einzeln und in Gruppen jagen sie mit langen, schmalen, sichelartigen Flügeln um Türme und Fabrikschlote, eilen im Tiefflug über Straßen und Flußläufe, um plötzlich fast senkrecht in schwindelnde Höhen, ja über 1000 m zu steigen.

Unrast kennzeichnet ihre gesamten Lebensgewohnheiten, denn knapp drei Monate nach ihrer Ankunft treibt sie der Urinstinkt wieder nach Süden. In Eile heißt es darum, ein Weibchen zu finden. Daher kämpfen die Männchen, schon vom ersten Tage ihres Hierseins, oft stundenlang verbissen in der Luft mit einander. Der Sieger muß dem eroberten Weibchen nun schnell eine Nistmöglichkeit in einem Turm oder einem hohen Dach besorgen. Doch die geeigneten Niststätten sind knapp und gewöhnlich bereits besetzt. Sie werden dann mit den nadelspitzen Krallen blutig verteidigt.

Unter dem Dach eines niedrigen Hauses brütet ein Starenpaar. Seine Wohnung wird besichtigt, sie gefällt, und das sich wehrende Starenpaar muß blutend das Feld räumen. Die Zeit drängt. Wahllos wird Nistmaterial, das ihnen der Wind zutreibt, zusammengetragen, mit Speichel verklebt und zur Nestmulde geformt.

Ende Mai legt das Weibchen zwei bis drei langgestreckte, weiße Eier, die es 18 Tage lang allein bebrütet, während das Männchen die Nahrung zuträgt. Darauf folgen für die Mauerseglereltern sechs lange, harte Wochen. Den ganzen Tag, pausenlos jagen sie mit geöffnetem Schnabel, der wie ein Kescher wirkt, nach Insekten, eilen zum Nest, wenn sich im Kropf ein Ballen, mit Speichel verklebt, angesammelt hat, füttern damit das Hungrigste, und weiter geht die rasende Jagd. Viele Tausende von Insekten müssen täglich herbeigeschafft werden.

Die Jungen sind gleich ausgezeichnete Flieger. Wenn sie anfangs auch einmal ruhen müssen, krallen sie sich an einem Mauervorsprung fest, um sich dann wieder in die Luft zu werfen. Freiwillig kommen sie nicht auf die Erde. Da sind sie hilflos, weil ihre Füße nur zum Festklammern an Mauervorsprüngen und zum Klettern geeignet sind. Nur wenige Tage bleibt ihnen Zeit zum Üben des Dauerfluges. An einem Morgen, Ende Juli ist der Himmel wie leergefegt. Die unstete, fluggewandte Schar eilt bereits ihren Winterquartieren in Südafrika entgegen.

1. Sa.	Regina, Theobald		
23. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31	
2. So.	Pfingstsonntag Erasmus, Marcellinus		
3. Mo.	Pfingstmontag Klothilde		
4. Di.	Franz Carraciolo		
5. Mi.	Bonifatius		
6. Do.	Norbert		
7. Fr.	Gisela, Robert	☉	
8. Sa.	Medardus		
24. Woche		Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20	
9. So.	Dreifaltigkeitssonntag Primus und Felician		
10. Mo.	Margarethe		
11. Di.	Barnabas, Rembert		
12. Mi.	Johannes von Fac., Quat.		
13. Do.	Fronleichnam Antonius v. Padua ☾		
14. Fr.	Basilius der Große, Quat.		
15. Sa.	Vitus, Creszentia, Quat.		
25. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24	
16. So.	2. Sonntag nach Pfingsten Benno, Luitgart		
17. Mo.	Tag d. nationalen Einheit Rainer, Adolf		
18. Di.	Markus und Marcellianus		
19. Mi.	Gervasius, Protasius, Juliana		
20. Do.	Adelgund, Silverius ☉		
21. Fr.	Aloysius, Herz-Jesu-Fest		
22. Sa.	Eberhard, Paulinus, Sommeranfang		
26. Woche		Ev.: Freunde der Sünder und Zöllner, Luk. 15, 1—10	
23. So.	3. Sonntag nach Pfingsten Edeltraut		
24. Mo.	Johannes der Täufer		
25. Di.	Prosper, Wilhelm, Helmut		
26. Mi.	Johannes und Paulus		
27. Do.	Ladislaus, Siebenschläfer		
28. Fr.	Leo II., Irenäus	☾	
29. Sa.	Peter und Paul		
27. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11	
30. So.	4. Sonntag nach Pfingsten Pauli Gedächtnis		
1. 1809	† Ferd. Matth. Driver, erster Heimat- schriftsteller.		
1. 1927	Wirbelsturm in Auen und Holthaus.		
2. 1927	† Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro- fessor.		
4. 1879	† Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese Münster.		
5. 1940	† Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her- vorragender Kenner der saterländischen Mundart.		
6. 1865	† Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Be- gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten- industrie.		
6. 1915	† Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat- schriftsteller.		
7. 1870	† A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver- fasser von Jugendschriften.		
9. 1650	Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).		
16. 1804	† St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.		
18. 1252	Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.		
18. 1877	Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).		
18. 1916	† Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat- forscher.		
23. 1832	† Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theo- logischer Schriften.		
30. 1803	Übergang der Ämter Vechta und Cloppen- burg an das Herzogtum Oldenburg.		
30. 1848	† Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat- schriftsteller.		



Die Wachtel



Das Rattern des letzten Bauernfuhrwerkes verklang in der Ferne. Aus dem Tal stieg der Nebel und breitete sich wie eine kühlende Leinendecke über die ausgedörrten Felder. — Da huschte etwas durch das halbhohe Korn. Wenig später stand ein erdfarbener, starengroßer Vogel am Rande des Getreidefeldes. Der kleine mit dem schwarzen Kehlfleck, ein Wachtelhahn, hatte sich hoch aufgerichtet und äugte kämpferisch in die Abenddämmerung.

Herausfordernd klang sein „Pickwerwick!“ Stille. — Er wiederholte den Kampfruf. Jenseits des Feldweges, hinter einem Kleeacker, antwortete ein Rivale. Mit eingezogenem Kopf und herunterhängendem Schwanz eilten die Gegner flink aufeinander zu. Doch zum Kampfe kam es nicht. Jedes Wachtelpaar hatte sein **genau abgegrenztes Revier**, das von den Hähnen **nicht überschritten** wurde. Doch der „Wachtelschlag“ klang weiter und war auch noch vor Sonnenaufgang zu hören.

Am frühen Morgen kehrte der Hahn zu seiner Henne zurück. Fast drei Wochen bebrütete diese nun schon in einer flachen Mulde des Kornfeldes ein Dutzend bräunliche, dunkelgefleckte Eier. Dann war es soweit, hier und da lugte ein neugieriges Köpfchen aus dem Gefieder. Die Henne erhob sich und die winzigen Kleinen, zum Teil noch feucht, folgten dem leisen Locken der Mutter.

Der Hahn hielt sich jetzt mehr in der Nähe der Familie auf und hielt Wache. Beim Warnruf erstarrte das lustige Gewimmel und war wie vom Erdboden verschwunden. Doch bald wurde es ringsum wieder lebendig. Die kleinen Wachtel haschten Insekten und versuchten schon, Ameisenpuppen freizuscharrten. Beim Lockton der Mutter stürzte alles auf sie zu, um den verheißenen Leckerbissen zu schnappen. Dann kuschelten sie sich müde unter ihre schützenden Fittiche. — Die Kinderschar wuchs rasch heran und war bereits mit sechs Wochen flügge.

Schon im August, als die Halme anfangen, sich zu neigen, eilte das muntere Völkchen, vom Wandertrieb gepackt, nach Süden. Andere Wachtelfamilien schlossen sich an. Sie trippelten und eilten, überflogen Hindernisse, rannten weiter und waren, als der Herbst bei uns einzog, bereits an der Mittelmeerküste. Leider wurden hier viele der kleinen Wanderer von Schießern und Fallenstellern hingemordet.

Die übrigen mußten noch tagelang warten, bis ein leichter Gegenwind kam und sie den Flug über das gefährvolle Wasser wagen konnten. — Wenn die kleinen Hühnervögel den afrikanischen Boden glücklich erreichen, eilen sie weiter bis in die Steppen des Sudans, wo sie dann endlich ausruhen können.

1.	Mo.	Fest des kostbaren Blutes Theobald, Dieter	
2.	Di.	Mariä Heimsuchung, Otto	
3.	Mi.	Bertram, Hyazinth	
4.	Do.	Berta, Ulrich	
5.	Fr.	Antonius, M. Zaccaria	
6.	Sa.	Thomas Morus	☉
28. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20–24	
7.	So.	5. Sonntag nach Pfingsten Willibald, Cyrillus	
8.	Mo.	Kilian, Elis. v. Portugal	
9.	Di.	Dieter, Veronika	
10.	Mi.	Hl. sieben Brüder	
11.	Do.	Pius I., Siegbert	
12.	Fr.	Johannes Gualbert	
13.	Sa.	Margarethe	☾
29. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brot- vermehrung, Mark. 8, 1–9	
14.	So.	6. Sonntag nach Pfingsten Bonaventura	
15.	Mo.	Heinrich	
16.	Di.	Skapulierfest, Irmgard	
17.	Mi.	Alexius	
18.	Do.	Arnold, Friedrich	
19.	Fr.	Vincenz von Paul	
20.	Sa.	Hieronymus	☉
30. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15–21	
21.	So.	7. Sonntag nach Pfingsten Praxedis, Daniel	
22.	Mo.	Maria Magdalena	
23.	Di.	Apollinaris, Liborius	
24.	Mi.	Christina	
25.	Do.	Jacobus	
26.	Fr.	Anna	
27.	Sa.	Berthold, Pantaleon	
31. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1–9	
28.	So.	8. Sonntag nach Pfingsten Viktor I., Innozenz I.	☾
29.	Mo.	Martha, Beatrix	
30.	Di.	Wiltrud, Ingeborg	
31.	Mi.	Ignatius von Loyola	
6.	1543	Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evan- gelische Bekenntnis ein.	
7.	1933	† Bernard Kramer-Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.	
9.	1912	† Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, be- kannt als Verfasser exegetischer Abhand- lungen.	
10.	851	Überführung der Reliquien des hl. Alex- ander von Rom nach Wildeshausen.	
10.	1534	Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.	
10.	1840	† Joh. Heinr. Niemann-Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.	
10.	1900	† Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.	
11.	1905	Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.	
15.	1932	† Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.	
16.	1774	Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)	
18.	1803	Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.	
20.	1803	Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.	
25.	1949	† August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.	
27.	1943	† Dr. Franz Driver (geb. 4. 1. 1863 in Friesoythe), Erster Oldenburgischer Staats- minister als Katholik und Münsterländer (1919/23, 1925/32).	
29.	1915	† Heinrich Gründung-Vechta, Seminarlehrer.	

Ringeltauben in der Stadt



Jeder Weidmann weiß, wieviel Ausdauer und Geschick zur Erlegung eines dieser scharfäugigen, scheuen Wildvögel gehört. Um so verwunderlicher ist es, daß Ringeltaubenpaare sich heute in das Gewoge und den Lärm der Stadt wagen und auch dort brüten.

Im März kehren sie von ihrer nicht sehr weiten Reise aus dem Süden zurück, um mit Vorliebe auf einem überragenden Baume einzufallen. Schon in der Morgendämmerung beginnt der Tauber stürmisch zu rucksen. Dabei bläht er die weinrot glänzende Brust, läßt den gefächerten Schwanz schwer über den Ast schleifen und nähert sich mit stolzen Trippelschritten der Taube. Immer wieder erklingt seine kurze, mit Inbrunst vorgetragene Strophe: „Huhu, ahu, ku, kuruh“. Darauf fliegt er, gewöhnlich zwei- dreimal laut klatschend, davon, zieht eine Schleife und segelt zu seiner Taube zurück.

Hat aber das Paar in einer Astgabel sein einfaches, aus dünnen Reisern geformtes Nest gebaut, wird es in dem Nistbaum stiller. Die Taube bebrütet fast allein die zwei weißen, glänzenden Eier, während der Tauber über die Sicherheit der Brut wacht. Jede Näherung, sei es von streunenden Katzen, Eichhörnchen oder neugierigen Buben, wird von dem Paar übel vermerkt und führt meistens zum Verlassen des Geleges, nicht selten auch der ihnen verleiteten Gegend.

Ein Kranz von Dörnern, unter der ersten Astgabel angebracht, genügt in der Regel, die schmucken Wildvögel vor Belästigungen zu schützen. — Die naturverbundenen Menschen haben ihre Freude an diesen seltenen Vögeln, die der Süden im Herbst zurückruft.

AUGUST

1. Do. Petri Kettenfeier
 2. Fr. Alfons v. Ligouri, Elfriede
 3. Sa. Auffindg. d. hl. Stephanus

32. Woche Ev.: Jesus weint über Jerusalem
 Luk. 19, 41—47

4. So. **9. Sonntag nach Pfingsten**
 Dominikus
 5. Mo. Oswald, Maria Schnee ☉
 6. Di. Verklärung Christi
 7. Mi. Cajetan, Donatus
 8. Do. Cyriakus
 9. Fr. Petrus Faber
 10. Sa. Laurentius

33. Woche Ev.: Gleichnis vom Pharisäer
 und Zöllner, Luk. 18, 9—14

11. So. **10. Sonntag n. Pfingsten**
 Tiburtius, Susanne
 12. Mo. Klara, Hilarius ☾
 13. Di. Hippolyt und Kassian
 14. Mi. Eusebius, Meinhard
 15. Do. Mariä Himmelfahrt
 16. Fr. Joachim, Rochus
 17. Sa. Hyazinth, Emilie

34. Woche Ev.: Heilung eines Taub-
 stummen, Mark. 7, 31—37

18. So. **11. Sonntag n. Pfingsten**
 Helena
 19. Mo. Johannes Eudes ☉
 20. Di. Bernhard von Clairvaux
 21. Mi. Franziska von Chantal
 22. Do. Fest. d. Unbefl. Herz. Mariä
 23. Fr. Philippus Benitus
 24. Sa. Bartholomäus

35. Woche Ev.: Gleichnis vom barmher-
 zigen Samaritan, Luk. 10, 23—37

25. So. **12. Sonntag n. Pfingsten**
 Ludwig, Gregor
 26. Mo. Egbert ☽
 27. Di. Gebhard, Jos. v. Calasanza
 28. Mi. Augustinus
 29. Do. Johannes Enthauptung
 30. Fr. Rosa von Lima, Irmgard
 31. Sa. Raimund, Isabella

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums
 in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter
 Direktor des Vechtaer Burgmannskol-
 legiums, Verfasser historischer Ab-
 handlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in
 Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des
 Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Heinrich Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899
 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zu-
 letzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und
 Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Mu-
 seumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent
 am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgel-
 virtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

24. 1730 † Gottfried Steding, Vechta, Kapitels-
 direktor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapen-
 dorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan,
 Heimatschriftsteller.



Der Wanderfalke auf Jagd



Die Morgennebel hatten sich niedergetan. Aus der höchsten Fichte des Waldrandes löste sich ein Schatten, glitt über die Erde, schlug einige Male mit den armlangen, spitzen Schwingen und flog in geringer Höhe feldeinwärts. — Hütet euch, ihr Gefiederten! Der Wanderfalke geht auf Jagd. Hütet euch!

Ohne Eile steuerte der Raubvogel einen überragenden Hügel an und blockte auf einem Markstein auf. Der Wanderfalke saß nun da im Sonnenschein, nicht viel größer anzusehen als eine Krähe. Den dicken, runden Kopf hatte er eingezogen. Die hellen Kehlflecken mit den schwarzen Backenstrichen waren leicht aufgeplustert. Jetzt lüftete er die dunkelgefleckten, schiefergrauen Flügel. — Auch bei seinem Sonnenbad beobachtete er mit äußerster Wachsamkeit die Umgebung.

Mit einem Male legte er die Federn straff an. Sein Hals streckte sich. Ein Taubenschwarm flog zum Feldern hinaus. Über dem ausersehenen Acker kreiste er zweimal und ging nieder. — Darauf hatte der Falke gewartet. Mit hastigen Schwingenschlägen flog er flach über die Äcker auf den Schwarm zu. Uberrumpeln wollte er sie, plötzlich überfallen. Etwa 400 Meter trennten ihn noch von den Tauben, noch 300 . . . Da raste ein wachsamer Tauber davon — heimwärts. Der ganze Schwarm blindlings hinterdrein. Jetzt entfaltete der Wanderfalke die ganze Geschicklichkeit seiner Flugkunst und stürmte nach. Das war schon kein Fliegen mehr, sondern ein rasend schnelles Durchschneiden der Luft. In Sekunden war der Schwarm eingeholt. Nun hieß es, ihn überfliegen, um von oben auf ein Opfer zu stürzen. — Ein schneller Heimflug konnte die Tauben nicht mehr retten. Es gab nur noch eins: höher fliegen, immer höher, damit der Raubvogel sie nicht im Sturzflug greifen konnte. — Jetzt schnellte der Falke in den Taubenschwarm, um ein Opfer abzudrängen. Aber die alten, gewitzten Brieftauben blieben zusammen und stiegen mit rasender Geschwindigkeit so hoch, daß sie von der Erde aus gesehen nicht viel größer erschienen als Stare.

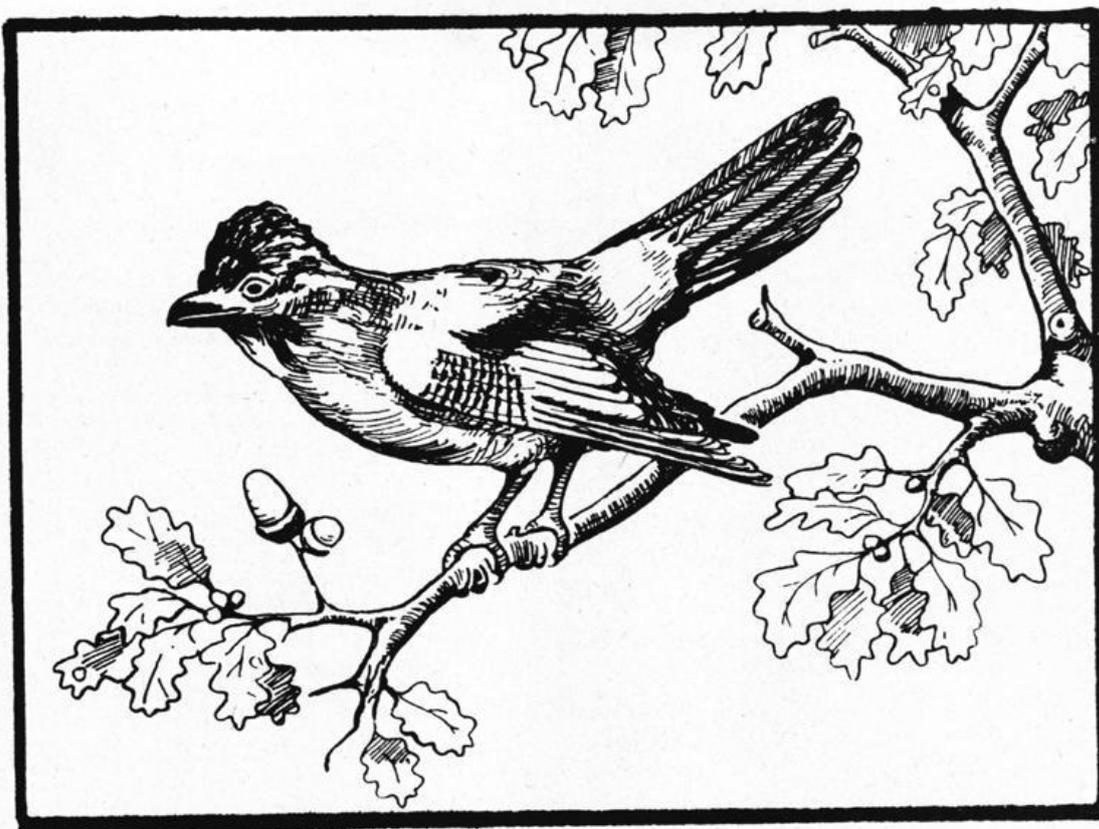
Da ließ der Falke ermüdet ab und ging langsam nach unten . . . In halber Höhe legte er noch einmal die Flügel an und stürzte pfeilschnell auf eine alleinfliegende Taube. Die unerfahrene flüchtete, wirbelte flach über die Erde, aber sie kam nicht weit. Zwei dolchspitze Fänge griffen sie von oben zwischen den Flügeln und trugen sie auf den Beobachtungshügel des Falken.

SEPTEMBER

36. Woche	Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19		
1.	So.	13. Sonntag n. Pfingsten Ägidius, Ruth, Schutzengelfest	1. 1834 † Franz Trenkamp-Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.
2.	Mo.	Stephan	1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.
3.	Di.	Erasmus	1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.
4.	Mi.	Rosalia, Irmgard, Ida	3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.
5.	Do.	Laurentius Justiniani	4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.
6.	Fr.	Magnus	6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.
7.	Sa.	Regina	8. 1931 † Bernard Dinkgrefe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.
8.	So.	14. Sonntag n. Pfingsten Mariä Geburt, Hadrian	9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.
9.	Mo.	Georgonius, Korbinian	9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.
10.	Di.	Nikolaus von Tolentino	12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.
11.	Mi.	Protus und Hyazinth	14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.
12.	Do.	Mariä Namensfest	16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.
13.	Fr.	Notburga	17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.
14.	Sa.	Fest Kreuzerhöhung	20. 1929 † Jos. Grönheim - Löningen, Prof., Jubilarpriester.
15.	So.	15. Sonntag n. Pfingsten Sieben Schmerzen Mariä	22. 1959 Richtfest des neuen Quatmannhofes im Museumsdorf.
16.	Mo.	Ludmilla, Edith	26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.
17.	Di.	Hildegard, Lambertus	27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.
18.	Mi.	Richardis, Josef v. Cup., Quatember	28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.
19.	Do.	Januarius	30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.
20.	Fr.	Eustachius, Quatember	
21.	Sa.	Matthäus, Quatember	
22.	So.	16. Sonntag n. Pfingsten Mauritius, Emmeran	
23.	Mo.	Linus, Thekla, Herbstanfang	
24.	Di.	Gerhard	
25.	Mi.	Kleophas	
26.	Do.	Cyprian, Justina	
27.	Fr.	Kosmos und Damian	
28.	Sa.	Wenzel, Lioba	
29.	So.	17. Sonntag n. Pfingsten Michael	
30.	Mo.	Hieronymus, Ursus	
37. Woche	Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33		
38. Woche	Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16		
39. Woche	Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11		
40. Woche	Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46		



Der Eichelhäher



Voller Entzücken bewundern wir den taubengroßen, bunten Vogel, der den Menschen gewöhnlich schon am Waldesrand erspäht. „Rätsch, rätsch!“ Verärgert turnt der „Marquard“ über die Zweige, richtet die Federrolle am Hinterkopf auf und wippt erregt mit dem Schwanz. „Rätsch, rätsch!“ Den Tieren des Waldes wird ein Feind gemeldet.

Der Vogelsang verstummt. Das Eichhörnchen flüchtet und lugt mißtrauisch aus seinem Kobel. Der Platz, wo Reineke eben seinen Balg von der Sonne wärmen ließ, ist plötzlich leer. — Bleiben wir ganz ruhig stehen! Die Vogelstimmen werden wieder erklingen. Der weinrotgraue Eichelhäher mit den buntgebänderten Oberflügeln hat den menschlichen Eindringling bereits vergessen.

Vom Boden, wo er gerade im Laub stocherte, flattert er auf den untersten Ast einer Eiche und beginnt vergnügt zu pfeifen, zu quietschen, schnarrt etwas Unverständliches, holt tief Luft, und dann klingt täuschend ähnlich der Bussardschrei. Nach seinem letzten Ruf schaut er sich vorsichtig um. Ist einer seiner Feinde, Habicht oder Sperber, auf ihn aufmerksam geworden, oder der schleichende Baumrarder? Nein! Kichernd beendet der lustige Kobold sein Konzert.

Nun hat der ewig Betriebsame eine Eichel aufgenommen. Im kräftigen Schnabel trägt er sie hinter einen Haselnußstrauch, um sie, wie ein Forstgehilfe, fachmännisch in die Erde zu buddeln.

Trotz seiner forstlichen Hilfsarbeit hält ihn der Förster unter Kontrolle und verhindert eine allzu zahlreiche Vermehrung. Warum? Daß er Insekten, Käfer und Larven in Mengen vertilgt, rechnet ihm der Grünrock hoch an. Eicheln und Bucheckern, gelegentlich auch eine Kreuzotter, seien ihm gegönnt. Wenn aber im Mai die fünf bis sieben Jungen ihre weißgrünen Eischalen mit den graubraunen Tüpfelchen sprengen, suchen die Alten nicht nur Mäuse zur Atzung, sondern werden ganz gefährliche Nestplünderer. — Dennoch, wir lieben den Schalk des Waldes, obgleich er von uns herzlich wenig hält.

OKTOBER

1.	Di.	Remigius, Giselbert	
2.	Mi.	Leodegar	
3.	Do.	Theresia vom Kinde Jesu	
4.	Fr.	Franz von Assisi ☉	
5.	Sa.	Helmut, Meinolf	
41. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1—8	
6.	So.	18. Sonntag n. Pfingsten Rosenkranzfest, Erntedankfest, Bruno	
7.	Mo.	Sergius	
8.	Di.	Brigitte	
9.	Mi.	Günther ☾	
10.	Do.	Viktor, Franz von Borgia	
11.	Fr.	Bruno, Protus, Mutterschaft Mariä	
12.	Sa.	Maximilian	
42. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14	
13.	So.	19. Sonntag n. Pfingsten Kirchweihfest, Eduard	
14.	Mo.	Burkhard	
15.	Di.	Theresia von Avila	
16.	Mi.	Hedwig, Gerhard	
17.	Do.	Margareta Alacoque ☉	
18.	Fr.	Lukas	
19.	Sa.	Frieda, Edwin	
43. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten, Joh. 4, 46—53	
20.	So.	20. Sonntag n. Pfingsten Wendelin, Irene	
21.	Mo.	Ursula, Meinhard	
22.	Di.	Ingbert, Cordula	
23.	Mi.	Severin, Joh. v. Kapistran	
24.	Do.	Erzengel Raphael	
25.	Fr.	Crispin und Crispinian ☽	
26.	Sa.	Amandus, Siegebald	
44. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht, Matth. 18, 23—35	
27.	So.	21. Sonntag n. Pfingsten Christkönigsfest Vincenz, Sabine	
28.	Mo.	Alfred, Egbert	
29.	Di.	Dorothea, Narzissus	
30.	Mi.	Serapion, Dietger	
31.	Do.	Wolfgang, Jutta Reformationsfest	
1.	1802 †	B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes“.	
1.	1835	Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.	
1.	1885	Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn	
1.	1894	Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.	
1.	1906	Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.	
3.	1948 †	Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.	
3.	1946 †	Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.	
5.	1939 †	Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.	
16.	1899 †	H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.	
17.	1912 †	Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.	
19.	1945 †	Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.	
20.	1953 †	Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.	
21.	1956 †	Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fernsehprediger.	
25.	1400	Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an. Bischof Otto von Münster ab.	
26.	1922 †	Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.	
29.	1938 †	Karl Schönecker, Musiklehrer in Dinklage.	
30.	1880 †	Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.	

Familie Zaunkönig



Könige pflegen meist ernsthafte, sorgenbeladene Naturen zu sein. Nicht so mein Freund Zaunkönig! — Sein Reich liegt in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, keinen Steinwurf weit vom Haus entfernt, in einer filzigen Hecke. Da tönt sein Lied von früh bis spät. Und wie er singt! Man sollte nicht meinen, daß die laute, wohltonende, klare Strophe, gemischt mit klangvollen Rollern, der Kehle des gerade sechs Gramm wiegenden, winzigen Vögleins entströmt. Wer möchte den Sänger belauschen? Kommt mit, aber bitte langsam, leise . . . Da, mitten in der Hecke sitzt der unscheinbare Knirps mit dunkelbraunen Wellenlinien im rostbraunen Federkleid. Er hat sich mächtig in die Brust geworfen und das kurze Schwänzchen beim Singen noch höher gesterzt als gewöhnlich.

Und sein Weibchen? Dort schlüpft es gerade von Ast zu Ast bis auf den Boden und turnt sodann wieder nach oben. In der Nähe des Gatten verweilt es einen Augenblick und knickt graziös vor dem königlichen Sänger. Doch zum längeren Verweilen fehlt ihm die Ruhe. Es ist ja so beschäftigt!

Jäh bricht der Gesang ab. Ein schrilles „Zerr“ und das warnende „Zeck, zeck, zeck!“ Eine unvorsichtige Bewegung hat uns heimlichen Beobachter verraten. — Der Sänger turnt nach unten. Dort trifft er seine Frau am Wurzelwerk beim Bau eines Spielnestes. Dieses hat bereits die Form einer Mooskugel, und der seitliche Eingang ist gerade weit genug zum Durchschlupf. Familie Zaunkönig ist sehr arbeitsfreudig und wird gewiß noch einige Spielnester, die dem nächtlichen Aufenthalt dienen, errichten.

Am jenseitigen Ende der Schwarzdornhecke ist das größere und besonders sorgsam ausgepolsterte Brutnest. Da hinein wird das Weibchen vermutlich sechs große, rotgepunktete, weiße Eier legen. Zaunkönigs sind für Gemeinschaftsarbeit. Abwechselnd werden sie dreizehn Tage lang brüten und in treuer Kameradschaft die hungrigen Schnäbelchen mit Insekten, deren Eiern und Larven stopfen.

Der Winter führt die Familienangehörigen wieder zusammen. Andere Artgenossen sind dann ebenfalls willkommen. Sie bilden eine Zweckgemeinschaft, denn alle schlüpfen nachts in ein gemeinsames Spielnest, um sich gegenseitig zu wärmen. Man schlägt sich recht und schlecht durch die frostige Jahreszeit. Dennoch, zu einem fröhlichen Liedchen sind die niedlichen Vogelzwerge immer aufgelegt.

NOVEMBER

1.	Fr.	Allerheiligen ☉	
2.	Sa.	Allerseelen	
45. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen Matth. 22, 15—21	
3.	So.	22. Sonntag n. Pfingsten Hubert	
4.	Mo.	Karl Borromäus	
5.	Di.	Zacharias und Elisabeth	
6.	Mi.	Leonhard	
7.	Do.	Engelbert, Willibrord	
8.	Fr.	Gottfried, Egbert ☾	
9.	Sa.	Theodor	
46. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18—26	
10.	So.	23. Sonntag n. Pfingsten Andreas Avellinus	
11.	Mo.	Martin, Bischof	
12.	Di.	Kunibert	
13.	Mi.	Stanislaus Kostka	
14.	Do.	Alberich, Josaphat	
15.	Fr.	Albertus Magnus	
16.	Sa.	Gertrud, Egmund ●	
47. Woche		Ev.: Gleichnis vom Senf- körnlein, Matth. 13, 31—35	
17.	So.	24. Sonntag n. Pfingsten Hugo, Gregor	
18.	Mo.	Odo, Abt	
19.	Di.	Elisabeth von Thüringen	
20.	Mi.	Buß- und Betttag Felix, Bernward	
21.	Do.	Mariä Opferung	
22.	Fr.	Cäcilia	
23.	Sa.	Clemens, Felicitas	
48. Woche		Ev.: Das Ende der Welt Matth. 24, 15—35	
24.	So.	Letzter So. nach Pfingsten Totensonntag ☽ Johannes vom Kreuz	
25.	Mo.	Katharina	
26.	Di.	Konrad	
27.	Mi.	Willehad	
28.	Do.	Günther, Rufus	
29.	Fr.	Saturnin	
30.	Sa.	Andreas	
1.	1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.		
4.	1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).		
4.	1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant und Propst.		
7.	1960 † Johannes Ostendorf-Lohne, Konrektor, verdienter Heimatforscher und -schrift- steller.		
8.	1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.		
9.	1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.		
9.	1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor- mator der kath. Volksschulen.		
10.	1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.		
10.	1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichs- tagsabgeordneter.		
15.	1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage— Lohne.		
15.	1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Clop- penburg — Oldenburg (17. Oktober 1875 Oldenburg—Quakenbrück).		
15.	1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, be- deutender Schulmann und Schriftsteller.		
17.	1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.		
18.	1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma- schinenfabrikant, Begründer der Holthaus- schen Maschinenfabrik.		
18.	1887 Großer Brand in Dinklage.		
19.	1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Mün- ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch- lich zum Bistum Osnabrück gehört.		
28.	1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zu- letzt in Gotha.		
29.	1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.		



Der Steinkauz



Fröstelnd und übernächtigt saß die Mutter am Bett ihres schwerkranken Kindes. Von weitem klang der unheimliche Ruf des „Totenvogels“, erst leise, gedämpft: „Puhu“, dann fordernd: „Ku Witt, ku Witt“. Die Stimme kam näher . . . jetzt rief der Nachtvogel aus dem Kastanienbaum vor dem offenen Fenster der erleuchteten Krankenstube: „Ku Witt“ — komm mit! Die Frau erschauerte. Eulruf bedeutet Tod! Lieber Gott! Ihr Jüngstes mußte doch nicht etwa sterben?

Entsetzt schrie die Mutter auf. Das kranke Kind schreckte zusammen. Indem wurde auch schon die Tür des Nebenzimmers aufgerissen. „Was ist denn los, Mutter?“ erkundigte sich besorgt der älteste Sohn der Witwe. Die Frau deutete stumm auf das Fußende des Bettes. Da saß der „Totenvogel“, das Gesicht dem Kranken zugewandt und machte seltsame Verbeugungen.

Der Junge wußte gleich Bescheid: „Aha, ein Käuzchen!“ — Der kleine Störenfried hatte seine fünf Geschwister voreilig verlassen und war seinen Eltern auf der Jagd nach Insekten gefolgt. So hatte er sich hierher verirrt.

„Der Totenvogel hier im Zimmer!“ stöhnte die Mutter, „wenn das nicht was zu bedeuten hat!“ — Der Sohn aber lächelte über diesen alten Aberglauben. Er schlich sich von hinten an den jungen Steinkauz heran, faßte ihn mit einem schnellen Griff und trug ihn auf den Boden. Hier sollte er, vor Sperber und Habicht geschützt, so lange bleiben, bis er selbständig sein würde.

Am folgenden Abend stand der Junge, gut verborgen, hinter einer Ritze der Schuppentür und spähte nach dem vergitterten Bodenfenster. Der Jungvogel begann zu rufen . . . Er erhielt Antwort. Dann kam im Gaukelflug ein alter Kauz geräuschlos angeflattert. Er trug etwas im Schnabel, vielleicht einen Käfer oder eine Schnecke, und ließ sich am Fenster nieder. Darauf brachte er eine Maus in den Fängen. Diesmal verweilte der Altvogel länger.

Bald lernte die junge Eule auf dem Dachboden selbst das Mäuseschlagen. Die Eltern kamen seltener und blieben schließlich aus. Nun öffnete der Junge das Fenster. Die Eule flatterte, von den schimpfenden Kleinvögeln verfolgt, durch das Giebelloch in eine dunkle Scheune. Von da unternimmt sie noch heute ihre Jagdflüge.

Übrigens hat der „Totenvogel“ kein Unglück gebracht, denn das Kind ist wieder gesund geworden und freut sich seines Lebens.

DEZEMBER

49. Woche	Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33		
1. So.	1. Adventssonntag ☉	Anfang des Kirchenjahres (Geschlossene Zeit), Arnold	1. 1955 † Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher.
2. Mo.	Blanka, Bibiana		2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.
3. Di.	Franz Xaver		
4. Mi.	Barbara		
5. Do.	Reinhard		3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.
6. Fr.	Nikolaus Bischof		
7. Sa.	Ambrosius ☾		
50. Woche	Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10		
8. So.	2. Adventssonntag	Mariä Unbef. Empfängnis Elfriede	8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.
9. Mo.	Abel		
10. Di.	Melchisedes		8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.
11. Mi.	Damasus		
12. Do.	Justinus		
13. Fr.	Lucia		
14. Sa.	Berthold, Franziska		11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.
51. Woche	Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28		
15. So.	3. Adventssonntag	Rainald, Christiana	11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.
16. Mo.	Adelheid, Eusebius ☉		
17. Di.	Begga, Lazarus		14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.
18. Mi.	Wunibald, Christoph, Quatember		
19. Do.	Fausta, Friedbert		
20. Fr.	Christina, Quatember		
21. Sa.	Thomas, Quatember		20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.
52. Woche	Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6		
22. So.	4. Adventssonntag	Beate	20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonomierat.
23. Mo.	Dagobert ☽		
24. Di.	Hl. Abend, Adam u. Eva		
25. Mi.	1. Weihnachtstag 2. Weihnachtstag		24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.
26. Do.	Stephanus (Offene Zeit)		
27. Fr.	Johannes, Evangelist		24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.
28. Sa.	Fest der unschuld. Kinder		
53. Woche	Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird, Luk. 2, 33—40		
29. So.	Sonntag n. Weihnachten	Thomas von Canterbury David, Lothar	25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.
30. Mo.	Amadeus ☉		
31. Di.	Silvester		30. 1934 † Heinrich Klungenberg-Lohne, Kunstmaler.



Der Kleiber



Im letzten Winter, als Schnee und Frost das hungernde Vogelvölkchen an mein Futterhaus trieben, war auch ein Kleiberpärchen dabei. Blau- und Kohlmeisen kamen und turnten in den Zweigen. Berg- und Grünfinken lasen mit Bedacht und ohne Gier die dargebotenen Körner auf. Wie überall, so führten auch hier die Spatzen das große Wort. Diese Schreier waren einem Kirschkernebeißer ganz und gar zuwider. Mürrisch und verbissen jagte er die kecken Gesellen immer wieder vom Futtertisch.

Wie anders benahmen sich dagegen die Kleiber. Verträglich im Umgang mit den verschiedenartigen Nachbarn, waren sie noch lebhafter als die geschäftigen Meisen. Einmal sah man die graublauere Oberseite, dann leuchtete das Ockergelb des Bauches und das Weiß der Kehle. Leicht huschten sie den Stamm hinauf, ohne sich, wie die Spechte, auf den Schwanz stützen zu müssen, pickten und suchten unter der Borke nach Larven, hüpfen um den Stamm, hingen sich an einen Ast und liefen ebenso geschickt abwärts.

Plötzlich hatte sich einer der Kleiber in die Tiefe gestürzt und stocherte im moderigen Laub. Schon stieg er wieder in die Höhe und trug etwas im Schnabel. Was mochte er wohl ausgebuddelt haben? — Vielleicht eine Eichel, eine Buchecker oder eine Nuß? Er klemmte seinen Fund in eine Rindenspalte, hielt ihn mit den Vorderzehen fest und hämmerte mit dem spitzen Schnabel munter darauf los, um dann Stückchen für Stückchen des freigelegten Kernes zu verspeisen.

Der Winter verging — die nordischen Gäste zogen in ihre Heimat zurück. Die Kleiber, gewöhnlich in Gesellschaft von Meisen, Baumläufern und Goldhähnchen, blieben im benachbarten Feldgehölz. „Sit“ — stetig und gedämpft erklang ihr Ruf, der die Begleiter zusammenhielt. Als dann der Ringeltauber kam, die glänzende Brust aufblähte und mit „Ku, kuruh“ den Lenz verkündete, lösten sich die einzelnen Paare aus dem Verband. Das Kleibermännchen mit dem kräftigeren schwarzen Augenstrich stieg auf die Wipfel der Bäume und flötete durch sein helles „Tü, tü, tü“, das Weibchen herbei. Dann huschten beide davon . . . Immer wieder flogen sie eine alte Buche an, in die vor zwei Jahren der Grünspecht seine Nisthöhle gezimmert hatte. Diese wurde von den Wohnungsuchenden eifrig besichtigt. Sie gefiel — bis auf das viel zu große Schlupfloch. Das mußte verengt werden. Also machten sich beide ans Werk, trugen Lehmklümpchen herbei, vermengten sie mit Speichel — wie die Schwalben — und „verklebten“ so den Eingang bis auf einen schmalen Durchschluß.

Längst sind die sieben Spechtmeisenkinder geschlüpft. Sie ernähren sich selbst; dennoch bleiben sie bei den Eltern und führen mit ihnen ein vorbildliches Familienleben.

ZU UNSEREN MONATSBILDERN

Wieder sind sie einem besonderen Thema vorbehalten, die Monatsbilder. Es war die fruchtbare Idee unseres verewigten Kalendervaters, Dr. Heinrich Ottenjann, alljährlich das Monatskalendarium durch eine geschlossene Bilderreihe aufzulockern und zu verlebendigen. Diese Übung hat sich dann in den verschiedenen Ausgaben gut bewährt.

Es gelang stets von neuem, ein abwechslungsreiches und abgerundetes Thema für die Auswahl der Monatsbilder zu finden. Meistens stand dahinter eine dokumentarische Absicht, d. h. es wurde die Gelegenheit genutzt, wichtige heimatliche Zusammenhänge und Sachverhalte an bevorzugtem Platz im Bilde festzuhalten und zu beleuchten. Wer in den vergangenen Kalenderausgaben zurückblättert, wird erstaunt sein über den interessanten und eindrucksvollen Bilderkatalog, der bereits vorgelegt und an bunter Vielfältigkeit kaum zu überbieten ist. So wurden hier also die unterschiedlichsten Bildertemen unseren Heimatfreunden inzwischen vorgeführt.

Auch unsere diesjährigen Monatsbilder verlassen die gewohnte und bewährte Linie nicht, obwohl sie zunächst in ihrem Thema wie in ihrer Ausführung überraschen mögen. Es werden, nicht in fotografische Aufnahmen, sondern in einer erlesenen Reihe von künstlerischen Federzeichnungen, charakteristische Vertreter der heimischen Vogelwelt dargestellt. Den Naturfreunden unserer Heimat soll damit eine besondere Freude gemacht werden, wie überhaupt gerade dieser Kalender speziell Anlaß nimmt, das Thema der heimischen Natur reich abgewandelt aufzugreifen. Es empfiehlt sich wohl längst, in solche Richtung verstärkt nachzustoßen. Die unerschöpflichen Lebens- und Erscheinungsformen von Fauna und Flora umfassen zweifellos ein wesentliches Stück unserer Heimat neben Besiedlung, Landschaft, Geschichte und Kultur. Schwer entwirrbare Wechselwirkungen bestimmen hier alle Bereiche.

Bei der heimischen Vogelwelt herrscht ein ewiges Kommen und Gehen. Ankunft und Abschied überschneiden sich im fortlaufenden Rhythmus der Jahreszeiten. Das große Reisen hin und her zwischen Nord und Süd hört das ganze Jahr nicht auf. Alles bewegt und ändert sich fortwährend, im einzelnen und im ganzen. Es gibt Nomaden und Seßhafte, Durchzügler und Bodenständige, Eintags- und Dauergäste in unseren Wäldern, Wallhecken und Gebüsch, auf unseren

Feldern, Straßen und Plätzen, an unseren Strömen, Flüssen und Bächen, sowie auf unseren Seen, Teichen und Pfützen.

Aber es gibt auch Bleibendes im ununterbrochenen Wechsel des Lebens der Vogelwelt. Dieses Bleibende ist sozusagen das Grundthema der gegenwärtigen Bilderreihe. Es wird monatlich in Bild und Wort wie eine musikalische Variation abgewandelt. Das gleichmäßige, rechteckige Format der Zeichnungen unterstreicht die Bindung innerhalb der Reihe, deutet gleichsam rein äußerlich das Bleibende im Wechsel der Bildinhalte an. Die einzelnen Vogelarten sind von Monat zu Monat in ihre charakteristische Lebensumgebung hineingesetzt. Stellung und Haltung wirken typisch. Mit gekonnten Strichen wurden Umriss und Einzelheiten herausgearbeitet. Fast alle Zeichnungen halten wie Stiche einer Betrachtung mit der Lupe stand. Es sind kleine Kunstwerke der Feder, mit viel Kenntnis und Liebe und noch mehr sorgsamer Einfühlung ausgeführt.

Präzise wie die Zeichnungen sind auch die jeweiligen Texte. Sie erscheinen unter den einzelnen Bildern. Zeichnung und Text bilden eine sehr gelungene Einheit, indem beide sich glücklich ergänzen. Das einzelne Motiv erfährt so eine willkommene Erläuterung und gewinnt zugleich seinen bedeutungsvollen Hintergrund in der ganzen Reihe. Bei aller Kleinmalerei wird die große Linie entschieden durchgehalten.

Auf Einzelbeschreibungen der Bilder kann verzichtet werden; wir lassen die Gesamtheit der Zeichnungen wirken, die mit den Texten für sich sprechen. Mögen sie die erhoffte Freude und Bereicherung bescheren und den Leser durch das Jahr hindurch begleiten; mögen sie ihn ferner zu Beobachtungen und Vergleichen anregen und dadurch an den weiten Rhythmus der Natur und des Lebens in unserer Heimat ein wenig näher heranbringen!

Noch einige Sätze zum Künstler und Autor selbst, der die Zeichenfeder ebenso beherrscht wie das Wort. Es ist Oskar Ehrlich, Edeltzell b. Fulda, ein bekannter Naturkenner und Beobachter. Den Lesern des Heimatkalenders ist er schon bekannt aus kurzen Beiträgen, die früher erschienen sind. Zwar ist Oskar Ehrlich kein Münsterländer, aber er hat längst dahin Beziehungen geschaffen. So nutzen wir die Gelegenheit, ihn hier mit einer größeren Arbeit vorzustellen.

Alwin Schomaker-Langenteilen





Nest mit jungen Rohrdommeln im Schilfwald des westlichen Dümmerufers
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt...

Betrachtungen über kulturpolitische Notwehr

Bis 1960 ist die Zahl der deutschen Vertriebenen in der Bundesrepublik auf 9,9 Millionen Menschen angewachsen, und zwar durch Zustrom aus Oberschlesien, Niederschlesien, Ostpreußen, Westpreußen, Danzig, Ostpommern, Ostbrandenburg, aus der Tschechoslowakei, aus Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Estland, Lettland, Litauen, Memel und aus der Sowjetunion. Die Zahl vermehrt sich um 3,7 Millionen Flüchtlinge aus Mitteldeutschland und aus dem Ostsektor von Berlin. Dazu kommen weitere 210 000 Flüchtlinge nichtdeutscher Abstammung. Somit haben 13,8 Millionen heimatlose Menschen bis 1960 in der Bundesrepublik Zuflucht gefunden. Das ist mehr als die gesamte Einwohnerzahl von Schweden und Norwegen, die zusammen nur elf Millionen beträgt.

Aus „Tatsachen und Probleme der deutschen Vertriebenen und Flüchtlinge“
6. Aufl., Bundesvertriebenenministerium.

Die heutige Welt steht vor einer großen Wende. Schicksalhafte Wandlungen werden eintreten, bevor unser Jahrhundert zu Ende geht. Auch Deutschland ist an einem Wendepunkt seiner Geschichte angelangt. Kaum einer Generation vorher war es aufgegeben, ähnliche Klippen zu umsegeln. Mancher Leser mag diese wenig originelle Einleitung als abgedroschen empfinden; aber das ändert nichts an der bedrückenden Realität unserer Lage. Eine Binsenweisheit gewiß! Doch jedes echte Problem fängt binsenweise an.

Die kommenden Entscheidungen fallen in den Bezirken der Liebe zu Vaterland und Heimat. Lebenentscheidende Formkräfte bedürfen dort des Schutzes vor drohender Zersetzung. Die Entscheidungen fallen nach dem Maße, in dem es gelingt, eine gesunde Vaterlandsliebe und eine lebendige Heimatliebe zu retten. Ein Test, den das Münchener Marktforschungsinstitut „Infratest“ neulich durchgeführt hat, gibt zu denken: Von 262 Abiturienten, denen die Frage vorgelegt wurde, für welche Ideale sich der Einsatz des Lebens lohne, gaben nur noch drei Prozent das Vaterland an (12 Prozent Religion). Von 447 befragten Volksschülern der Oberklasse nannten ebenfalls nur drei Prozent

das Vaterland (vier Prozent Religion). Offenbar werden heute Schulerziehung und auch unsere Massenkommunikationsmittel (Rundfunk, Presse, Fernsehen, Film) ungenügend im Sinne vaterländischer Arbeit eingesetzt. Wenn wir Heimatfreunde das nicht selbst machen, wer soll es sonst tun? Also muß die Heimatbewegung, die unserem Volke doch die angestammte Heimat erhalten will, erkennen, wo Gefahren drohen. Sie muß auch den Gegner aufstöbern, der einen totalen Raub im Schilde führt, sie muß der Öffentlichkeit zeigen, wo die Abwehrfront aufzurichten ist. Nur dann kann sie zielsicher vorgehen, oder sie stößt ins Leere.

Haben Heimat und eigenständiges Volkstum noch Zukunft angesichts der erdumspannenden Rechtswillkür gewalttätiger internationaler Weltbeglückungslehren? Ist Heimat frommer Selbstbetrug geworden? Wird der Heimatgedanke „fortschrittlichen“ Begriffsverwirrungen geopfert? Werden solche Verwirrungen erzeugt mit dem Ziel, uns innerlich für den Osten sturmreif zu machen und uns ihm allmählich auszuliefern? Die Früchte der antiheimatlichen Propaganda und Kulturpolitik wachsen jedenfalls langsam, aber sicher. Wehe!, wenn sie eines Tages urplötzlich auf das Gebäude unserer so sicher scheinenden Welt herabstürzen und es zum Einsturz bringen!

Welches sind überhaupt die Folgen, wenn Menschen in großen Mengen heimatlos gemacht werden? Die allgemeine Bankrotterklärung ist hier bereits so gigantisch, daß sie von vielen gar nicht mehr wahrgenommen wird. Werden unsere Heimatfreunde also eine Lehre daraus ziehen? Das Recht auf Selbstbestimmung, zu dem das Recht auf Heimat untrennbar gehört, kann doch weder durch eine augenblickliche Machtlage gelöscht, noch durch eine gewaltsam vollzogene soziale, wirtschaftliche oder gar kulturelle Gleichschaltung geschmälert werden. Aber hat die Heimatbewegung ein Gespür für jene tiefgreifenden Veränderungen, die mit den Massenaustreibungen hereingebrochen sind? Begreift sie deren Auswirkungen? Beachtet sie jene Gefahren, die ihr selbst in Gestalt der eigenen Ahnungslosigkeit und Gleichgültigkeit mehr drohen als durch kulturpolitische Vernebelungskünste?

Diese vielschichtigen Fragen sind sehr verwickelt und genau so umständlich zu beantworten. Es wäre unnütz, sich hier auf bloße Klagen zu beschränken. Sie machen nur stumpf und müde. Aber wachsende Aufmerksamkeit und breitere Nachdenklichkeit über diese Fragen würden hoffen lassen. Nacheinander leuchtet deswegen die Reihe der Leitsätze in den vergangenen Jahren den Gesamtbereich ab und erhebt entsprechende Forderungen einer umfassenden Kulturpolitik, wovon die auf das Land und das Bauerntum zugeschnittene Kulturpflege („ländlich-bäuerliche Kulturpolitik“) ein Teil ist. Die Methode, den Weg schrittweise zu gehen (vgl. H. K. 1958, S. 33 ff., H. K. 1959, S. 33 ff., H. K. 1960, S. 33 ff., H. K. 1961, S. 35 ff., H. K. 1962, S. 34 ff.), hat nicht jeden Heimatfreund begeistert. Aber sie war notwendig, um jeweils von der gemeinsamen Plattform aus in alle Richtungen vorstoßen zu können.

Die Aufsätze von 1961 und 1962 über Tradition bzw. über die konservative Grundhaltung bereiteten den diesjährigen vor. Derselbe nimmt endlich jene antiheimatlichen Tendenzen aus Korn, die vom Zeitgeist und seinem Anwalt (linksgerichtete Kulturpolitik) unter vielerlei Gestalten verhüllt werden. Antiheimatlichkeit ist ein echtes politisches Element geworden, dessen gegenwärtige Funktionen und kulturpolitische Erscheinungsweisen aufzudecken sind, damit die „heimatlosen Gesellen“ das Zukunftsziel nicht erreichen. Wie glücklich könnten wir heute sein, wenn nicht tote Ideen die Völker regieren und beherrschen wollten, sondern Menschlichkeit, die es ohne Heimat nicht gibt. Wir müssen unsere eigenen Menschen davor warnen, auf jenen perfiden Trick hereinzufallen, der sie vom niederdrückenden Nebel, welcher in jüngster Vergangenheit heimatliebende Herzen und Hirne umwallte, in den gleißenden Schleier antiheimatlichen „Fortschritts“ einzuwickeln trachtet. Dann werden sie sich nicht von der weltweiten Heimatlosigkeit unserer Tage überrollen lassen.

Das „Nein!“ gegen die antiheimatliche Kulturpolitik hat vorzüglich die Heimatbewegung zu sprechen. Sie muß Sperrfeuer schießen, damit die antiheimatlichen Kräfte vor den Schlägen der öffentlichen Meinung zurückzucken. Bestimmten Kreisen unserer „Geisteselite“ fehlt es an Mut und Kraft zum Widerstand. Ganz unmöglich dürfen Heimatfreunde heute so leben, als könne nichts passieren, als gäbe es keine fundamentale Existenzbedrohung. Die Heimat-

bewegung darf nicht zu gesellschaftlicher Verantwortungslosigkeit hinabgedrückt werden. Sie hat eine höchst verantwortliche politisch-gesellschaftliche Funktion.

Wie die Heimat im Staatsleben der Völker, muß die Heimatarbeit im Kulturleben eine angemessene Stellung einnehmen. Der Staat ist für die Heimat und ihre unversehrte Bewahrung da, nicht umgekehrt! Wenn der niedersächsische Kultusminister auf der Festsetzung des Niedersachsentages 1961 von einem „Bekenntnis der Heimat zum Staat“ sprach und dabei das „Bekenntnis des Staates zur Heimat“ unerwähnt ließ, war das symptomatisch und vielsagend. Die Heimatbewegung muß wachen, daß die Gewichte nicht so verschoben werden. Ihr fällt die Aufgabe zu, notfalls scharf Alarm zu schlagen.

Es kommt heute darauf an, die Notwendigkeit der Heimatarbeit energisch ins öffentliche Bewußtsein zu bringen, zumal das Recht auf Heimat — wie niemals vorher — zum Prügelknaben politischer Willkür gemacht wird. Insofern häuft sich hier mehr als nur kulturpolitischer Zündstoff. Was wir an geistiger (und materieller!) Kraft für die Heimatarbeit aufwenden, wird sich hoch bezahlt machen. Versäumen wir aber die Gelegenheit zum Handeln, so haben wir sie wahrscheinlich für immer verpaßt. Die Vertreibungen waren wie ein Fluß ohne Brücke zwischen zwei Ufern: Auf der einen Seite Menschlichkeit und Heimat, auf der anderen Unmenschlichkeit, Terror und Heimatlosigkeit. Die Schrecken der gewaltigen Austreibungen aus ostdeutschen Heimatbereichen, angeblich im Namen der Freiheit und des Fortschritts, sind weder bei den Betroffenen noch im allgemeinen Volksbewußtsein ausgelöscht. „Selbst zu Attilas Zeiten hat Europa keine derartigen ungeheuren und auch so blutigen Bevölkerungsverschiebungen erlebt wie jene“, urteilt darüber der Franzose Jean de Pange in seinem Dokumentarbericht: Verjagt, beraubt, erschlagen (Wiesbaden 1961).

Heimat: Wirklichkeit oder Vorspiegelung?

„Ich war ja auch unterwegs, war Soldat im Kriege, war auf Reisen in vielen Ländern und Städten, aber es wurde mir nie wirklich wohl in der Fremde; ich begreife jetzt, warum das Wort Elend vor alters soviel wie Fremde bedeutete. Seither bin ich daheim geblieben. Da tue ich meine geringe Arbeit unter den andern und stehe eben eine Weile so da und schaue mich um, und dann wird mir leicht



und fröhlich zumut, weil ich alle die bekannten, die getreuen Dinge um mich versammelt finde, denn die Heimat ist das Bleibende, das Sichere, sie ist Erbgnade für unser unseliges Geschlecht.“
(K. A. Waggerl: Wegrainer Tagebuch)

Menschen, die selbstverständlich heimatgebunden sind, mögen erstaunt fragen, warum irgendjemand tiefschürfende Gedankengänge über die Heimat ausbrütet. Sie ahnen, wie schwer es ist, dem Geheimnis der Heimat näherzukommen. Andere haben gesagt, wer die Heimat analysiere, dem zerbräche sie als etwas Lebendiges unter den forschenden Gedanken. Es scheint in der Tat manchmal so, als ob solche Neugier der Unfähigkeit zu echter Heimatliebe freien Lauf ließe.

Dem braucht nicht so zu sein. Ja, es erscheint durchaus sinnvoll, Betrachtungen über Begriff und Bedeutung der Heimat anzustellen. Dazu besteht gerade in unserer Zeit hinreichend Grund, wie wir schon sahen. Aber die Beschäftigung mit dem Wesen der Heimat verlangt liebenden Sinn. Dieser hat die Gedanken und Erwägungen zu lenken. So mag hier nun dargetan werden, ob Heimat und Heimatbindung heute bloß Selbsttäuschung oder noch lebendige, blutvolle Lebenswirklichkeit sind.

Wer die Heimatliebe eines Volkes begreifen will, muß gut zuhören, aufmerksam beobachten und behutsam nachforschen können. Auch sind gründliche Studien darüber nützlich, was heimattreue Menschen wirklich gedacht, gefühlt, gesagt, geschrieben und getan haben. Landläufige Plattheiten von der „liebvollen Rückerinnerung an die Kindheit“ oder Schlagworte vom „warmen Nest“ und so vermögen wenig. Andererseits ist das Vokabular der Lüge beim Gegner unerschöpflich im Verdrehen der Sachverhalte. Wir machen einen Unterschied zwischen gefühlvoll versponnener Heimatarbeit und realistisch-klarsichtiger Kulturpolitik gegen die geistige und materielle Bedrohung durch eine militante heimatfeindliche Ideologie, die die Schuld an den Massenvertreibungen von Abermillionen Menschen ohne weiteres in ihre politische Rechnung einbezieht. Wenn wir den Gesinnungsterror dieses kulturgeschichtlichen Mißwuchses dulden, der längst die geistigen und sittlichen Grundlagen der zwei Jahrtausende christlich-abendländischen Kultur verlassen hat, werden wir als Vertreter der Heimatbewegung mitschuldig, soviel darf hier schon vorweggenommen werden.

Heimat und Heimatliebe, Bodenständigkeit und Heimatbindung sind für den unverbildeten Menschen einfach Selbstverständlichkeiten. Darüber gibt es normalerweise keine Meinungsverschiedenheit. Das sichert dem Heimatgedanken auch die unvergleichliche Volkstümlichkeit. Es gibt etwas, für das man keinen anderen Namen weiß, als eben nur: H e i m a t.

Diese Heimat ist Notwendigkeit, Sicherheit und Auftrag zugleich. Sie wird als gottgewollt und gottgegeben verstanden. Wer Gott verliert, der geht meistens auch heimatlicher Geborgenheit verlustig, und der unterschwellige Atheismus der Antiheimatlichkeit offenbart sich heute allerorten. Die natürlichen Zusammenhänge zwischen Gläubigkeit und Heimatliebe haben lebensbestimmende Formkraft. Gegenüber Glaube und Heimat steht der Terrorismus aller antiheimatlichen Politik auf die Dauer vor seinem Ende.

Der Herrgott heftet gewissermaßen jeden Menschen ursprünglich an die Erde, und zwar auf einem ganz bestimmten Platz unter einer ganz bestimmten Sonne. Fast in allen Völkern lebt das bewußte oder unbewußte Wissen um den Schöpfungsvorgang der Bibel. Der Mensch muß nachher in seinen angestammten Lebensraum hineinwachsen, der als Urgrundlage der Gesamtexistenz und der Lebenssicherheit erlebt wird. Das bedeutet Verwurzelung mit allen körperlichen und geistig-seelischen Kräften. Aus derartigem Wachstum reift schließlich die natürliche Liebe zu jenem geschichtlichen und geographischen Raum, der mit seinen geistigen, kulturellen und materiellen Gegebenheiten als „Heimat“ verstanden wird. Mit sämtlichen Herzensfasern durchdringt so der bodenständige Mensch seine Heimat, lebt er mit ihr in fester Bindung und umgibt sie mit selbstverständlicher Liebe.

Heimat bedeutet wesentlich mehr als eine „geographische Lokalisierung“, wie Thornton Wilder meint, wenn er sagt: „Es verstört einen, das Gefühl verloren zu haben . . . , genährt und gestützt zu werden von einer dieser Lokalisierungen. Aber mit diesen ist es vorbei. Wir haben in diesem Sinne kein warmes Nest mehr.“ Hier reicht die Aussage nicht weiter als bis zur „Lokalisierung“ oder bestenfalls bis zum „warmen Nest“ der Heimat. Das ist charakteristisch für die Entwurzelten unserer Tage. In dieser viel zu engen Sicht erschöpfen sich die leichtfertigen Urteile weltbürgerlicher Nomaden über Heimat und Heimatbindung. In Wirklichkeit ist Entwurzelung nur äußerlich ein geographi-

sches Problem bzw. eine Angelegenheit der „Lokalisierung“, etwa in Gestalt des materiellen Verlustes von Elternhaus, Heimatdorf und heimatlichem Besitz. Entscheidend schwerer wiegt die Entwurzelung im geistig-seelischen Sinne. Sie endet meistens in jener Feindschaft gegen Heimat und Heimatbindung, gegen Bodenständigkeit und Heimatliebe, gegen Tradition und konservative Haltung, wie sie heute im antiheimatlichen Kulturkampf auf der ganzen Linie immer sichtbarer wird.

Zweifelsohne braucht der Mensch mehr als nur eine geographische oder gar politische Heimat. Dabei lassen wir die Wechselwirkung von irdischer und „ewiger Heimat“ vorerst aus dem Spiel und betrachten zunächst die natürliche Wechselwirkung von menschlicher Bodenständigkeit und wurzelhafter Naturverbundenheit. Diese nimmt formenden Einfluß auf die ganze Lebensentwicklung des Menschen, und zwar in allen persönlichen, sozialen, politischen und kulturellen Belangen. So gehört besonders die Familie mit der Heimat zusammen und gewinnt ähnliche Bedeutung wie sie. Erst die Familie sichert rechte Geborgenheit und echten Lebensrückhalt in der Heimat. Dazu kommen die Nachbarn und die Menschen, mit denen wir täglich zu tun haben. Gleichermaßen haben die tragenden Kräfte der Heimat ihre Wurzeln in Familie, Nachbarschaft, Dorf und Gemeinde, in Religion, Weltanschauung, Kultur, Sprache, Tradition und Brauchtum. Auch Arbeit und Opfer sind in solchem Zusammenhang auf die Heimat hingeordnet. Die gefühlsmäßige und geistige Verflechtung mit dem geographischen, geschichtlichen, sozialen und kulturellen Lebensraum schafft also die Heimat. Sie erweitert dann ganz natürlich den Heimatbegriff zum *V a t e r l a n d*, ohne daß eine Veränderung der Wesenszüge eintritt. Heimat und Vaterland bedingen einander, wobei freilich die Heimat immer das Primäre bleibt. Erst die lebendige Heimatliebe bildet den unerschöpflichen Quellgrund gesunder Vaterlandsiebe.

Heimat ist kein Traum, dessen Inhalt Vergangenheit heißt, ist keine Euphorie alteingefahrener Traditionen und herkömmlicher Gewohnheiten. Heimatliebende Menschen müssen nicht unbedingt provinzlerisch und engherzig, spießbürgerlich und hausbacken sein. Ebensowenig darf Heimatbindung als „Diktatur einer lokalpatriotischen Umwelt“, als „Zwang und Unfreiheit des Althergebrachten“ oder als „verstaubter Krampf“ und

„altmodische Gefühlsduselei“ abgetan werden, am allerwenigsten bei der im heutigen Europa noch ansässig gebliebenen Bevölkerung, deren eigenes Verdienst an der Erhaltung der bisherigen Geborgenheit und Sicherheit der Heimat sehr unterschiedlich ist. Ganz gewiß kennt nur der heimatliebende Mensch jenen Stolz und jene tapfere Entschiedenheit, die das Leibliche gerade dann durchglüht, wenn die geistige Niederlage oder der materielle Untergang bevorstehen. Von den 2000 Bewohnern einer Hallig ließen sich während der großen Flutkatastrophe im Frühjahr 1962 bloß zwölf evakuieren. Die anderen wollten lieber mit ihrer Heimat überleben oder untergehen. Ähnliche Schicksale erfüllten sich 1945 und später zu Tausenden in stummer Not, ohne daß davon überhaupt je etwas Sensationelles bekannt geworden ist . . .

Heimat und Heimatliebe münden keineswegs in jene dumpfe Ergebung, „mit der kleine Leute das Walten der Staatsmacht hinnehmen wie die Unbilden der Natur“ (Franz Werfel: Die vierzig Tage des Musa Dagh). Ebensowenig lebt naturwüchsige Heimatbindung geistig von Winkelperspektiven, die „das Narkotikum des Nationalismus und die selbstverständliche Überlegenheit des Herrenmenschen“ gedeihen lassen. Jedoch bewirkt gesunde Bodenständigkeit stets volkhafte Eigenständigkeit. Wo aber Heimatliebe in Rassenwahn und Rassenhaß umschlägt — eine Möglichkeit, die nicht gezeugnet werden soll —, dort versiegt ihr wahrer menschlicher Quellgrund, wie jüngste Erfahrungen grausam lehren. Heimatliebe hat ferner nichts mit kommissiger Zackigkeit zu tun. Im Gegenteil! Irgendwie ist ihr von Natur aus jede Kasernenmentalität fremd oder gar widerlich. Längst ging die Zeit vorüber, in der Heimatliebe als Patriotismus der Untertanen „von oben“ gepflegt und erwartet wurde. Der forsche Hurrapatriotismus des demonstrativ schmissigen Typs schneidiger Reserveoffiziere hat seine Salonfähigkeit verloren und ist vom Gesellschaftsparkett endgültig verbannt. Echte Liebe zur Heimat brennt in stiller Glut und gebärdet sich nicht laut und geräuschvoll wie bei den „ewigen Marschierern und Rabauken“, die Heimatliebe exerzierten, indem sie politische Gassenhauer zu „Heimatliedern“ aufmöbelten. Die „oft ausgesprochene Maßlosigkeit dieses nationalen Charakters“ (Bundesminister Erhard) entzog sich dadurch selbst den Boden echter Heimat- und Vaterlandsiebe.



Das Museumsdorf ist nicht nur ein Zeuge
der baulichen Leistungen unserer Vorfahren,
sondern auch ein Zeugnis dafür,
daß die Bauten mit der Landschaft
auf das engste verbunden waren . . .

Wir begegnen in diesen Gebäuden
einem Stück Heimat,
das in ihnen Gestalt gewinnt.
Man sieht, daß hier eine bäuerliche Kultur
wirksam war, getragen von einer natürlichen Frömmigkeit
von Menschen, die Saat und Ernte erlebten
und mit der Natur zutiefst verbunden waren.
Echtes und starkes Heimatgefühl war in ihnen lebendig.

Viele Faktoren gestalten die Heimat:
Dialekt, Brauchtum, Sitte und Menschenbildung.
Sie ist im Leben der Menschen eine starke Macht,
und wie das Gefühl für das Vaterland männlich ist,
ist das Heimatgefühl ähnlich der Liebe der Mutter.

Das sollten wir unserer Jugend vor Augen stellen
als das heilige Erbe vergangener Generationen.
Für Menschen ohne das Band der Heimat
ist unsere Zeit genau so gefährlich wie eh und je.
Die Heimat zu lieben, ist nicht unmodern oder überholt.
Man muß wissen, wo man zu Hause ist
und wo die Quellen unseres Lebens und unserer Kraft fließen!

Auch das Museumsdorf Cloppenburg soll dazu dienen,
das echte Heimatgefühl wachzuhalten . . .
Wir wollen beim Bau des Museumsdorfes nicht stehenbleiben,
wir wollen damit für unser ganzes Volk arbeiten.
Wer die Heimat liebt, muß auch an das denken,
was kommen wird. Das gilt für unsere ganze Zeit,
wo Deutschland von großen Gefahren bedroht ist.“

Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke
bei der feierlichen Wiedereröffnung
des Quatmannshofes
am 15. Mai 1962



Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke während seiner Ansprache. Im Hintergrund der monumentale Giebel des Quatmannshofes.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Das macht heute viele Anzeichen von Skepsis und Müdigkeit verständlich. Außerdem macht es die Gesamtlage so schwierig. Unzweifelhaft kann Heimatliebe zu Machtzwecken mißbraucht werden. Es gab und gibt eine geistige Verführung und eine Kulturpolitik der „Völkerfeindschaft“ bzw. „Erbfeindschaft“, sobald der Heimatkomplex vor den Gedanken der Wiedervergeltung oder der „nationalen Ansprüche“ gespannt wird. Eine verfllossene Militärkaste und ihre Nachgeburt, das Hitlertum, sowie der Kolonialismus und der Kommunismus haben mit Erfolg versucht, Heimat und Heimatliebe als Hebelarm zu benutzen und für ihre politischen Zwecke einzusetzen. Die freidenkerisch-weltbürgerliche wie die marxistisch-kommunistische Ideologie enthüllen hier in ihrer Antiheimatlichkeit tiefste innere Widersprüche,

Weggeworfen an die Fremde

„Heimatlose Weltbürger
gleichen verlorenen Seelen,
die verzweifelt
nach vertrauten Zeichen
Ausschau halten“.

Reinhold Schneider

Wer aus der irdischen Heimat vertrieben wird, kann sich mit der ewigen trösten. Sie bleibt ihm, wenn er fest im Glauben steht, über alle Not und Wirrsal hinweg. Wer aber die ewige Heimat verliert, der verliert am Ende auch die irdische und ist schließlich „wie weggeworfen an die Fremde“.

In der Zeit der Aufklärung nach 1750 bildeten sich die Anfänge des modernen humanen Weltbürgertums, das Heimat und Volkstum als Eigenwerte schon weithin ablehnte und mehr dem Ideal des kosmopolitischen Gentlemans huldigte. Diese „freidenkerische“ Aufklärung tat sich etwas darauf zugute, jene „fortschrittliche“ Bewegung zu sein, „die einmal, heute oder morgen, den Nimbus des Herkommens wegriß“, wie es in einem damaligen Selbstzeugnis heißt. Sie erklärte jene Welt als die vorzüglichste, in welcher „der durch Kenntnisse, Geschmack, moralische Kultur und durch guten Umgang gebildete und verfeinerte Mann, der durch Ablegung aller Nationalvorurtheile ein Weltbürger geworden wäre“, am liebsten leben möchte. Dieses humanitäre weltbürgerliche Ideal der Aufklärung war nur bedingt antikonservativ und antitraditional. Es kannte vor allem keinen antiheimatlichen Affekt. Vorzüglich aus der geistigen Welt Goethes kam es auf unsere Tage. In vornehmer, gleichsam aristokratischer Grundhaltung pflegten seine Vertreter

Duldsamkeit. Sie erstrebten ernsthaft den Ausgleich zwischen heimatlich-nationaler Enge und weiter Welt. Weltbürger aus solcher Schule verfielen niemals ganz der Entwurzelung und der Fremde. So sagt Hermann Stehr in seinem Romann „Der Heiligenhof“: „Wer in seinem Herzen daheim ist, dem erscheinen alle Orte der Erde gleich gut“. Das Daheimsein im eigenen Herzen hat hier längst keine gläubige Fundierung mehr. Irgendwie wird heimatliche Geborgenheit ohne religiöse Gläubigkeit für möglich gehalten.

Erst in die revolutionären, wenn nicht nihilistischen Lehren aufgeklärter Weltbürger und entwurzelter Intellektueller des vorigen Jahrhunderts — es waren hauptsächlich Sozial- und Kulturideologien oder Lehrgebäude für Wirtschaft und Zivilisation — drang zwangsläufig der antiheimatliche Affekt vereint mit weltbürgerlicher Anmaßung hinein. Er wurde dann in gleichem Maße sozialistisches Programm, wie die fraglichen Lehren politisch Aktualität und Wirkung erzielten. Ihre Urheber waren bereits an die Fremde geworfene Heimatlose und wurden als solche von selbst zu Heimatverneinern und Heimatverächtern.

Während unseres Jahrhunderts tauchten neben der genannten Entwicklung weitere schwerwiegende Fakten auf, die jegliche Bodenständigkeit für viele Menschen und ganze Menschengruppen gefährden und damit deren Heimat in Frage stellen. Technik und Industrie, steigende Bevölkerungsdichten und soziale Umschichtungen, Ballungsräume und nicht zuletzt der moderne Verkehr schufen neue Verhältnisse im menschlichen Zusammenleben. Sie trennten und zerstörten, aber sie bewirkten auch eine vorher nie gekannte Vermehrung der menschlichen Berührungspunkte und des menschlichen Austausches auf allen Lebensgebieten. Besonders in Europa wurden seit dem letzten Kriege die politischen Geschicke der einzelnen Länder und Staaten enger als je verbunden. Die Völker und die Volkstümer rücken auf der ganzen Welt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt näher zusammen. Deswegen sagt Thornton Wilder, der amerikanische Schriftsteller: „Die Dinge, die allen Menschen gemein sind, beginnen ein ungeheures Übergewicht über diejenigen zu bekommen, die sie trennen“. Eine solche Welt scheint den Platz für heimatliche und volkstumsmäßige Besonderheiten auszuschließen. Gleichschaltung oder Nivellierung der Völker und Landschaften werden dementsprechend ideologisch wie politisch gefordert. Dabei droht uns allen, daß

wir zum Opfer unnatürlicher, mechanischer Vermassung werden, daß wir auf Grund maßloser Vereinfachung und gewaltsamer anorganischer Verwaltungssysteme jener naturnotwendigen Bodenständigkeit und eigenartigen Naturnähe beraubt werden, die nur in der Heimat schlechthin zu bewahren sind.

Es ist unlängst auch gesagt worden, jeglich Heimat sei ein Teil des Universums und verdiene nicht mehr Aufmerksamkeit als alles andere darin. Dieses hintergründige Argument hat heute, wo der Mensch sich mittels Raketen von der Erde abstößt und Kurs auf andere Welten nimmt, zunächst einiges Gewicht. Die Erde ist tatsächlich ihrer Einmaligkeit und Heimatlichkeit entkleidet, ist gewissermaßen entheimatet worden und erscheint im grenzenlosen All als eine von zahllosen Welten. Es schwankt der sichere Boden, auf dem wir fest zu stehen wähten. Aber hier wird außer acht gelassen, daß das Universum sehr wohl Stufungen und Werte kennt, die es nach wie vor fordern, daran Gedanken zu verschwenden. Für die meisten Menschen bleibt trotz allem die Heimat ein wertbeständiger Lebensbegriff, auf den niemand ernstlich verzichten kann.

Wort und Begriff Heimat haben also in unserer Zeitenwende keine Selbstverständlichkeit mehr und gerieten in den Streit der Meinungen bzw. in den Wettbewerb der Ideologien. Sie sind, wie viele andere Dinge, fragwürdig geworden. Heimat steht heute niedrig im Kurs, sowohl im Geistigen und Kulturellen wie im Politischen und Sozialen. Entwurzelung ist das Schicksal unserer Zeit und kündigt sich drohend an als große Geißel der Zukunft. Entwurzelung aus Raum und Geschichte, aus dem Geiste und der Seele der Heimat. Mehr Menschen als je müssen heute tatsächlich herausgerissen aus dem materiellen und geistig-seelischen Boden ihrer festen Heimatbindung leben, sind innerlich und äußerlich brutal heimatlos gemacht worden und deswegen wie weggeworfen an die Fremde...

Es gibt verschiedene Gruppen von Heimatlosen und verschiedene Gründe ihrer Heimatlosigkeit. Die meisten Menschen ohne Heimat tragen heutzutage schuldlos ihr schweres Geschick. Sie sind gewaltsam und unrechtmäßig Vertriebene, sind unfreiwillige Emigranten oder verfolgte Flüchtlinge, die alle ihre Heimat als Märtyrer ihrer Volkszugehörigkeit und Rasse

Geist der Zeit

**Tausend lauschen in die Leere,
an die Zeit gebannt.**

**Tausend bauen sich Altäre,
die Dich nie gekannt.**

**Tausend komponieren Chöre
mit entweihter Hand . . .**

**Alle folgen einer Märe,
die zu Dir nicht fand.**

Aus Hermann Thole: Im Reigen
des endlosen Liedes

oder ihrer Überzeugung verloren haben. Das geschah ihnen von Mächten, die vielfach einer abstrakten Ideologie im Sozialen und Politischen folgen und eine globale Entwurzelung der ganzen Menschheit durch „Weltrevolution“ erstreben. Vertreibung schafft Massenelend. Massenelend ist wiederum der Nährboden des Umsturzes und der Unordnung.

Andere Menschen wurden entwurzelt in den harten Betonwüsten der Großstädte und Industrieballungen, deren entseeltes Klima das Pflänzchen der Heimatliebe nur schwach oder überhaupt nicht gedeihen läßt. Dort gingen sie ihrer natürlichen Bodenständigkeit und lebendigen Heimatbindung verlustig im unaufhaltsamen Prozeß der Boden- und Natur-entfremdung einer technisierten oder atomisierten Zivilisationsgesellschaft.

Über die heimatlose und entwurzelte Masse erhebt sich mit der Zeit eine Intelligenzgruppe dynamischer und aktiver Existenzen, die aus der Not ihrer Heimatlosigkeit und Entwurzelung eine Tugend machen. Ihre geistige Auseinandersetzung endet in missionarischen Ideologien mit ausgeprägt antiheimatlichen Zügen. Der kulturpolitische Einfluß ihres sozialistisch-materialistischen Dogmas — speziell Marxismus und Kommunismus stellen geistige Ausgeburten von Heimatlosen und Entwurzelten dar — wird immer gefährlicher und muß uns eingehend beschäftigen.

Heimatlosigkeit beginnt als Entfremdung und wird als Verfremdung erlebt. Sie ist Zusammenhanglosigkeit mit der angestammten bekannten, mehr aber noch Zusammenstoß mit einer unbekanntem Welt. Schließlich führt Heimatlosigkeit in tiefinnerste Einsamkeit, die den dunklen Urgrund für unheilbares Heimweh abgibt. Heimatlosigkeit be-



deutet demnach im uralten Wortsinne Elend: Elend in der Fremde, Elend des Leibes und der Seele, materielles und geistiges Elend. Der heimatlose Mensch ist losgelöst vom Anfang und vom Ende, ist persönlich abgetrennt von der Verantwortung vor Volk und Geschichte, nicht selten auch von der Verantwortung vor der Familie. Recht und Gerechtigkeit empfindet er meistens als Willkür. Die Ehrfurcht vor Gott, Kosmos und Natur erleidet in vielen heimatlosen Menschen eine unheilbare Erschütterung. Alle menschlichen Bande des Heimatlosen stehen fortwährend auf dem Spiel.

Heimatlosigkeit endet bei dauerndem Verlust der Heimat leicht in totaler Entwurzelung. Die Anknüpfung wesensgleicher Heimatbindung an die Fremde gelingt nur in Ausnahmefällen. Totale Entwurzelung ist wiederum Vorstufe jener verzweifelten Bindungslosigkeit, die dem äußersten Nihilismus anheimfällt. Entwurzelte wissen oder glauben nicht mehr, wie sehr die heimatgebundene Persönlichkeit Religion, Volk und Vaterland lieben kann, und wie sehr ihr diese mit glühenden Banden ans Herz geschmiedet sind. Ihnen fehlt auch das Vorstellungsvermögen dafür, was Abschied und Heimweh moralisch-menschlich für jenen bedeuten, der einer bestimmten Gegend, einem einzigen Ort, einem vertrauten Acker, einem kleinen Haus und einem schmalen Gartengeviert zwischen Hecke und Zaun liebend verhaftet ist. Sie belächeln höchstens solche Sentimentalitäten. Das Wissen um den Zusammenhang zwischen heimatlicher Lebenssicherheit, heimatlicher Geborgenheit und geistig-seelischem Heimatglück entschwindet dem entwurzelten Menschen. Das Organ für Heimatland, Heimatlaute und Heimatsonne verkümmert in ihm. Er spricht von der „Illusion der Heimatluft.“

Die bis zu nihilistischer Bindungslosigkeit entwurzelten Menschen sind recht eigentlich die heimatlosen Menschen überhaupt. Sie mögen in ein zweifelhaftes „Weltbürgertum“ flüchten, um sich mit solchem Ausweg selbst zu betrügen, und treiben dennoch steuerlos umher. Ihre Gedanken suchen kein festes Heimatziel und keinen Wertpunkt mehr. Wer, wie sie an die unfaßbare Fremde geworfen ist im wahrsten Sinne des Wortes, der verliert für heimatliche Bande jedes Gespür. Er kann sich zwar erhaben fühlen über „heimatliche Enge“, aber er wird Nomade, weil er weit und breit, materiell und geistig, keinen Boden mehr unter den Füßen hat. Weltbürgerliche Nomaden leben

vom Sicheinrichten irgendwo und bei irgendwem. Im Sinne von Heimat kommen sie niemals und nirgendwo an. Die typischen Vertreter dieser extremen Gattung entwachsen hauptsächlich dem geistigen Hochmut der Großstadtluft.

Entwurzelten, aus allen Heimatbindungen ausgebrochenen Menschen, die „keine Heimat haben in der Zeit“ (Rilke), bleiben für ihre lebensmäßige und geistige Entwicklung nur zwei Wege, sofern sie nicht von nihilistischer Verzweiflung umhüllt werden, wie sie in dem Gedicht von Nietzsche ausgedrückt wird, das mit dem Vers schließt: „Weh dem, der keine Heimat hat!“ Der eine Weg führt in die schrankenlose „Freiheit“ und in den genußsüchtigen Egoismus kosmopolitischer Lebenomadern („süßes Leben“) des demokratischen Westens, der andere in die Klauen der Diktatur des materialistischen Kollektivs vom kommunistischen Osten.

Auf beiden Wegen hat die Heimat alle Bedeutung als Richtpunkt verloren. Der intellektuelle Schwachsinn der zwei Richtungen leugnet nicht die Existenz der Heimat für einzelne Volkstümer, aber er leugnet entschieden die notwendig umfassende Bindung und Wirkung der Heimat. Die gute alte Heimat hat hier nichts mehr zu bieten und zu fordern, geschweige denn bestimmte Pflichten aufzuerlegen. Sie ist nicht wert, daß sie geliebt oder gar verteidigt würde. Heimatlosigkeit verfälscht obendrein das Bild echter Heimatbindung, sobald sie entwurzelten Ideologien folgt. Heimatlose Intellektuelle hoffen, ohne Heimat besser durch die Welt zu finden. Sie beanspruchen für sich eine entheimatete Welt und schaffen sämtliche heimatlichen Gebilde, Erinnerungen und Symbole ab. So lasten sie wie ein Verhängnis über den Völkern, falls ihnen der Weg an die Macht geöffnet wird.

Im freiheitlichen Westen folgt der bodenfremd und naturfern verbildete Intellektuelle, der entwurzelte Individualist mit ausgehöhlter Eigenpersönlichkeit oder der kosmopolitische Genußbürger dem leichtlebendigen Grundsatz: ubi bene, ibi patria. Im kommunistischen Osten gehorcht der ebenfalls bodenfremde Sowjetbürger dem ideologischen Dogma des „sozialistischen Fortschritts“ mit dem Bewußtsein der Weltsendung. Pathetische Phrasen verherrlichen ihn dort als gleichgeschalteten Roboter und unvergleichliches Partikel der klassenlosen (Industrie-) Gesellschaft. Betrogene Selbstbetrüger sind beide. Der Unterschied zwischen ihnen besteht darin, daß



Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

„Berufene Historiker sind der geschichtlichen Vielfalt des heutigen Bundeslandes Niedersachsen im einzelnen nachgegangen. Ich möchte an dieser Stelle nur betonen, daß sich gerade die jungen Menschen von heute, natürlich auch die Parlamentarier, viel intensiver mit der Vergangenheit ihrer engeren und weiteren Heimat beschäftigen und wertvolle Traditionen, besonders aus dem Bereich der Verfassungsgeschichte, in Ehren halten und durchdenken sollten. —

Noch immer gilt, was Goethe einst in die Worte faßte: „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleibt im Dunkeln, unerfahren, mag von Tag zu Tage leben“. Auch in dem vielberufenen Zeitalter der Massen und der modernen Technik wird einem Volk, das nicht um seine geschichtliche Vergangenheit sowohl im Negativen wie im Positiven weiß, die Sicht in seine Zukunft verwehrt bleiben.“

Aus der Ansprache des Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke während der Festsetzung anläßlich der Einweihung des neuen Landtagsgebäudes in Hannover am 11.9.1962.

der eine von skeptischer Schwäche, der andere von gutgläubiger Kraft erfüllt ist.

Beide Typen: der heimatlose Nomade des Westens und der heimatlose Massensch des Ostens, leiden an geistiger Verformung und seelischer Verarmung. Die gewaltsamen Konstruktionen der „abstrakten“ Kunst, der „atonalen“ Musik und des „absurden“ Theaters hier entspringen den gleichen geistigen Urgründen wie dort die „Pläne“, Kombinate und Kolchosen. Das wird viel zu wenig erkannt. Diese „professionelle Deformation des Denkens“ bei entwurzelten Demokraten und entwurzelten Kommunisten, wie kürzlich ein führender französischer Zeitkritiker und Katholik schrieb, erschwert außerordentlich die Heilung der weitverbreiteten Antiheimatlichkeit westlich und östlich des „Eisernen Vorhangs“. Hätten solche Leute noch irgendwelche Wurzeln in einem bestimmten heimatlichen Erdreich, dann würden sie auf der einen Seite die Scheinfreiheit nihilistischer Willkür und auf der anderen die Diktatur des Kommunismus ablehnen. Dann würde die Lage im kulturpolitischen Kampf, wie die Heimatbewegung ihn zu führen gezwungen wird, sich ändern und weithin entschärft werden können.

Sperrfeuer gegen Heimat und Volkstum

„Der Mensch muß Erde
unter seinen Füßen haben,
sonst verdorrt ihm das Herz.“

Gertrud von Le Fort

Der Glaube an ein zeit- und raumunabhängiges Gesetz steten Fortschritts in der Menschheitsentwicklung muß als Irrglaube entlarvt werden. Wer diese Erkenntnis gewinnt, der gewinnt auch Einblick in die Tendenzen und Hintergründe unserer Zeit. Das aber ist wichtig, weil nur aus eingehender Betrachtung der Gefechtslage und der einschlägigen Kampfmittel die notwendige Abwehr gegen eine Kulturpolitik eingesetzt werden kann, die jede konservative Kulturpolitik auf dem Felde der praktischen Heimarbeit konkret und aktuell bedroht. Wer die unnobel und anmaßende Kampfesart der Gegenkräfte kennengelernt hat, der wird sich nicht wundern, wenn hier in ähnlichem Stil zurückgeschlagen wird.

Manche ungewöhnlichen und einmaligen Dinge in unserem heutigen Geistesleben werden mit einer Selbstverständlichkeit genommen, die ans Vermessene grenzt. Über andere wiederum, die eigentlich selbstver-

ständig sind, wird endlos palavert, kombiniert und kommentiert, gleichsam als riesengroßes Ablenkungsmanöver. Zu dem Einmaligen und Ungewöhnlichen, worüber die Wissenden kein Wort verlieren, und das die ahnungslose Öffentlichkeit schweigend akzeptiert, gehört die antiheimatliche Kulturpolitik. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, wissen oder nicht wissen wollen, ob wir uns Gedanken darüber machen oder nicht: alles, was wir sinnen und trachten, wünschen oder ablehnen sollen, wird hier von gewissen Stellen vorfabriziert, wird gefiltert und dann erst unter das Volk gebracht. Es kommt nun darauf an, daß wir die feine Unterströmung erkennen im massiven Sog des alltäglichen Publikationsstrudels, der die öffentliche Meinung von Tag zu Tag neu aufwirbelt und mit Schlagzeilen oder Sensationen seine Massenopfer sucht. Dazu müssen besonders die Heimatfreunde in den Stand gesetzt werden.

Es war in Deutschland schon immer schwierig, eine eigene Meinung zu vertreten und eine richtige Erkenntnis gegen den Strom durchzusetzen. Staat und Verwaltung liebten gerade bei uns keine kouragierten Persönlichkeiten mit eigenem Standpunkt. „Herdenvieh“ ist bequemer. Daran hat vorerst unsere gegenwärtige Demokratie wenig geändert. Wer eine andere als die von Vertretern des Staates und der Verwaltung offiziell sanktionierte Meinung riskiert, wird leicht als „Querkopf“ abgestempelt. Diese Tatsache muß im Kampfe gegen die antiheimatliche Kulturpolitik mitberücksichtigt werden. Der gegenwärtige Ansturm der Antiheimatlichkeit geht nämlich nicht nur von Intendanten und Presse-redaktionen aus, sondern wird viel hintergründiger auch von mancherlei Dienststellen des Staates, die irgendwelche kulturellen Belange wahrzunehmen haben, operativ und taktisch geleitet. Wer heute offiziell Hochschätzung und Anerkennung in Kunst und Kultur erfahren will, muß antiheimatlich sein. Was bleibt ihm nach Lage der Dinge anders übrig?

Bei einer Auktion werden die Chancen immer an den Meistbietenden verkauft. Das trifft auch für den Markt der Ideologien zu, der im zusammengebrochenen Deutschland nach 1945 ein ungeahntes Absatzfeld vorfand und erschloß. Hauptsächlich die linksintellektuellen Vertreter ergriffen alle optischen und akustischen Einwirkungsmöglichkeiten, die sie für die Verbreitung ihres Ideengutes für geeignet hielten. Dieser

Kreis von antikonservativen, antitraditionalen und somit antiheimatlichen Exponenten kannte keine Halbheiten bei der Ämterbesetzung und nahm bei der personalen Absicherung seiner Interessen auf den Gebieten von Wissenschaft, Kultur und Publizistik keinerlei Rücksicht auf die Rechte anderer. Er wußte damals schon, was die Stunde geschlagen hatte, und daß in Deutschland die Gelegenheit zum Handeln gekommen war. Die „Umerziehung“ des geschlagenen deutschen Volkes nach dem kurzsichtigen Willen der „Sieger“ machte angeblich eine totale Verfremdung der Deutschen von Vaterland und Geschichte notwendig. Im Heimatkalender 1961, (Seite 36 ff.) sind jene Praktiken näher behandelt. Es hieße die Geduld der Leser überfordern, wenn hier die Einzelheiten wiederholt würden. Nur einige wesentliche Punkte mögen in neuem Zusammenhang erlaubt sein.

Der betont internationale Eifer mancher deutschen Intellektuellen im öffentlichen Leben, in Erziehung und Kultur wirkt seitdem mehr als peinlich. Die beschämenden Umstände von damals machen ihn nicht entschuldigbar, sondern eher verdächtig. Dieser stramm forcierte „Fortschritt“ von Strebern und Opportunisten, denen es hauptsächlich um den schnellen und persönlichen Erfolg zu gehen scheint, läßt offiziell nichts gelten vom naturhaften Zusammenhang zwischen Volkstum und Geschichte, zumindest nicht von jenem besonderen Zusammenhang, in dessen Geflecht Heimatliebe und Vaterlandsliebe ihren festen Platz haben. Wenn hier ein Irrtum vorläge, wäre vieles entschuldigbar. Aber hier herrscht eine nachweisbare Tendenz.

Es handelt sich um eine kleine Gruppe, die den Anspruch erhebt, „geistige Oberschicht“ zu sein. Sie liefert jedoch mehr den Beweis für kulturellen Terror als für eine wahre Elite. Sie wird auch wohl nur solange die demokratische Freiheit des Westens vertreten, als diese den eigenen Interessen dient, und dann gegebenenfalls zur sozialistischen „Freiheit“ des Ostens hinüberwechseln.

Von ihr wird u. a. die Unterbewertung der Familie und die Diffamierung der Ehe betrieben. Es gehört in das Weltbild und entsprechende kulturpolitische Konzept der antiheimatlichen Ideologien, zugleich mit der Heimat alle geheiligten Familienbände und Familientraditionen auszurotten. Auch in allen Zentralisierungstendenzen verwaltungs- und schulmäßiger Art steckt ein antiheimat-



Schnitzwerk eines vertriebenen Litauers, der im Hedwig-Stift zu Vechta eine neue Heimat fand. Litauisches Freiheitssymbol, Engel mit Fahne und zerrissener Fessel.
Aufn. Heinz Zurborg

licher Kern. Dieser erzeugt den Willen, den natürlich gewachsenen Verhältnissen ein rationales und pseudorationelles (Kostenfrage!) Zwecknetz überzustülpen. Solche Zentralisierung dient zuerst der Verwaltung, erleichtert dem Staat die Fernsteuerung im ideologischen Sinne einer bestimmten Machtgruppe. Sie dient zuallerletzt den „Verwalteten“.

Jene Gruppe brachte es nach dem Kriege förmlich in Mode, Heimatliebe und Heimat-

treue immer mehr mit spitzen, oft böseartig vergifteten Pfeilen zu beschießen. Sie wollte dadurch nach außen glaubhaft machen, eins wie das andere sei anrühlich und politisch gefährlich. Nach innen suchte sie ein falsches Bewußtsein von den wirklichen Lebensbedingungen in Volkstum und Geschichte her vorzubringen. Die offene Anmaßung gewisser prominenter „Kulturexperten“, die in Presse, Rundfunk und Fernsehen das große Wort führen oder dort heimlich im Hintergrund die alles beherrschende Tendenz bestimmen, wird leider von der Öffentlichkeit wenig empfunden, obwohl alle Mittel gegen Heimat und Heimatliebe, gegen Vaterland und Vaterlandsliebe eingesetzt werden. Die Öffentlichkeit hat sich anscheinend an die tendenziösen Sprachregelungen gewöhnt und muckt kaum noch dagegen auf. Nur eine einsame Zeitungsstimme meinte neulich in hilfloser Erkenntnis der Sachlage: „Als Kultur werden heute unwahrscheinliche Dinge verkauft — nur auf uns selber haben wir uns noch nicht besonnen; das überlassen wir den Ausländern. Die modernen Publikationsmittel — Funk, Film und Fernsehen — tragen ihr Riesenmaß Schuld an dieser Entwicklung.“

Manche allzu fanatischen Vertreter der übernationalen Gruppe möchten am liebsten die Begriffe Heimat und Vaterland aus unserem Sprachschatz streichen, weil ihnen das in einem bestimmten Lager alle Türen öffnet. Anscheinend beseelt sie weniger der Gedanke, daß mit diesen kostbaren Begriffen einmal Schindluder getrieben worden ist. Dank der geschilderten Umstände und der angedeuteten Verfilzungen ist es nicht mehr verwunderlich, wenn von gewisser Seite mit einflußreichen Mitteln der monopolisierten Meinungsmache und einer raffinierten Kulturpolitik ununterbrochen geistiger Landesverrat getrieben wird. Das Bewußtsein für die Schwere eines solchen Deliktes erfuhr überall in Deutschland eine starke Trübung, weil nach 1945 der Landesverrat allgemein bei den Alliierten Anerkennung genoß und praktisch Rückendeckung erhielt. Dadurch wurde das echte Gefühl allmählich korrumpiert.

Ideologische Antiheimatlichkeit wirbt nicht mehr um die ohnehin entnervte, entwurzelte und skeptische Intelligenzschicht. Ihrer ist sie sich ohnehin sicher. Desto schärfer richtet sie sich gegen den unverbrauchten, bodenständigen und im Volkstum haftenden Bürgerstand. Leider gibt es in diesem auch schon Anzeichen für die Abstumpfung des

heimatgebundenen Gewissens und für das Schwinden der Vaterlandsliebe. Die seltsame Unsicherheit um das „Deutschlandlied“ als Nationalhymne ist typisch, und die immer noch anstehende Frage der Wertung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus hat viel zur Verwirrung der Gemüter beigetragen. Unser ganzes Staatsethos und unsere Einstellung zur deutschen Geschichte kranken an einem Widerspruch. Unser staatliche Neubau seit 1945 erhielt so kein breites Fundament für echte Vaterlandsliebe.

Die Zerstörung des Heimat- und Vaterlandsgedanken zersetzt auch jene opferwillige Moral, die allein den Willen zum Schutz der eigenen Lebensart zu stärken vermag. Für Krisenzeiten muß jede Verunklärung der Heimat- und Vaterlandsliebe größte Besorgnisse hinsichtlich der staatsbürgerlichen Loyalität hervorrufen. Eine Regierung, die hier ihre Aufgabe verfehlt, darf im Ernstfalle kaum mit der Treue des Volkes rechnen. Solange es obendrein korrumpierte Vertreter des politischen Augenblickserfolgs wagen können, Heimatliebe und die geschichtliche Wahrheit eines Volkes in aller Öffentlichkeit als „volkspädagogisch unerwünscht“ abzulehnen, wie es kürzlich noch geschehen ist, geht die Moral eines Volkes einen bedenklichen Weg. Wer wissen will, wie am Ende des Spiels die Punkte verteilt sind, der tut gut daran, weniger mit Raketen und Divisionen zu rechnen und sie gegeneinander aufzuwiegen, als vielmehr sich selbst zu prüfen, wann er seine Sache verspielt und den eigenen Boden preisgegeben hat. Die schärfsten Bomben und Radarketten sind wertlos, wenn hinter ihnen keine Menschen stehen, die für ihre geliebte Heimat eintreten.

Vielen liberalsozialistischen Weltbürgern im westlichen Lager fehlt die Erkenntnis des wahren antiheimatlichen Zusammenhangs der heutigen politischen Dinge. Deswegen ist im Westen das vielzitierte Selbstbestimmungsrecht in bezug auf die Wiedergewinnung der Heimat ohne moralische Kraft. Das westliche Lager meint, den Lebensstandardwahn des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts als Ersatz für Glaube und Heimat anbieten zu können. Es rechnet einfach mit seiner überlegenen Fortschrittzivilisation und beachtet nicht, daß die Rechnung negative Vorzeichen hat. Hoffentlich wird dafür, wenn eines Tages die Rechnung bezahlt werden muß, nicht eine verhängnisvolle Quittung erteilt.

Welche Ersatzgötter für Bodenständigkeit und Heimatbindung wir auch immer noch erleben mögen, wir legen selbst Hand an die Wurzel unserer Existenz als Volk, wenn wir den antiheimatlichen Kurs kulturpolitisch dulden. Der loyale Staatsbürger kann und muß verlangen, daß ihm seine Heimat garantiert wird, sowohl materiell als geistig-seelisch. Darüber hinaus gerät für den ganzen Westen die freiheitliche Demokratie, die von eigenständigen und föderalistischen Volkstümern getragen wird, in Gefahr. Wenn Heimatrecht und Heimatpflicht schon im engen Raum unseres Landes mit raffinierten Propagandamitteln als unerheblich und lächerlich hingestellt werden, woher soll dann noch im größeren Raume des vereinten Europas die Kraft kommen, Heimatrecht und Heimatpflicht unter dem Gedanken der Freiheit notfalls gegen die östliche Bedrohung zu verteidigen?

Wie der Kommunismus die Theorie der Gottesleugnung in eine lückenlose Praxis umzusetzen bestrebt ist, sucht er auch die Heimatlosigkeit und Entwurzelung zur Grundlage des gesamten Lebens in Staat, Gesellschaft, Kultur und im persönlichen Dasein jedes einzelnen zu machen. Das Dogma des sozialistischen Fortschritts benutzt einen kulturpolitisch und propagandistisch ausgereiften Publikationsapparat, um die wurzellosen Massenmenschen zu beherrschen. Wer aber Gott leugnet und die Heimat raubt, der setzt unfehlbar irdische Götzen an ihre Stelle: den Staat, die Gesellschaft, die Klasse, die Partei. Antiheimatliche Kulturpolitik muß dann die gottlosen und heimatlosen Machthaber dabei unterstützen, die amorphe Masse zu ducken und dem irdischen Paradiese der Gottlosigkeit und Heimatlosigkeit zuzuführen.

Der westliche Liberalismus und Atheismus bzw. Nihilismus werden Mitverursacher und Mitträger der Kapitulation vor dem Osten sein, wenn sie in ihrem Bereich fortfahren, Heimat und Volkstum auszumerzen. Sie arbeiten den bolschewistischen Kräften bewußt oder unbewußt in die Hände. Der Kommunismus wird lachend das Erbe der westlichen Antiheimatlichkeit antreten. Er ist kein Armeleute-Kommunismus mehr, der aus sozialer Ungerechtigkeit entsteht, son-

Ruf zur Mutter der Gnaden

von Elisabeth Reinke

**Mutter — Deine treuen Hände
hebe gnädig auf und wende
diese Not von unserem Land!**

**Mußt nur Deinen Segen spenden —
schon wird Hoffnung allerenden
und das Grau'n durch Trost gebannt.**

Weil der Druckfehlerteufel diesem Gedicht im letztjährigen Kalender arg mitspielte, erscheint es hier nochmals.

dern erscheint als Ideologie mit dem Anspruch eines neuen kosmopolitischen Messianismus, als gefährliche Weltbeglückungslehre, die ihrem Wesen nach gegen Glauben und Heimat gerichtet sein muß. Der Eiseshauch dieser antiheimatlichen Ideologie und ihre politische Praxis töten alles Volkstum. Der Kommunismus anerkennt kein gottgewolltes und gottgegebenes Recht auf Heimat, so sehr er auch die russische Folklore zu Werbezwecken mit Liedern und Tänzen auf das internationale Parkett stellt. Er braucht entwurzelte Massenmenschen als revolutionären Gärstoff. Deswegen hat er sich rücksichtslos an das Einebnen jeglicher völkischen Eigenständigkeit gemacht. Hier heiligt angeblich der sozialistische Zweck alle Mittel. Der Sinn für die Menschenrechte und die Menschenwürde ist ihm längst abhanden gekommen. Allein schon die Mauer in Berlin spricht eine unüberhörbare Sprache der Entheimatlichung. Sie ist keine Einzel- sondern eine Zeiterscheinung. Der gegenwärtige rote Pufferraum in Osteuropa liefert dafür zahllose Beispiele. Der Bolschewismus hat sich in seiner Mißachtung der Heimat bereits unverholen so weit vorgewagt, daß er ganze Landstriche einfach von den eingesessenen Bewohnern entvölkerte. Man braucht dazu heute neben einem möglichst handfesten Terror nur noch ausreichend Sonderzüge mit genügend bewaffneten Polizisten und mit genügend plombierten Eisenbahnwaggons.

Alwin Schomaker-Langenteilen



wir zum Opfer unnatürlicher, mechanischer Vermassung werden, daß wir auf Grund maßloser Vereinfachung und gewaltsamer anorganischer Verwaltungssysteme jener naturnotwendigen Bodenständigkeit und eigenartigen Naturnähe beraubt werden, die nur in der Heimat schlechthin zu bewahren sind.

Es ist unlängst auch gesagt worden, jeglich Heimat sei ein Teil des Universums und verdiene nicht mehr Aufmerksamkeit als alles andere darin. Dieses hintergründige Argument hat heute, wo der Mensch sich mittels Raketen von der Erde abstößt und Kurs auf andere Welten nimmt, zunächst einiges Gewicht. Die Erde ist tatsächlich ihrer Einmaligkeit und Heimatlichkeit entkleidet, ist gewissermaßen entheimatet worden und erscheint im grenzenlosen All als eine von zahllosen Welten. Es schwankt der sichere Boden, auf dem wir fest zu stehen wähten. Aber hier wird außer acht gelassen, daß das Universum sehr wohl Stufungen und Werte kennt, die es nach wie vor fordern, daran Gedanken zu verschwenden. Für die meisten Menschen bleibt trotz allem die Heimat ein wertbeständiger Lebensbegriff, auf den niemand ernstlich verzichten kann.

Wort und Begriff Heimat haben also in unserer Zeitenwende keine Selbstverständlichkeit mehr und gerieten in den Streit der Meinungen bzw. in den Wettbewerb der Ideologien. Sie sind, wie viele andere Dinge, fragwürdig geworden. Heimat steht heute niedrig im Kurs, sowohl im Geistigen und Kulturellen wie im Politischen und Sozialen. Entwurzelung ist das Schicksal unserer Zeit und kündigt sich drohend an als große Geißel der Zukunft. Entwurzelung aus Raum und Geschichte, aus dem Geiste und der Seele der Heimat. Mehr Menschen als je müssen heute tatsächlich herausgerissen aus dem materiellen und geistig-seelischen Boden ihrer festen Heimatbindung leben, sind innerlich und äußerlich brutal heimatlos gemacht worden und deswegen wie weggeworfen an die Fremde...

Es gibt verschiedene Gruppen von Heimatlosen und verschiedene Gründe ihrer Heimatlosigkeit. Die meisten Menschen ohne Heimat tragen heutzutage schuldlos ihr schweres Geschick. Sie sind gewaltsam und unrechtmäßig Vertriebene, sind unfreiwillige Emigranten oder verfolgte Flüchtlinge, die alle ihre Heimat als Märtyrer ihrer Volkszugehörigkeit und Rasse

Geist der Zeit

**Tausend lauschen in die Leere,
an die Zeit gebannt.**

**Tausend bauen sich Altäre,
die Dich nie gekannt.**

**Tausend komponieren Chöre
mit entweihter Hand . . .**

**Alle folgen einer Märe,
die zu Dir nicht fand.**

Aus Hermann Thole: Im Reigen
des endlosen Liedes

oder ihrer Überzeugung verloren haben. Das geschah ihnen von Mächten, die vielfach einer abstrakten Ideologie im Sozialen und Politischen folgen und eine globale Entwurzelung der ganzen Menschheit durch „Weltrevolution“ erstreben. Vertreibung schafft Massenelend. Massenelend ist wiederum der Nährboden des Umsturzes und der Unordnung.

Andere Menschen wurden entwurzelt in den harten Betonwüsten der Großstädte und Industrieballungen, deren entseeltes Klima das Pflänzchen der Heimatliebe nur schwach oder überhaupt nicht gedeihen läßt. Dort gingen sie ihrer natürlichen Bodenständigkeit und lebendigen Heimatbindung verlustig im unaufhaltsamen Prozeß der Boden- und Natur-entfremdung einer technisierten oder atomisierten Zivilisationsgesellschaft.

Über die heimatlose und entwurzelte Masse erhebt sich mit der Zeit eine Intelligenzgruppe dynamischer und aktiver Existenzen, die aus der Not ihrer Heimatlosigkeit und Entwurzelung eine Tugend machen. Ihre geistige Auseinandersetzung endet in missionarischen Ideologien mit ausgeprägt antiheimatlichen Zügen. Der kulturpolitische Einfluß ihres sozialistisch-materialistischen Dogmas — speziell Marxismus und Kommunismus stellen geistige Ausgeburten von Heimatlosen und Entwurzelten dar — wird immer gefährlicher und muß uns eingehend beschäftigen.

Heimatlosigkeit beginnt als Entfremdung und wird als Verfremdung erlebt. Sie ist Zusammenhanglosigkeit mit der angestammten bekannten, mehr aber noch Zusammenstoß mit einer unbekanntem Welt. Schließlich führt Heimatlosigkeit in tiefinnerste Einsamkeit, die den dunklen Urgrund für unheilbares Heimweh abgibt. Heimatlosigkeit be-



Welche Ersatzgötter für Bodenständigkeit und Heimatbindung wir auch immer noch erleben mögen, wir legen selbst Hand an die Wurzel unserer Existenz als Volk, wenn wir den antiheimatlichen Kurs kulturpolitisch dulden. Der loyale Staatsbürger kann und muß verlangen, daß ihm seine Heimat garantiert wird, sowohl materiell als geistig-seelisch. Darüber hinaus gerät für den ganzen Westen die freiheitliche Demokratie, die von eigenständigen und föderalistischen Volkstümern getragen wird, in Gefahr. Wenn Heimatrecht und Heimatpflicht schon im engen Raum unseres Landes mit raffinierten Propagandamitteln als unerheblich und lächerlich hingestellt werden, woher soll dann noch im größeren Raume des vereinten Europas die Kraft kommen, Heimatrecht und Heimatpflicht unter dem Gedanken der Freiheit notfalls gegen die östliche Bedrohung zu verteidigen?

Wie der Kommunismus die Theorie der Gottesleugnung in eine lückenlose Praxis umzusetzen bestrebt ist, sucht er auch die Heimatlosigkeit und Entwurzelung zur Grundlage des gesamten Lebens in Staat, Gesellschaft, Kultur und im persönlichen Dasein jedes einzelnen zu machen. Das Dogma des sozialistischen Fortschritts benutzt einen kulturpolitisch und propagandistisch ausgesteuerten Publikationsapparat, um die wurzellosen Massenmenschen zu beherrschen. Wer aber Gott leugnet und die Heimat raubt, der setzt unfehlbar irdische Götzen an ihre Stelle: den Staat, die Gesellschaft, die Klasse, die Partei. Antiheimatliche Kulturpolitik muß dann die gottlosen und heimatlosen Machthaber dabei unterstützen, die amorphe Masse zu ducken und dem irdischen Paradiese der Gottlosigkeit und Heimatlosigkeit zuzuführen.

Der westliche Liberalismus und Atheismus bzw. Nihilismus werden Mitverursacher und Mitträger der Kapitulation vor dem Osten sein, wenn sie in ihrem Bereich fortfahren, Heimat und Volkstum auszumerzen. Sie arbeiten den bolschewistischen Kräften bewußt oder unbewußt in die Hände. Der Kommunismus wird lachend das Erbe der westlichen Antiheimatlichkeit antreten. Er ist kein Armeleute-Kommunismus mehr, der aus sozialer Ungerechtigkeit entsteht, son-

Ruf zur Mutter der Gnaden

von Elisabeth Reinke

**Mutter — Deine treuen Hände
hebe gnädig auf und wende
diese Not von unserem Land!**

**Mußt nur Deinen Segen spenden —
schon wird Hoffnung allerenden
und das Grau'n durch Trost gebannt.**

Weil der Druckfehlerteufel diesem Gedicht im letztjährigen Kalender arg mitspielte, erscheint es hier nochmals.

dem erscheint als Ideologie mit dem Anspruch eines neuen kosmopolitischen Messianismus, als gefährliche Weltbeglückungslehre, die ihrem Wesen nach gegen Glauben und Heimat gerichtet sein muß. Der Eiseshauch dieser antiheimatlichen Ideologie und ihre politische Praxis töten alles Volkstum. Der Kommunismus anerkennt kein gottgewolltes und gottgegebenes Recht auf Heimat, so sehr er auch die russische Folklore zu Werbezwecken mit Liedern und Tänzen auf das internationale Parkett stellt. Er braucht entwurzelte Massenmenschen als revolutionären Gärstoff. Deswegen hat er sich rücksichtslos an das Einebnen jeglicher völkischen Eigenständigkeit gemacht. Hier heiligt angeblich der sozialistische Zweck alle Mittel. Der Sinn für die Menschenrechte und die Menschenwürde ist ihm längst abhanden gekommen. Allein schon die Mauer in Berlin spricht eine unüberhörbare Sprache der Entheimatlichung. Sie ist keine Einzel- sondern eine Zeiterscheinung. Der gegenwärtige rote Pufferraum in Osteuropa liefert dafür zahllose Beispiele. Der Bolschewismus hat sich in seiner Mißachtung der Heimat bereits unverholen so weit vorgewagt, daß er ganze Landstriche einfach von den eingesessenen Bewohnern entvölkerte. Man braucht dazu heute neben einem möglichst handfesten Terror nur noch ausreichend Sonderzüge mit genügend bewaffneten Polizisten und mit genügend plombierten Eisenbahnwaggons.

Alwin Schomaker-Langenteilen



Ein aktuelles Merkblatt des Heimatbundes

Anregungen für die Heimarbeit in unseren Vereinen, Jugendgruppen und Gemeinden

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland brachte kürzlich als Ergebnis einer Arbeitstagung des erweiterten Vorstandes, Anfang September in Lohne, ein wertvolles Merkblatt mit praktischen Anregungen für die Heimarbeit heraus. Dieses Merkblatt wurde in großer Zahl einem weiten Kreis von Interessenten zugeleitet. Sein bedeutungsvoller Inhalt läßt eine möglichst umfassende Verbreitung wünschenswert erscheinen. So bringt auch der diesjährige Heimatkalender das Merkblatt im Wortlaut zum Abdruck in der Hoffnung auf eine wirkungsvolle zusätzliche Verbreitung unter den Heimatfreunden.

Der Bearbeiter „Heimarbeit beginnt in der kleinsten Gemeinschaft, in der Familie, in der Nachbarschaft, in der Bauerschaft. Gewiß ist es nicht die erste und sicher nicht die alleinige Aufgabe unserer Heimatvereine, sich um die Familie zu sorgen. Aber was nützt alle Arbeit, wenn diese kleinste Zelle nicht intakt ist?

Auf seiner letzten Arbeitstagung hat sich der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland mit Vorschlägen für die Arbeit in den Organisationen beschäftigt. Die Vorschläge sind auch gedacht für die Arbeit in Gruppen und Zirkeln; denn Heimarbeit kann überall geleistet werden; es ist gleich, wer die Anregungen aufnimmt — wichtig ist, daß heimatliches Tun irgendwo bewußt aufgefaßt wird.

Über folgende Aufgaben wurde eingehend diskutiert:

1. Die Anlage eines Dorfbuches

Das Dorfbuch erfaßt geschlossene Darstellungen von Themen, deren Stoffe in Gefahr sind, verlorenzugehen. Es enthält Darstellungen wie örtliche Sagen, Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, Sprichwörter und Redensarten, Flurbezeichnungen, Hofgeschichten, Lebensbilder verdienter Persönlichkeiten, Kriegserinnerungen — soweit sie mit dem Dorfe, der Gemeinde, der Stadt im Zusammenhang stehen.

2. Das Führen einer Dorfchronik

In diese Chronik werden die wesentlichen Ereignisse innerhalb eines Dorfes, einer Bauerschaft oder eines Kirchspiels regelmäßig nach ihrem zeitlichen Ablauf eingetragen. Ausschnitte aus der Tageszeitung werden ebenso eingefügt wie Einzelnotizen,

Bekanntmachungen, Totenzettel oder Lichtbilder. Der Wert einer solchen Sammlung zeigt sich erst nach Jahren.

3. Das Herstellen von Lichtbildserien

a) Es gibt im Privatbesitz, bei Fotografen oder in Sammlungen noch alte Fotos, die der Vergangenheit angehören, aber doch charakteristische Bilder für den Ort oder die Gegend darstellen. Sie sollten die Grundlage für Schwarz-Weiß-Dia-Reihen bilden. Solche Reihen lassen sich bei vielen Gelegenheiten in Gruppenarbeiten verwenden und sind oft eine gute Hilfe bei Vorträgen.

b) Das Bild unserer Heimat ändert sich alle Tage — oft schnell, allzu schnell. Bauten, alte Bäume, ja ganze Straßenzüge verschwinden oft über Nacht oder ändern ihr Bild. Es ist ratsam, rechtzeitig Farbbilder anzufertigen, besonders von den für den Raum eigentümlichen Raumdungen. Aus der Vielzahl solcher Aufnahmen läßt sich zu jeder Zeit das Wertvolle und für den Augenblick Interessante zusammenstellen. Farbdias finden immer viel Anklang bei den Zuschauern.

4. Besprechen von Tonbändern

Wir können uns die Errungenschaften der Technik für die Heimarbeit noch weit mehr zunutze machen. Das Tonband gibt uns die Möglichkeit, auch den Klang unserer Sprache festzuhalten. Das Plattdeutsch verschwindet immer mehr und ist laufend Änderungen unterworfen. Wo es heute noch urwüchsig klingt, sollten wir es festhalten. Die Schrift gibt die Worte in ihrem Klangbild nur ungenau und ungefähr wieder; das Tonband aber zeichnet Tonfall, Betonung, Aussprache und melodischen Klang naturgetreu auf. Spätere Zeiten werden uns für solche Aufnahmen dankbar sein. Stellen wir uns vor, wir besäßen z. B. von unsern Klassikern Tonbandaufnahmen! Lassen wir unsere Alten, unsere Originale, Persönlichkeiten in Stadt und Land auf Tonband erzählen und zu Fragen der dörflichen Gemeinschaft Stellung nehmen. Es muß nicht immer auf Plattdeutsch sein.

5. Einsatz für die Schönheit des Dorfes

Viel Kleinarbeit ist für die Erfüllung dieser Aufgabe zu leisten; Planungen, Überlegungen und Beratungen in kleinen und





Untergang unserer heimischen Bauernhauslandschaft in Brand und Schutt. Hier kann die Feuerwehr, obwohl sie jeweils ihr Bestes tut, immer nur wenig ausrichten. Das Material dieser Häuser wird allzu leicht ein Opfer der gierigen Flammen. — Aber das Problem liegt tiefer. Die alten Häuser haben in der überkommenen Gestalt ihre große Zeit hinter sich. Neue, oft supermoderne Allerweltsformen, demonstrativ modisch und ohne traditionelle Bindungen, drohen die bodenständige bäuerliche Kulturlandschaft unserer Heimat langsam zu überfremden und zu zerstören. Es geht also nicht um ein Feuerlöschproblem, sondern, wie auf vielen anderen Gebieten unserer gefährdeten Heimat auch, um eine Erziehungs- und Haltungsfrage.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

großen Kreisen sind notwendig. Trotz aller Neuerungen sollte das Eigengesicht des Dorfes gewahrt bleiben. Neubauten müssen sich dem Gesamtbild der Umgebung anpassen, Denkmäler ihren bestmöglichen Platz finden, Grünanlagen das Dorfbild auflockern, der Baumbestand geschont und ergänzt werden. Reklameauswüchse beseitigt, Straßen und Wege beschildert, die Sauberkeit im Ortsbild und in der Landschaft gewahrt werden — alles Aufgaben, die gesehen, angepackt und durchgeführt werden wollen. Mittelpunkt der Landschaft muß der Mensch bleiben — der jetzt lebende Mensch muß im Landschaftsschutz und in der Landschaftspflege das Maß der Dinge sein; wir glauben, daß wir dann auf diesem heute so wichtigen Gebiet abgesichert sind nach dem Bestreben, alles auf jedem Fall zu erhalten, und der Vorstellung, alles in der Landschaft der modernen Technik zu opfern.

6. Heimatgeschichte

Geschichtliche Entwicklung, Landschaftsbild und der Mensch sind nicht von einander zu trennen. Wir können den einzelnen Menschen, die Jugend im allgemeinen nicht für die Geschichte unseres Münsterlandes begeistern, wenn nur systematische Abschnitte behandelt werden. Heimatgeschichte wird im Volke lebendig am Einzelbeispiel: die Geschichte des eigenen Hauses oder der Familie, Behandlung markanter Punkte im Dorfe (Bauernhäuser, alte Stätten, historische Kreuze und Kapellen, Deutung von Flur- und Straßennamen, vorgeschichtliche Funde, alte Schriften, Darstellung geschichtlicher Ereignisse, die für den Raum von Bedeutung gewesen sind). Vom Einzelbeispiel aus wird ein Stück Vergangenheit lebendig, interessant, übersehbar.

Unsere Heimatvereine sollten hier Anreger sein. Wie schön ist es, wenn in allen

Naturschutz in unserer Welt

Manches Herrliche der Welt
ist in Krieg und Streit zerronnen.
Wer beschützt und erhält,
hat das schönste Loß gewonnen.

Mit großem geistigen und materiellen Aufwand obliegt der Mensch unserer Tage dem Studium der Krankheiten, die ihn selbst, seine Haustiere oder seine Nutzpflanzen befallen. Nichts wird versäumt, um die Produktion, die Technik, die Verwaltung und die Kriegsführung zu vervollkommen. Der Mensch erforscht die Himmelsräume, das Innere der Erde und den Meeresgrund. Er befaßt sich mit Kulturproblemen sowie mit verschiedenen sozialen Fragen.

Aber die Menschheit selbst scheint an der Grenze der Möglichkeiten dieses Planeten angelangt zu sein. Aus einer Milliarde vor 100 Jahren sind heute fast drei Milliarden Bewohner geworden. Dieses Anwachsen ist gefährlich. Der Mensch hat es ständig vor Augen, aber er verhält sich nicht entsprechend. Wie jede Tierart, die sich allzu stark vermehrt, kann die Menschheit unserer Tage auch nur durch übergroße Ausbeutung der natürlichen, sie ernährenden Umgebung ihr Leben fristen. Ständig

Gruppen, Zirkeln, Vereinen in unserm Raum einmal im Winter ein Abend mit einem heimatgeschichtlichen oder volkskundlichen Thema ohne großen Aufwand gestaltet wird! Irgendetwas, irgend eine Begebenheit, ein Brauch, eine Eschflur müßte an diesem Abend lebendig werden. Versuchen wir es; nicht immer gelingt es; aber wenn wir die innere Belebung unserer Heimatarbeit erstreben, dann ist hier ein Weg zum Ziele.

7. Unser Plattdeutsch

Ein Abend im Winter sollte auch unserer plattdeutschen Sprache gewidmet sein. Es ist nicht so sehr daran gedacht, auf jeden Fall plattdeutsch zu sprechen. Vor allem müssen wir uns hüten, die plattdeutsche Sprache nur zur Darstellung von Possen und Rüpeleien zu verwenden; dafür ist sie zu schade. Gute plattdeutsche Beiträge für einen solchen Abend lassen sich immer finden. — Neben dem Abend in unserer Muttersprache geht die Arbeit des Sammelns von plattdeutschen Wörtern, Ausdrücken und Redensarten einher.

Franz Kramer

muß mehr erzeugt werden, um die neuen Mäuler zu stopfen. Das zwingt zum raschen Verbrauch der letzten natürlichen Reserven: u. a. durch übertriebene Abholzung, durch radikale Bodenausnutzung und Raubbau. Der zur Verfügung stehende Lebensraum wird unaufhörlich vergewaltigt und muß trotzdem die wachsende Bevölkerung ernähren.

Viele Böden erodieren, Pflanzen und ganze Wälder verschwinden, das Wasser wird weniger. Auch die freilebenden Tiere werden immer seltener; vielen droht die totale Ausrottung. Der Verlust des Gleichgewichtes in der Natur hat am Ende Störungen im wirtschaftlichen und politischen Gleichgewicht als unausbleibliche Folge. Dennoch weigert sich der Mensch, diese logische Folgerung zu ziehen. Parlamente bewilligen Milliarden für Rüstungen. Völker nehmen Opfer über Opfer auf sich und bezahlen diese Milliarden durch neue Einschränkungen. Fordert ein Naturschutzvertreter die Regierung auf, einige Hunderte oder Tausende auszugeben, um das Übel an der Wurzel zu packen, so ist die Antwort gar zu oft negativ. Solche Blindheit möchte man für unmöglich halten, jedoch Tatsachen beweisen, daß sie besteht.

Nur wenige Nationen besitzen — wie z. B. Großbritannien — eine „Nature Conservancy“, die sich mit der besseren Koordination des Menschen und seiner Umgebung befaßt. Ansonsten denkt man fast überall auf der Erde mehr an die Gegenwart als an die Zukunft.

Der Schutz der Urlandschaft

Die Propheten des Naturschutzes haben schon im vorigen Jahrhundert für Lebensgemeinschaften in der Natur tieferes Verständnis bewiesen und modern klingende Mahnworte gesprochen. Vorzüglich nahmen sie sich der bedrohten Greifvögel an, indem sie geltend machten, daß diesen im Naturganzen eine bedeutsame Rolle zugewiesen sei und die Austilgung zu einer fühlbaren Störung des naturgewollten Gleichgewichtes führen müsse. Auch verstoße gegen das sittliche Empfinden, wer diese Geschöpfe vernichte oder ausrotte . . .

Die allenthalben immer zahlreicher und eindringlicher werdenden Weckrufe dieser Vorkämpfer haben zu Anfang unseres Jahr-





Unerwartete Besucher in einem heimischen Garten. Beide waren Ausreißer, die sich in eine fremde Umgebung verfliegen hatten. Auf vielerlei Weise berührt die Natur, die des Schutzes bedarf, hierzulande immer noch unseren engeren Lebensbereich. Links der Bienenschwarm hing während eines warmen Junisonntags plötzlich als krabbelnde, honigbraune Riesentraube unter einem jungen, hochstämmigen Stachelbeerstrauch. Von dort schüttelte ihn ein benachbarter Bienenfreund in seinen Korb, um mit dem willkommenen Fang erfreut vondannen zu ziehen. Rechts die junge, halbflügge Waldohreule saß bald darauf eines Abends klagend und mit erschreckten Kulleraugen auf der Spitze einer kleinen Silbertanne. Nach einigen Tagen fand sie zu ihrem Stamplatz in einem nahegelegenen Kiefernwäldchen zurück, das jahrelang beliebter Nistplatz von zahlreichen Waldohreulen-Pärchen war.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

hunderts dazu geführt, daß der Naturschutz sich eine feste organisatorische Grundlage schuf. Solche vereinsmäßigen und behördlichen Organisationen sahen ihre erste Aufgabe in der Pflege des „urlandschaftlichen Naturschutzes“.

Wir verstehen darunter die Bestrebungen zur Erhaltung der noch vorhandenen Reste unberührter Natur, also der Urlandschaft einschließlich aller Pflanzen- und Tierarten, die der ursprünglichen Flora und

Fauna zugehören, sowie aller erdgeschichtlichen Denkmale, die als Zeugnisse für den Werdegang des Heimatbodens anzusprechen sind. Dieses Postulat findet vollends Erfüllung in der Errichtung befriedeter Schutzgebiete.

Die USA-Regierung hat dank einer großzügigen Schutzpolitik diese schöne Aufgabe gelöst mittels der Schaffung großartiger Parks. Sie sollten für die Zukunft das Ursprüngliche in der ganzen Wildheit und Fri-

WO KANNT?

*Dei Kreatur is, as dat schint,
nich alltiet jüst ok Menskenfründ.
Ein Imm tau'n Biespill is so böß
un steck den Mensken in dei Näs.
Dei Näs swellt heil barbarsken an,
dat Imm stört sik nich wieter dran.
Wo kann't? Dei Mensk is doch nich schlecht!
Un an den Hönig rantaugaohn,
dat is doch woll sin gauet Recht!
Segg mi, wo is dat tau verstaohn?*

Hans Varnhorst

sche natürlicher Schönheit erhalten. Die grandiose Idee gewann allmählich Weltbedeutung. Viele Staaten sind dem Beispiel der USA gefolgt. Der erste Park im europäischen Blickfeld entstand in der Schweiz.

Wir sind jetzt auf dem Wege, die europäischen Länder zu einer Staatenfamilie zusammenzuschweißen. Kommt dieser Staatenbund zustande, so bedarf es notwendiger Symbole. Solche werden nicht in Flaggen, Wappen und Denkmälern der Geschichte, die immer national beeinflußt sind, bestehen können. Viel eher kommen große und überragende Schöpfungen der Natur in Frage. Die Völker und Länder Europas sollten also einmütig dafür eintreten, erhabene Wahrzeichen unseres Erdteiles für alle Zeiten in einem würdigen Zustand zu erhalten. Wenn diese große Aufgabe, deren Dringlichkeit nicht geleugnet werden kann, erfüllt ist, würde ihre Schöpfung zugleich das Wahrzeichen einer geläuterten europäischen Kulturgesinnung sein, deren Wahlspruch lautet: Achtung der Menschenrechte und Achtung der ewigen Rechte der Natur!

Das ist keine bloße Utopie, kein Wunschtraum übersteigerter Naturschutzphantasie! Wie gesagt, in Nordamerika ist dergleichen seit vielen Jahren verwirklicht. Warum sollte es nicht in Europa möglich sein, daß der Enthusiasmus der beteiligten Völker Ähnliches vollbrächte?

Um die Jahrhundertwende begegnete man bei unseren prominenten Naturschützern der Meinung, der Naturschutz sei und bleibe Angelegenheit eines engeren heimatlichen Bezirkes. Mit dieser beschränkten Auffassung mußte gebrochen werden. Das Tor war nach einem weltumfassenden Ausblick aufzustoßen. 1910 wurde bereits eine inter-

nationale Kommission für Naturschutz gegründet. Der Gedanke ging von der Schweiz aus. Aber der Morgenröte des internationalen Naturschutzes folgte das furchtbare Unwetter des ersten Weltkrieges, das die verheißungsvollen Anfänge zusammenschlug. Als die ausgestreute Saat wieder zu keimen begann, folgte als neues Unwetter der zweite Weltkrieg.

Bald danach wurden wieder Fäden angeknüpft. Die Initiativen lagen abermals bei der Schweiz. Aus dem „Internationalen Büro für Naturschutz“ der zwanziger Jahre wurde die „Union Internationale pour la Protection de la Nature“ (IUPN). Es hatte sich längst gezeigt, daß viele Fragen des Naturschutzes nur mittels internationaler Verständigung befriedigend zu lösen sind. Wie ist z. B. den Auswüchsen der Touristik, die im Zeitalter des „Campings“ und der Sesselbahnen immer groteskere Formen annehmen, entgegenzutreten, wenn in einem Staate erlaubt bleibt, was der andere einzuschränken oder zu unterbinden trachtet?

Einheit ist auch für die Regelung der Energiewirtschaft notwendig, wenigstens zwischen unmittelbar benachbarten Ländern. Nur im Rahmen des internationalen Naturschutzes lassen sich die Fragen des Vogelzuges und der Europareservate lösen (Vogelparadies „Dümmer“!). Ferner gehört zu den Fragen, die auf internationaler Basis geregelt werden müßten, die Auswahl der Schutzgebiete. Diese sollte — zunächst einmal unter botanischen Gesichtspunkten — nach einem bestimmten Plan erfolgen in dem Sinne, daß die Reservate eine möglichst geschlossene Übersicht über die vegetationskundliche Gliederung der Urlandschaft des betreffenden Bereiches bieten. Ziel des „botanischen“ Naturschutzes muß es sein, eine Karte der Naturschutzgebiete mit möglichst lückenlosem Überblick über die Verteilung aller urlandschaftlichen Pflanzenformationen zu schaffen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, diesem Ziele nachzustreben — je eher, desto besser; denn der Untergang aller Urlandschaftlichen schreitet mit Riesenschritten voran.

Vielleicht ist es erlaubt, einmal darauf hinzuweisen, wie die Dinge in Rußland geregelt sind. Dort gibt es sieben große Vegetationsgürtel. In allen Gürteln sind planmäßig Naturschutzgebiete gegründet worden, aus denen sich tatsächlich der pflanzengeographische Aufbau des ganzen Bereiches ablesen läßt. Etwas Ähnliches für unseren Kontinent zu schaffen, wäre eine notwen-



dige und bedeutsame Aufgabe. Viele Bausteine sind vorhanden. Es fehlt jedoch an der Zusammenfassung und notwendigen Ergänzung.

Bei all diesen Unternehmungen spielt die pflanzensoziologische Durchforschung die Hauptrolle. Braun-Blanquet und andere bedeutende Kenner der Pflanzenwelt haben von der Schweiz aus grundlegende pflanzensoziologische Untersuchungen gestartet. Diese führten zu dem Ergebnis, daß in vielen Fällen die Urlandschaft neu erstehen kann, sobald man aus dem Gelände sämtliche anthropogenen Einflüsse radikal zurückzieht. Insofern könnte man von einem „experimentalen Naturschutz“ sprechen, der in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel der Urlandschaftsforschung darstellen wird.

Auf diesem Arbeitsfeld sind wir Deutschen bei den Schweizer Botanikern in die Schule gegangen, und Deutschland ist auf diesem Zweige der Botanik tonangebend, nachdem in Stolzenau a. d. Weser unter Leitung von Prof. Dr. Tüxen durch 25 Jahre die Bundesanstalt für Vegetationskartierung, das führende pflanzenbiologische Institut auf der ganzen Erde, aufgebaut worden ist (mit 60 000 Karteikarten, 40 000 pflanzensoziologischen Aufnahmen, 5000 Tabellen und 10 000 Diapositiven). Mitglieder dieser pflanzensoziologischen Arbeitsgemeinschaft sind aus dem Oldenburger Münsterland: Maria Bitter-Cloppenburg, Walter Deeken-Hollen, Josef Hürkamp-Dinklage, Wilhelm Landwehr-Lohne und Johannes Wagner-Norddöllen).

Der Naturschutz der Urlandschaft ist von großer wissenschaftlicher Bedeutung. Das zeigen die Probleme um die nordwestdeutschen Heiden und Marschen, sowie um die Moore, Wiesen, Weiden, Eschfluren und Waldassoziationen in der Landschafts- und Kulturentwicklung unserer Heimat. Wenn wir bedenken, daß die Wissenschaft von heute die Praxis von morgen bestimmt, so dürfen wir erwarten, daß an die wissenschaftliche Bedeutung eine gleich große wirtschaftliche gekoppelt ist. Erinnerung sei an die Rolle, die die Vegetationskunde in den letzten Jahrzehnten übernommen hat. Einst zur Erkundung urlandschaftlicher Vegetationen eingesetzt, ist sie heute unentbehrlicher Ratgeber der Land- und Forstwirtschaft, der Landesplanung, ja sogar des Steuerwesens (Abschätzung der steuerpflichtigen Grundstücke). Man ersieht daraus, daß Aufwendungen für den Naturschutz sich unter Umständen sehr wohl bezahlt machen können.

Wir dürfen allerdings niemals vergessen, daß das Grundmotiv des urlandschaftlichen Naturschutzes zunächst nicht in Nützlichkeitsabwägungen zu suchen ist. Die fast unumschränkte Herrschaft, die wir über die Natur erworben haben, legt uns die unabweisbare Pflicht auf, zu schützen und zu erhalten. Es wäre schlecht bestellt um unser Verantwortungsgefühl, wenn wir diese Pflicht vernachlässigten. Das Einmalige und Unwiederbringliche, das uns in den Werken der Schöpfung entgegentritt, zwingt uns zu ehrfürchtiger Haltung den Wundern der Natur gegenüber. Wir würden unser Menschentum aufgeben, wenn wir uns dem Ethos dieses Gedankens entziehen wollten.

Naturschutz in der Kulturlandschaft

Andere Motive bewegen maßgebend die Bestrebungen, die als „Naturschutz der Kulturlandschaft“ zu bezeichnen wird. Als „Kulturlandschaft“ will unser Heimatbereich verstanden sein, den wir gewissermaßen als „erweiterte Wohnung“ auffassen können. Er muß als solche anständig gehalten werden und zugleich unserer Wesenheit entsprechen, damit wir uns darin wahrhaft zu Hause fühlen. Der Fortschritt der Zivilisation hat manches eindringen lassen, was verdaut und assimiliert werden muß.

Erste Forderung ist die Sauberhaltung der Kulturlandschaft. So wenig wir in unserer Wohnung Plakate der Margarine-, Zigaretten- oder Autoreifenindustrie aufhängen würden, darf dies in unserer Heimatlandschaft geschehen. Deswegen Kampf gegen die Landschaftsreklame oder Außenreklame, die durch entsprechende Gesetze mundtot gemacht werden muß! Auch im Oldenburger Münsterlande ist er stellenweise dringlich geworden. Zur Sauberkeit der Kulturlandschaft gehört ferner, daß gegen eine Verunstaltung durch Abfälle der Industrie geeignete Vorkehrungen getroffen werden.

Handelt es sich hierbei mehr um Abwehrmaßnahmen des Naturschutzes, so überwiegt sonst in der Pflege der Kulturlandschaft das Prinzip der Gestaltung. Dazu gehören die Formung der Siedlungen, die Eingliederung technischer und industrieller Werke, die Autobahn- und Wegführung, Hochspannungsleitungen (insbesondere 110 kV-Leitungen), die Behandlung der Gewässer, die Topographie der land- und forstwirtschaftlichen Flächen u. a. mehr.

Bei Lösung dieser Aufgaben muß eine pflegliche Hand Sorge tragen, daß Mißklänge vermieden werden, damit über unserem he-



Ein gefällter Baumriese aus der heimischen Flur. Es handelt sich um eine uralte Buche, die vor einigen Jahren niedergelegt wurde, nachdem sie über viele Generationen mit einer Gefährtin von ähnlicher Mächtigkeit ein ganzes Hof-, Dorf- und sogar Landschaftsbild beherrscht hatte. Solche sturmerprobten Baumrecken umgibt ein seltsamer Zauber, der schwer zu erklären ist; und es greift eigentümlich ans Herz, wenn alte Bäume fallen. Die sorgfältige Pflege unseres Baum- und Waldbestandes sichert wichtige Lebenszusammenhänge. Leider gelingt es dem Naturschutz nicht allzu oft, hier private und öffentliche Interessen aufeinander abzustimmen. Aber wenn ein Baum irgendwo verschwinden muß, sollte doch wenigstens ein anderer dafür angepflanzt werden! Geeignete neue Plätze finden sich gewiß leicht.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

matlichen Raum jene harmonische Melodie weiterklingt, die ihn stets aufs neue liebenswert macht. Es handelt sich also beim „kulturlandschaftlichen Naturschutz“ grundsätzlich um etwas anderes als beim urlandschaftlichen. Während bei diesem der Naturwissenschaftler führend ist, hat bei jenem der Landesplaner und Landschaftsgestalter maßgeblichen Einfluß.

Von großem Gewicht auf die Gestaltung des Heimatbildes ist die Behandlung des Baumwuchses. Sie bietet das Kriterium, an dem wir erkennen können, wie weit sich der Gestalter in die heimatliche Melodie seines Aufgabenfeldes eingefühlt hat. Das Wichtigste am Landschaftsgestalter ist, daß er Fingerspitzengefühl für das Heimatliche und Bodenständige mitbringt. In den Natur- und Landschaftsschutzgebieten und bei den Naturdenkmälern unserer münsterländischen Heimat sollten nur Bäume gepflanzt werden, die im strengsten Sinne standortgemäß sind.

Exotische Gewächse aller Arten mögen — gleichsam als Renomage — in Kurorte gehören. An Bauwerken und Örtlichkeiten, die vom strengen Nimbus der Heimatlichkeit umweht sind, müssen sie unerwünscht sein. Auf einem Wall oder einer Landwehr, die mit wundervollen knorrigen Eichen bestanden sind, fremdländische Ziersträucher anzubringen, wäre unerfreulich. Auf einen Kirchplatz unserer Heimat mit gotischer Kirche gehört keine Araukarie. Hier ist die Linde besser am Platz. Sorgen wir also, daß die heimatliche Note der Kulturlandschaft an Stellen, wo sie besonders rein erklingt, nicht unnützlich von fremdländischen Einflüssen über-tönt wird!

Vor besonders schwierige Probleme wird die Landschaftspflege durch die heutige Touristik gestellt. Diese dringt in die verschwiegensten Stätten der Natur vor und bedient sich dazu neuzeitlicher Beförderungsmittel. Die moderne Camping-Bewegung droht aus der Waldeinsamkeit lauter Schlaf-

räume, Küchen und WC's zu machen. Diesem „Zurück zur Natur!“ kann wohl nur durch klare Planungen begegnet werden. Gewisse Bezirke sollten überhaupt von Seil- und Sesselbahnen, sowie von Zeltplätzen verschont bleiben.

Vor allem gefährdet ist durch heimlich eindringende Touristen und Jugendliche (Zeltlager) die seltene Flora. An einem Zeltplatz (ausgerechnet auf einem Platz mit botanischen Raritäten) wurden alle fünf blühenden Exemplare vom sehr seltenen und nur noch an dieser Stelle vorkommenden *Gentiana pneumonanthe* abgepflückt. Um die letzten botanischen Raritäten unseres Heimatlandes zu schützen, werden gelegentlich radikale Gegenmittel erforderlich sein, die z. B. in städtischen Parkanlagen schon immer üblich waren. Jedes Abpflücken dieser Pflanzen ist grundsätzlich zu verbieten. Wenn wir sehen, wie überaus streng der Schutz der Pflanzenwelt in den riesigen Nationalparks der USA oder in den Naturreservaten Hollands gehandhabt wird, sollten wir in Deutschland nicht so zimperlich sein.

Der kulturlandschaftliche Naturschutz ist „Le visage aimé de la patrie“. Geben wir den landschaftlichen Schöpfungen von heute einen wahrhaft deutschen Charakter in ihrer allgemeinen, und einen wahrhaft heimatischen in ihrer besonderen Formung, damit sie kommenden Geschlechtern Kunde geben von unserer Würde und unseren Idealen! Beachten wir, daß die Schönheit unseres Heimatlandes mit zu den Quellen jeder Heimatliebe gehört!

Naturschutz in der Wirtschaftslandschaft

Neben der heimatlichen Landschaftsgestaltung gibt es noch den „Naturschutz der Wirtschaftslandschaft“, bei dem es um praktische Dinge geht, um Naturkräfte und natürliche Reserven, deren Erhaltung und sachgemäße Nutzung primär von wirtschaftlicher Bedeutung ist, u. a. um die Reinhaltung der Gewässer, Bewirtschaftung der Wasservorräte, Sicherung der ackerbaulichen Fruchtbarkeit. Diese Probleme sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten dringlich geworden, weil die übersteigerte Nutzung der Naturkräfte nachteilige Folgen für das ganze Menschengeschlecht heraufbeschwören kann. Die Katastrophenliteratur darüber („Die Erde rächt sich“, „Die Wüste droht“, „Fruchtbarkeit unserer Böden in Gefahr“ oder „Ein Wald klagt an“) verrät, daß lebenswichtige Dinge auf dem Spiel stehen.

Ein Schulbeispiel für den Naturschutz der Wirtschaftslandschaft ist das aktuelle Problem des Windschutzes. Den Anstoß gaben riesige Bodenverwehungen in den USA. Anderswo, etwa im südöstlichen Rußland, in den stark bewindeten Distrikten Norddeutschlands und Dänemarks, tauchten gleiche Bedrohungen auf. Geeignete Bepflanzungen, Anlage von Hecken, Baumreihen oder Waldstreifen können sie aufhalten. Exakte Messungen in Dänemark, Deutschland und in der Schweiz über den Einfluß solcher Windschranken haben gezeigt, daß diese ein gutes Mittel gegen Bodenverwehungen sind, aber auch steigende Ernten zu bewirken vermögen. Vielerorts entstehen planmäßige Anpflanzungen von Schutzstreifen (z. B. im Emsland). Vorher sind genaue Untersuchungen über das Klima, die Bodenverhältnisse und die Eignung des Pflanzgutes anzustellen. Planlose „Verpappelung“ der Landschaft kann zu Rückschlägen führen und das ganze Problem in Mißkredit bringen.

Schwierige Aufgaben erwarten den Naturschutz auf dem Gebiete der Wasserversorgung. Die Qualität des Wassers ist gegenwärtig ständiger Verschlechterung ausgesetzt. Vor allem die Verunreinigung durch Abwasser verlangt Aufmerksamkeit, sonst werden in nicht allzu ferner Zeit unsere heimischen Gewässer aus einer stark verdünnten Lösung von Fäkalien bestehen. Das sind unsympathische und unappetitliche Vorstellungen. Frisches Trinkwasser wird es dann ebenfalls kaum noch geben. Ersatz dafür wird eine besondere Fabrikation aus mehr oder weniger verbrauchtem Wasser künstlich liefern. Schlimme Folgen zeitigt heute schon die Verschmutzung unserer Küstengewässer durch das Ablassen der Ölrückstände von den Schiffen.

Auch die Menge des Wassers, das für den Haushalt und für die Industrie heute erforderlich ist, macht Sorgen. In manchen Gegenden wird schon von einem „Verdursten der Wirtschaft“ gesprochen. Eingriffe in die Vorräte des Grundwassers und der fließenden Gewässer bewirken allerhand Korrekturen und Meliorationen, ohne Gewähr dafür zu geben, daß die „Verbesserungen“ sich nicht in Wirklichkeit als Verschlechterungen entpuppen. All diesen verschiedenen Problemen und Ansprüchen ist nur mit sorgfältiger Raumforschung und Landesplanung beizukommen. Erschwerend wirken gewisse klimatische Veränderungen, von denen manche Forscher behaupten, daß dieselben säkularer Natur seien.





Die weiträumigen Umlandlandschaften und urwüchsigen Naturwildnisse von einst werden auch in unserer Heimat immer weniger. Ein unersättliches Kultivierungsbedürfnis erstreckt sich über alle Fluren. Damit verliert die heimische Tier- und Vogelwelt allmählich ihre bisher ungestörten Rückzugsgebiete, die allein genügend Voraussetzungen für ausreichende Nachwuchspflege bieten. Der Bereich des westlichen Dümmergebietes stellt noch heute einen echten Unterschlupf für viele Vogelarten dar, die dort ihr Nist- und Brutgeschäft fast ungestört durchführen können. Einzelgelege in dichter Nachbarschaft und ganze Nestkolonien bilden vorerst keine Seltenheit. Links ein im Rohrwald schwimmendes Bläßhuhn-Horstnest, rechts das Gelege einer Trauerseeschwalbe in der Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Ein sehr leidiges Kapitel für den Naturschutz ist auch die Energiewirtschaft, die mit unbedingtem Totalitätsanspruch auftritt. „Der letzte Tropfen Wasser“ — das ist wörtlich ausgesprochen worden! — soll ihren Zwecken dienstbar gemacht werden. Der Naturschutz muß darauf dringen, daß auch hier eine wohlüberlegte Planung gewisse Bezirke frei hält und andere ganz unangetastet läßt. Es drängt sich die Frage auf, ob die Nutzung der Wasserkräfte, wie sie zur Zeit betrieben wird, sinnvoll ist, wenn schon in absehbarer Zeit — daran ist nicht zu zweifeln — Atomenergie zur Verfügung steht.

In Japan wird die Frage geprüft, wie weit die Wasserkräfte der dortigen Nationalparks zu verwerten sind. Von vornherein

war klar, daß alle Gebiete mit überragender landschaftlicher Schönheit der Ausbeutung verschlossen bleiben sollten. Es scheint, daß wir von den Japanern lernen können. So müßte es doch möglich sein, in unserer Heimat einige der letzten „Schlatts“ mit knöcheltiefem Wasser zu erhalten, z. B. das Wurmgar-Schlatt, wo *Eleocharetum multicaulis* des Litorellen-Verbandes und einige Kennarten immer noch (und dazu reichlich!) anzutreffen sind. In der Dammer Bergmark verändert fortschreitender Kies- und Sandabbau manche Bergformen und Bodengestaltung völlig, obwohl die Ausbeuter bemüht sind, nachher einen landschaftsgerechten Zustand wiederherzustellen. Auch hier besteht die Notwendigkeit, in einem großen Landschaftsschutzgebiet ein kleines, unantast-

WO KANNT?

*Dei Kreatur is, as dat schint,
nich alltiet jüst ok Menskenfründ.
Ein Imm tau'n Biespill is so böß
un steck den Mensken in dei Näs.
Dei Näs swellt heil barbarsken an,
dat Imm stört sik nich wieter dran.
Wo kann't? Dei Mensk is doch nich schlecht!
Un an den Hönig rantaugaohn,
dat is doch woll sin gauet Recht!
Segg mi, wo is dat tau verstaohn?*

Hans Varnhorst

sche natürlicher Schönheit erhalten. Die grandiose Idee gewann allmählich Weltbedeutung. Viele Staaten sind dem Beispiel der USA gefolgt. Der erste Park im europäischen Blickfeld entstand in der Schweiz.

Wir sind jetzt auf dem Wege, die europäischen Länder zu einer Staatenfamilie zusammenzuschweißen. Kommt dieser Staatenbund zustande, so bedarf es notwendiger Symbole. Solche werden nicht in Flaggen, Wappen und Denkmälern der Geschichte, die immer national beeinflußt sind, bestehen können. Viel eher kommen große und überragende Schöpfungen der Natur in Frage. Die Völker und Länder Europas sollten also einmütig dafür eintreten, erhabene Wahrzeichen unseres Erdteiles für alle Zeiten in einem würdigen Zustand zu erhalten. Wenn diese große Aufgabe, deren Dringlichkeit nicht geleugnet werden kann, erfüllt ist, würde ihre Schöpfung zugleich das Wahrzeichen einer geläuterten europäischen Kulturgesinnung sein, deren Wahlspruch lautet: Achtung der Menschenrechte und Achtung der ewigen Rechte der Natur!

Das ist keine bloße Utopie, kein Wunschtraum übersteigerter Naturschutzphantasie! Wie gesagt, in Nordamerika ist dergleichen seit vielen Jahren verwirklicht. Warum sollte es nicht in Europa möglich sein, daß der Enthusiasmus der beteiligten Völker Ähnliches vollbrächte?

Um die Jahrhundertwende begegnete man bei unseren prominenten Naturschützern der Meinung, der Naturschutz sei und bleibe Angelegenheit eines engeren heimatlichen Bezirkes. Mit dieser beschränkten Auffassung mußte gebrochen werden. Das Tor war nach einem weltumfassenden Ausblick aufzustoßen. 1910 wurde bereits eine inter-

nationale Kommission für Naturschutz gegründet. Der Gedanke ging von der Schweiz aus. Aber der Morgenröte des internationalen Naturschutzes folgte das furchtbare Unwetter des ersten Weltkrieges, das die verheißungsvollen Anfänge zusammenschlug. Als die ausgestreute Saat wieder zu keimen begann, folgte als neues Unwetter der zweite Weltkrieg.

Bald danach wurden wieder Fäden angeknüpft. Die Initiativen lagen abermals bei der Schweiz. Aus dem „Internationalen Büro für Naturschutz“ der zwanziger Jahre wurde die „Union Internationale pour la Protection de la Nature“ (IUPN). Es hatte sich längst gezeigt, daß viele Fragen des Naturschutzes nur mittels internationaler Verständigung befriedigend zu lösen sind. Wie ist z. B. den Auswüchsen der Touristik, die im Zeitalter des „Campings“ und der Sesselbahnen immer groteskere Formen annehmen, entgegenzutreten, wenn in einem Staate erlaubt bleibt, was der andere einzuschränken oder zu unterbinden trachtet?

Einheit ist auch für die Regelung der Energiewirtschaft notwendig, wenigstens zwischen unmittelbar benachbarten Ländern. Nur im Rahmen des internationalen Naturschutzes lassen sich die Fragen des Vogelzuges und der Europareservate lösen (Vogelparadies „Dümmer“!). Ferner gehört zu den Fragen, die auf internationaler Basis geregelt werden müßten, die Auswahl der Schutzgebiete. Diese sollte — zunächst einmal unter botanischen Gesichtspunkten — nach einem bestimmten Plan erfolgen in dem Sinne, daß die Reservate eine möglichst geschlossene Übersicht über die vegetationskundliche Gliederung der Urlandschaft des betreffenden Bereiches bieten. Ziel des „botanischen“ Naturschutzes muß es sein, eine Karte der Naturschutzgebiete mit möglichst lückenlosem Überblick über die Verteilung aller urlandschaftlichen Pflanzenformationen zu schaffen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, diesem Ziele nachzustreben — je eher, desto besser; denn der Untergang aller Urlandschaftlichen schreitet mit Riesenschritten voran.

Vielleicht ist es erlaubt, einmal darauf hinzuweisen, wie die Dinge in Rußland geregelt sind. Dort gibt es sieben große Vegetationsgürtel. In allen Gürteln sind planmäßig Naturschutzgebiete gegründet worden, aus denen sich tatsächlich der pflanzengeographische Aufbau des ganzen Bereiches ablesen läßt. Etwas Ähnliches für unseren Kontinent zu schaffen, wäre eine notwen-



bares Naturschutzgebiet auszuweisen, das nach natürlichen Gegebenheiten und wissenschaftlichen Erfordernissen auszuwählen wäre.

Die Darlegung deckt den heutigen Naturschutz als sehr komplexes Gebilde auf. Es kann zu Mißverständnissen führen, wenn Unklarheit darüber herrscht, welche Formen des Naturschutzes im einzelnen Falle gemeint ist. Auch dürfte es erwägenswert sein, wie die drei verschiedenen Blickrichtungen des Naturschutzes, etwa durch die Bezeichnungen: „Urlandschaftsschutz“, „Landschaftsgestaltung“ und „Landschaftshygiene“, im Sprachgebrauch strenger unterschieden werden können.

Natürlich sind die verschiedenen Aufgaben des Naturschutzes untereinander gleichberechtigt. Innerhalb desselben Landschaftsgebietes müssen sie gleichzeitig nebeneinander und in gegenseitiger Wechselwirkung zur Geltung gebracht werden. Diese Vielseitigkeit der Aufgaben bedingt,

daß gegenwärtig die Träger des Naturschutzes steigende Anforderungen mannigfaltigster Art erfüllen müssen. Mit bloßer geobotanischer Schulung ist es nicht mehr getan, ebensowenig mit bloßer Einfühlung in den Charakter des Heimatbildes. Mehr denn je gilt heute, daß der Naturschutz ein Wirken auf höchster Ebene der Verantwortlichkeit darstellt.

Wir sind verantwortlich dafür, daß der Lebensbereich, der für unser materielles und seelisches Wohl die Grundlage bildet, in seiner Konstitution gesund bleibt, und daß seine Potenzen vor Mißbrauch geschützt werden. Wir sind weiter verantwortlich dafür, daß die Landschaft, der unser Lebensrhythmus eingegliedert ist, die klare heimatliche Linie und ihre traute Heimatlichkeit bewahrt. Schließlich sind wir verantwortlich für das Einmalige und Unwiederbringliche, das die Natur mit schöpferischer Kraft hervorgebracht hat. Dieses darf niemals ohne zwingenden Grund angetastet werden.

Josef Hürkamp

AN DE BÄKE

Kannst du eegentlik över eine Brüngen gaohn, süner datt du dat Waoter ankickst, wat ünner di flütt? Driff di dat nie, den Wegg off de Straoten tau verlaoten, de Wennigen herünner tau störmun un de Bäken förn Sett Selskup tau dauhn?

Du moßt di aover eenen Dag mit fröndlik Weer utseuken. Änners schullst du dor kien Plaseer an hebben . . . Vandaogen mag't angaohn käönen. 't is woll April, un in dissen Maond kannst du up Wind un Wulken noch minner an as ännertieden. Man de Häwen is blau un aohne Näwel. De Luft röögt sik bold nich, un de Sünne warmt. Wekker nu kienen Maut hefft — —!

Blief eenen Ogenschlag up de steenern Brüngen staohn und lähn di över dat siege Holtglind! Wenn du een Spierken Gräs, eenen sooren Taug off een Stück Poppier herünner schmittst, sünd se bold in dat Tweedüüster van'n Brüggentunnel verschwunnen. Du brukst nich gau tau wäsen, wenn du diene Schippkes up de ännern Siet weer greuten wullt — se hebbt man minne Faohrt. In dit Land, dat sik platt as eene Diskplaoten nao ööverall hen wietet,

hefft dat Waoter kiene Drockte. Kiek! Dor is dat Witt van dien Poppier weer; lustig dreiht 't sik und schwömmt licht an eenen vermuckten Rickelpaohl vörbi, de bit in't Waoter hangt. Dat Grasspier un de soore Taug sünd woll in den düüstem Tunnel fastsett't wudden.

Ne, de Bäke is nich deep; du kannst bit up den Grund kieken, up den gälbrunen Sand, wor de Bäke nao lett. Dat Waoter sülwst is klaor as Glas. De Bäke is nich breet; wenn du dat Springen lehrt hest, kummst du dor mit een Anlopen ööver weg. Nich deep un nich breet — dat hört tau de Bäke.

Van de Brüngen ut kannst du ehren Weg seihn: Een dunkel, schmal Band, dat sik dör de Wisken treckt un sik bold verlüß. An beide Sieden waßt Böme, nu noch ohne Loof. Man du kriggst se in de Künne: Ellern, Pöppeln, Wähen; Böme, de dat gern natt hebbt un ännerswor nich so liek un kroß werd.

Man nu moßt du een bäten drocke wäsen, wenn du dat schwemmen Blatt Poppier inhaolen wullt: Dat is in de Tied, wor du



dröömt hest, doch rāken wieder kaomen. Een paar Trāe van de Straoten sietaf hendaol, un du büst an dat Öwer van de Bāken. Week trett dien Faut up dat Grās van de Wisken un sackt in, un af un an hörst du dat ünner dienen Schauh singen un zissen: hier is't noch natt, un dat hefft de leßden Daoge rāāgnt. De Grāshalms hebbt eene bleeke Klör, wekke sünd gries un versoort; sei täuft up warm Weer un Sünne. Dann schullen sei woll bold zappig un gröön werden. Un dann wullen up eenmaol sik uk all de Blaumen wiesen: De vulle, gāle Hunneblaumen, de lila Haohnenfaut un dat lütke, witte Marienblöömken, dat man erst recht sütt, wenn dor hunnert off dusend van bi'n ānner staoht. Un in den fröhen Klöver wullen de Immen nao Hönnig säuken... So heel wiet is dat nich mehr. Un wor't een bāten höger is, schall dat Kauhveih, rotbunt off schwattbunt, lopen un frāten un liggen un wāhrkau'n.

Aover dor ist ja dien poppieren Schippken! Langsaom drifft't wieder. Mannges, maol van disse, maol van dei Kant, loopt Grüppens in de Bāke. Se hebbt nich vāl Waoter; aover't is schmeerig, un uk de Bāke farvt sik grau un kleierig. Man bold is de Lehm un Dreck up den Grund daolsickert, un dat Waoter van de Bāke is klaor un rein as vörher.

As du wiedergeihst, liggt de Wisken een bāten deiper. Wenn du staohn bliffst, kann't passeiren, datt di dat Waoter in de Schauh kummt, off dat du halfbarvt wiederlopen moßt: De klāverige, natte Bodden hefft di den Schauh uttrocken... Wenn de Wulken sik daogelang utgaoten hebbt, dann mag de Wisken hier wiet överschwemmt wāsen. Noch kannst du den dunkelgrāunen Rand seihn, de di wieset, wo wiet dat Waoter leßens staohn hefft. Dit mag in'n Sömmmer ein Paradies för Adebar, den Stork, wāsen. Wisse staokt he dann mit siene dünnen Beene hier herüm un schnappt nao Poggen un Schnaoken un schwāwt dann weer nao Suhlbrinks Schoßsteen tau, wo he sien Nest baut hefft.

Aover kittig wieder up högern Grund! Di is't naug, wenn in eenen Schauh dat Waoter tūsken diene Tehnen zirpket. Ummer noch is dien Poppierschippken gāgen di. Man nu



Vorfrühling im Moorbachtal bei Lutten.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

lettst du't reisen — — worhen? Du söchst di eenen drögen Placken un leggst di in den weeken, van de Sünnenstraohlen warmen Grāsteppich. Dat is moi: Dicht bi de Bāken liggen un in den Häwen kieken. Dor kann man gaut bi dröömen... So hest du't as Kind fröher uk all probeert: Un dien Lengen un Haopen is mitflaogen, dat Waoter nao, dat liese un sünner Larm un sünner Enn' gāgen di lööp bit in't Meer un in de Feernte. Un du hest an frömde Länder dacht off an taukaomen Tieden... Wenn ick grot bün, hest du villicht dröömt, will ick eene Waotermöhlen bauen, mit een grot Rad, dat klappert, wenn dat Waoter dör över her

VÖRJAHRMORGEN

von Heinz van der Wall

*Rundüm staoht dei Wisken witt,
Is an Gräs un Strüker sitt.*

*Ruug is noch dei Luft un groff,
Külle weiht dör Holt un Hoff.*

*Alle Schiewen sünd beschlaon,
Kien mag gern nao buten gaon.*

*Lüe in't Huus, Lüünk up'n Paohl
Teuwt up einen Sünnenstraohl.*

springt un de Möhlsteene drieven mott. Wat giff't, dat moier is as eene Waotermöhlen, wor riep Körn in tau Mähl mahlen werd? Un an 'n ännern Dag hest du ein lütket Möhlrad ut Zigarrenkistenbreer baut un büst nao de Bäken rönnt un hest't an'n Rad in't Waoter stääken, un dat Rad hefft sik dreiht, un du hest dienen Spaoß hatt. 's aovens, as du weggüngst, hest du't in't Waoter staohn laoten, un as du an'n ännern Nömmdag weer naokeekst, wör dat Möhlrad nich mehr dor. Du hest di verfehrt. Hefft di eener targen wullt? Aover dann hest du överleggt, datt woll ein möör Stück Holt off ein lütken Schoof Heih dat Rad losräten un mit sik schlääpt hefft, villicht nao'n Kolk, de so deep was, datt du di dor nich henwaogen wull't...

An'n heiten Sömmerdag büst du mit upkrepeld Büxenbeene in de Bäke stägen un hest versöcht, lütke Fiske tau fangen. Du harst een Marmeladenglas mitbröcht, un dor schullen se in läven, un du wulst sehn, wo se läven döen. Dat hefft di väl Meihte maakt, sei tau kriegen, un dann kunn dat vörkaomen, datt du achter di een Plantschen un Pladdern hördest. Wenn du di ümdreihdest, sehgst du een Kauh, de dör't Waoter stampde. Nu keek se di neeßschieg an; man mit't Fiskefangen was't daohn...

Vandaogen meent de Sünne dat würkelk gaut. Dor is nich een Wulke, wor se sik achter verstääken kunn. Off wullt du leiwer seggen: Dor ist noch kiene Wulke...?

Afsiets liggt dat Dörp. Hier un dor kannst du achter den Dannenbusk de roden Pannen van een Dack gewaahren, off Rook, de sik nao baoven krüüsel't.

Van de Straoten her brummt een Auto, un up eenen Kamp tuckert een Trecker. Anners is't still, wenn man nich de Stimmens van de Vaogels räakt: Dor hörst du de Spreen, sei zwitschert dör'n ännern as ein Orchester, wor elkeen för sik spält; Lüünkes schülpt un schellt; een Leiwink singt; eene Draußel fleitet; un dat kling't tausame as een Leed ut väle gäle, graue und schwatte Schnaobels, dat dat Vörjaohr gröten schall.

Over di weg fleigt Kraihen un quarrt mit beleggte Tungen ehr „Kraih-kraih!“, un du denkst dor an, wo du früher mit de ännern Jungs tauhope achter ehr an ropen hest:

Kraih — Kraih — Kraih!

De Düvel kummt di nao!

Un wenn du nich mehr kraihen deihst,
kummt he di nich mehr nao!

Nu werd dat aover Tiet, datt du upsteihst; änners kunn di dat doch van ünner tau kolt werden. — — Gaoh langsaom den Wegg trügge, an de Bäken langes. Du nimmst di vör, datt du maol weerkaomen wullt, früuh an'n Morgen villicht in'n Sömmer, wenn 'n fienen, dichten Näwel över dat Waoter liggt, off an'n Harvstaabend, wenn ut dat Reith de Poggen mit ehre rustrigen Stimmen quaaht un över den blanken Speegel de Müggen danzt...

Harte, witte Steenkes schlaot di in't Gesicht. — Och, dat sünd ja kiene Steene, du hest di narren laoten, dat is Haogel. So is de April!

Du bruukst nich tau lopen; dat is bloß een Schur, un wenn du wat tau schuulen funnen harst, is't vörbi. — De Haogelkörner fallt uk in de Bäken; se treckt Ringe üm sik tau, de gröter un gröter werd, sik mit ännere Ringe draopt un in'n ännern gaoh't...

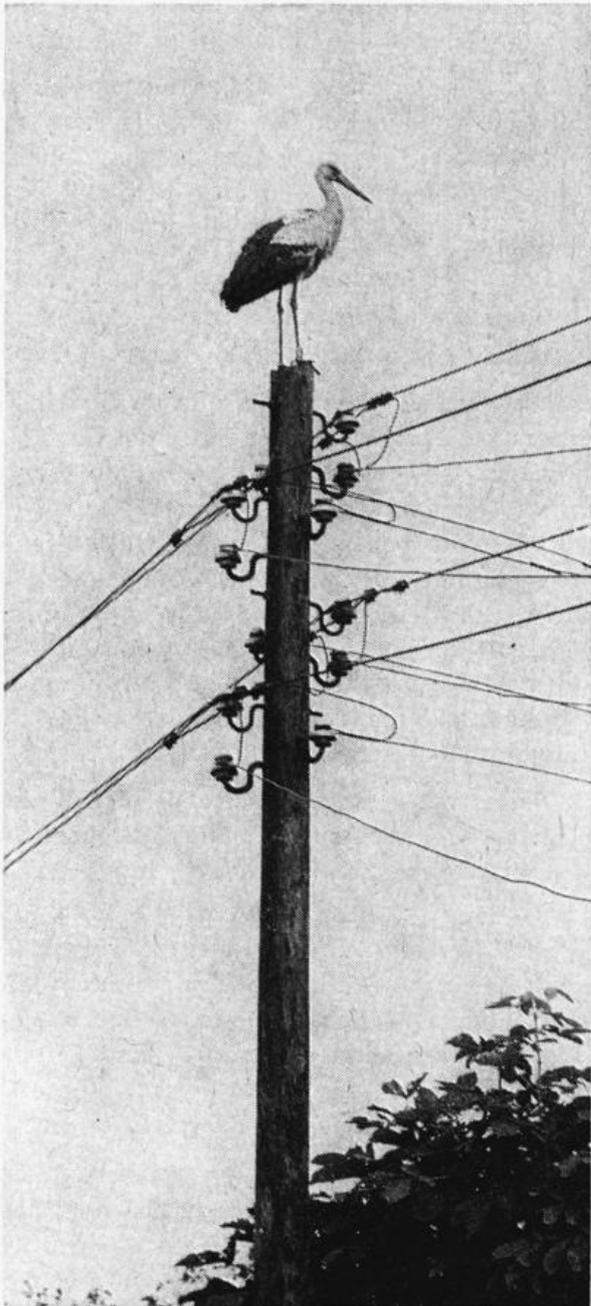
Nu erst is dien Utflugg an de Bäken recht. In'n April spazeerngaohn un kien Schuur up den Kopp kriegen — dat dröfft't nich gäven! Heinz von der Wall



Das große Flutdrama am Dümmer im Sommer 1956

Anfang Mai des Jahres 1956 kam ich zum Dümmer mit dem besonderen Auftrag, die umliegenden Storchennester zu kontrollieren.

Dabei stellte ich fest, daß in Osterfeine der erste Storch schon am 31. März erschienen war. Das Weibchen kam am 21. April. Nach starkem Nestkampf mit Nachzüglern behaupteten die Alten ihren Horst, bauten



Der Vertriebene. Ein Storch, der im Kampf um das alte Nest unterlag, hat Zuflucht auf einem Leitungsmast gefunden.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

ihn etwas aus und legten fünf Eier. Bei der Nachkontrolle bemerkte ich, daß zwei Eier ausgeworfen waren. Drei Junge wurden groß.

In Dümmerlohausen kam das Männchen am 5. April. Es stand oft sehr betrübt auf dem Nestrand oder dem Dachfirst und wartete offenbar auf sein Weibchen. Dieses blieb aber aus. Am 5. Mai erschien ein neues Paar. Es eröffnete einen schweren Kampf um das Nest. Der Alte schlug den Eindringling oft zurück. Daraufhin setzte sich das neue Weibchen im Kampf mit ein. Solcher Übermacht konnte der Alte nicht standhalten und gab den Kampf auf.

In Hilde blieb das Nest unbesetzt wegen des Neubaues auf dem Hof. In Kemphausen war es mehrere Jahre unbesetzt gewesen. Jedoch ein neues Paar nahm den Horst am 6. April in Besitz. Dabei entspann sich ein heftiger und blutiger Kampf, an dem zeitweilig bis zu 14 Störche teilnahmen. Der Kampf war oft so heftig, daß zwei Störche verbissen, verkrallt und blutverschmiert auf den Hof fielen. Die Bauersfrau B. eilte aus der Küche, um die kämpfenden Störche auseinander zu bringen. Frau B. sagte mir: „Es war oft nicht mehr mit anzusehen, so schlimm kämpften die Störche.“

Der größte Raufbold soll der Dümmerlohausener Storch gewesen sein. Frau B. wollte gern einen Storch auf ihrem Hause behalten und ging deswegen zum Pfarrer in R., der lange Jahre Jagdpächter war. Sie bat ihn flehentlich, er möge doch diesen Raufbold abschießen. Der Pfarrer mußte den Wunsch ablehnen, da Störche ja unter Naturschutz stehen. Betrübt ging Frau B. nach Hause. Ihr Horst blieb wieder leer.

Das Nest in Borringhausen wurde ohne Kampf besetzt. Von fünf Jungvögeln wurden zwei hinausgeworfen. Auch das Nest in Südfelde wurde ohne Kampf besetzt. Von zwei Eiern flog eines heraus.

Der Frühling hatte Einzug gehalten und versprach einen warmen Sommer. Die Maientage waren im Durchschnitt angenehm und heiter. Unangenehm wirkte schon der Monat Juni mit zwölf Regen- und nur fünf Sonnentagen. Er leitete zu einer Periode über, die im Juli zur Katastrophe führen sollte. Dieser Monat brach mit starken Gewittern und fast täglichen Regenfällen an.

Am 10. Juli artete dann ein furchtbares Gewitter in einen Dauerregen aus, der den

nächsten Tag anhielt. Ungeheure Wassermengen vom Wiehengebirge und von der Hunte, von den Stemmer und Dammer Bergen ließen den Dümmer in wenigen Tagen fast einen Meter ansteigen. Es half wenig, daß sämtliche Stauwehre in den Deichen schleunigst hochgezogen wurden. Das Hochwasser reichte am Ufer in Dümmerlohausen so weit, daß der Badestrand ganz und das Badehäus teilweise überflutet waren.

Der Randkanal wurde zu einem reißenden Strom, trat über seine Ufer und überschwemmte die anliegenden Wiesen, auf denen die Schwaden der Grasmahd lagerten, die mit Booten zu retten vergeblich versucht wurde. Der reißende Strom des Randkanals führte Tausende von toten Fischen mit: Hechte von fast Armlänge, Brassen jeder Größe, Schleie, Plötze, Aale usw. Auch die Hüder Dobben wurden unter Wasser gesetzt. Sie bilden die Wiege der Rehe, die zu der Zeit schon ihre Kitzchen führten. Es war jammervoll, mit ansehen zu müssen, wie die Rehmütter ihre kleinen bunten Kitzen durch leise Zurufe auf die andere Seite nach dem trockenen Deich herüberzulocken suchten. Immer wieder gingen sie zu den fiependen Kälbchen zurück, um ihnen den Weg durch das ansteigende Wasser zu zeigen, stuppsten sie mit der Nase von hinten und gingen zurück zum trockenen Deich. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Kleinen begriffen, was sie tun sollten. Ich beobachtete solche Szenen im Schutze eines am Deich stehenden Hochsitzes.

In verschiedenen Wasserstellen fand ich später zahllose angeschwemmte tote Mäuse. Wie viele Bruten und Nester der bodenbrütenden Vögel umgekommen sind, läßt sich nicht abschätzen. Oft sah ich vom Wall aus die flinken Wiesel laufen. Es dauerte einige Wochen, ehe die Wassermassen sich wieder verlaufen hatten.

Was wurde bei dieser Katastrophe aus der Spätbrut der Störche in Dümmerlohausen? Bei der Nachkontrolle am 6. Juni hatte ein Jungstorch tot auf dem Hof gelegen. Drei Jungstörche waren noch im Nest. Da die Störche nicht hudern, also ihre Jungen bei Regen oder Sturm nicht bedecken, wie Hühner oder Gänse es tun, waren diese der ganzen Unbill ausgesetzt. Die Alten standen ratlos beim Nest oder auf dem Dachfirst herum. Schlimm wurde der Nahrungsmangel, weil die Wiesen unter Wasesr standen. Frösche waren sowieso am Dümmer knapp. Mäuse, nun die Hauptnahrung der Störche, sowie die größeren Insekten waren



Adebar als Haustier. Der Jungstorch hatte sich einen Flügelschaden zugezogen und konnte dann die Reise nach dem Süden nicht antreten. So wurde er auf einem Bauernhofe am Dümmer in Pflege genommen, wo er auch überwinterte. Nachher blieb der Pflégling dann mehrere Jahre zur Freude aller als Haustier auf dem Gehöft.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

in Massen ertrunken. So mußten die Jungstörche erfrieren und verhungern.

Nicht viel anders erging es den Jungstörchen in den übrigen Horsten. Obwohl diese schon älter und größer waren, bestanden auch hier für die Alten große Nahrungssorgen. Die Störche rüsten im September zum Rückflug nach dem Süden. Da die Alten nun einsahen, daß alle Jungen bis zu dieser Zeit nicht kräftig genug für die schweren Strapazen der Reise sein würden,

Junge Wälder unserer Heimat

Aus der Entwicklung der Staatsforsten um Markhausen und Augustendorf

Besonders für den heutigen Zeitgenossen erweist sich der Wald als ein echter Gesundbrunnen der Müden, Verbrauchten, Gequälten, Trostsuchenden und Kranken. Die wohlthuende Stille seiner grünen Welt entreißt uns dem Alltag und der Hetze. Sie verleiht immer wieder frische Kraft. Waldwanderungen stärken Körper und Geist, heben den Blutkreislauf und versorgen die Lungen mit ozonhaltigem Sauerstoff. Nachher kehrt der Mensch fröhlich und zufrieden in seinen Wirkungskreis zurück. Mit gutem Grund liegen Kurorte, Heilbäder, Sanatorien und Erholungsheime im Kranze grüner Wälder...

Im Oldenburger Münsterlande müssen wir dankbar dafür sein, daß einmal eine weise Landesregierung die großzügige Aufforstung unserer Heimat ins Werk setzte. Das landschaftliche Erscheinungsbild vieler öden Gestririche wurde dadurch sehr zum Vorteil verändert. Abgesehen von dem wirtschaftlichen Nutzen möchte heute niemand mehr den wertvollen Waldreichtum vermessen, der in unserer von Technik und Zivilisation bedrohten Welt immer mehr Bedeutung gewinnt. Eine Skizze der Entwicklung der Staatsforsten um Markhausen und Augustendorf wird deswegen den Heimatfreunden sicher willkommen sein.

Wechselwirkungen

Der Wald gedeiht nach bestimmten Gesetzen von Wechselwirkungen, die in der Eigenart des Bodens und des Klimas ge-

warfen sie einfach die schwächsten aus den Nestern hinaus. Sie waren deswegen keine „Rabeneltern“. Ein von der Natur gegebener Erhaltungstrieb befahl ihnen dieses Verfahren.

Nachdem die größten Wassermassen abgelaufen waren, blieben noch immer zahlreiche Pfützen stehen. Bei ihnen fanden sich schon rechtzeitig verschiedene nordische Herbstzügler ein. Besonders waren die Grünschenkel, der große Rotschenkel, sowie die Bruchwasserläufer und der Waldwasserläufer zu beobachten. Selbst die Bekasinen stocherten in den Restpfützen des großen Flutdramas herum. — — —

Georg Vetter

geben sind. Die Natur duldet nämlich auf jedem Fußbreit Boden nur Pflanzen, die entsprechende Lebensbedingungen erfüllen. Der natürlich gewachsene europäische Wald des Mittelalters bestand so zu zwei Dritteln aus Laubwald und zu einem Drittel aus Nadelwald.

Der Wald reguliert den Kreislauf des Wassers und bewirkt damit einen wohlthätigen Ausgleich im Wechsel des Klimas. Er sichert die Fruchtbarkeit des Ackerbodens. Baumkronen schirmen Ein- und Ausstrahlungen ab. Etwa ein Viertel der Regenmengen werden von ihnen aufgefangen, um wieder für neue Wolkenbildungen mit Niederschlägen zu verdunsten. Das Wurzelsystem einer mittleren Kiefer erreicht mit Haupt- und Nebenwurzeln bzw. deren tausendfachen Verästelungen eine sagenhafte Länge (bis zu 400 000 km!). Dieses Beispiel lehrt verstehen, daß ein Hektar Waldboden bis zu einem Meter Tiefe fast 2000 Tonnen Wasser festhält.

Wo die Sonne ungehindert den Boden ausdörft, tötet sie alles Leben. Mit dem Schrumpfen der Wälder schwand die Kraft vieler Völker. Solange ihre Wälder gesund waren, entfalteten sie eine ungeahnte Blüte in Kultur, Kunst und Politik. Der Wald gehört irgendwie zum notwendigen Lebensraum der Völker. „Stirbt er, so stirbt auch der Mensch, zuerst seelisch, dann körperlich“¹⁾. Der Wald ist sozusagen lebendiger Urquell des Schöpferischen. Wird der Mensch unfähig, still und allein zu sein, so verliert er seine Gestaltungskraft. Deswegen wandert der besinnliche Mensch in die Wald-einsamkeit, um zu schauen, zu lauschen und zu meditieren. Dort fühlt er sich dem großen Geheimnis der Natur näher, das in ihm fruchtbare Kräfte entbindet.

So gab und gibt der Wald ganzen Ländern und Landschaften das Gepräge. Spanien, Italien, Griechenland, Nordafrika und der Vordere Orient waren früher dicht bewaldet. Verantwortungsloser Raubbau nahm ihnen den Schmuck herrlicher Wälder. Ode Bergkuppen und unfruchtbar verkarstete Landschaften traten an ihre Stelle. In Spanien sind heute kaum noch acht, in Grie-

¹⁾ Günther Schwab: Der Tanz mit dem Teufel, Seite 154.



chenland keine fünf Prozent des Bodens mit Wald bedeckt. Auch nach den Wäldern Mitteleuropas greifen längst blinde Geschäftsgier und rücksichtloser Hunger nach Ackerboden. Sehr schicksalhafte Folgen können daraus entstehen.

Andererseits hat der Mensch versucht, den Wald nach reinen Nützlichkeits-erwägungen zu pflegen. Am Ende mußte er erfahren, daß solche künstlichen Forsten wichtige Bedingungen der Lebensgemeinschaft nicht berücksichtigten. Die natürliche Zusammengehörigkeit bzw. Abhängigkeit der Lebewesen war vernachlässigt worden. Auf solche Weise konnten keine gesunden Waldbestände von Dauer geschaffen werden.

Seit 150 Jahren macht der Mensch derartige Experimente mit dem Wald. Die Bedeutung und Aufgabe der biologischen Wachstumsgemeinschaft blieben unbeachtet. Was keinen unmittelbaren Nutzen brachte, wurde bedenkenlos ausgetilgt. Große Flächen von Nadelwäldern wuchsen als „Balkenfabriken“ oder langweilige „Stangenäcker“ heran. Ihre Monokulturen vergewaltigten die Natur. Der moderne Mensch, der durch Erziehung und Gewöhnung verführt wird, alle Unternehmungen nach dem Maßstab des Ertrages zu beurteilen, liebt es, dementsprechende Berechnungen über den materiellen Wert des Waldes anzustellen.

Der Waldbestand im Verwaltungsbezirk Oldenburg ist zur Zeit mit rund 40 000 ha (davon 55,8 % oder 22 320 ha in Privatbesitz) ausgewiesen. 44,2 % oder 17 680 ha werden als öffentlicher Besitz verwaltet, und zwar von den fünf Forstämtern: Ahlhorn, Cloppenburg, Hasbruch, Neuenburg, Oldenburg. Von 1957 bis 1960 lieferte der Holzeinschlag 216 600 Festmeter mit einem Gesamtertrag von 13 Millionen DM. Danach läßt sich schätzen, welche Geldumsätze während der vergangenen langen Zeit planmäßiger oldenburgischer Forstwirtschaft durch Einschläge, Aufforstungen, Durchforstungen, sonstige Kulturpflagemassnahmen einschließlich Straßen- und Wegebau getätigt worden sind. Die Jagdbeute wird im gleichen Zeitraum (außer Dam- und Schwarzwild) mit 544 Stück Rehwild, 724 Hasen, 1229 Kaninchen, 346 Füchsen, 14 Dachsen, 140 Fasanen, 430 Wildenten und 56 Tauben angegeben. Rund 250 Arbeiter fanden in den Staatsforsten Verdienst und Brot.

Örtliche und geschichtliche Voraussetzungen

Dem Umfang nach steht der Landkreis Cloppenburg mit 4518 ha Staatsforsten und rund 7000 ha Privatforsten an erster



Stimmungsbild aus der malerischen „Igelriede“ im Langenberg-Forst westlich der Thülsfelder Talsperre.

Aufn. Harry Hamschmidt, Augustendorf

Stelle im Verwaltungsbezirk Oldenburg. Verstreut liegende kleinere Parzellen mit Baumbeständen in Privatbesitz lockern die Landschaft malerisch auf und verleihen ihr ein anheimelndes Gepräge. Besonders aber gibt es dort viele zusammenhängende Forstgebiete, die den Namen „Wald“ wirklich noch verdienen.

Zu den reizvollsten Waldgebieten gehören die Staatsforsten um Markhausen und Augustendorf. Sie sind verhältnismäßig jung, aber groß genug, echte Lebensgemeinschaften zu entwickeln. Es handelt sich um fünf größere Einzelstücke. Von den Äckern Augustendorfs und Neumarkhausens unterbrochen, stellen sie wegen ihrer gegenseitigen Nähe und verwandten Eigenart dennoch ein Ganzes dar. Die stillen Fluren der Bauern ergänzen die Eigenart des Waldes durch Abwechslung der Bilder.

Der Forst, der von Süden nach Norden westlich der Talsperre entlang läuft, heißt im Volksmund „Langer Berg“. Eine Niederung, die „Igelriede“, durchzieht ihn fünf Kilometer lang in Richtung auf die Talsperre. In ihr wuchern viele wilde Pflanzen des Waldes. Die Igelriede, heute ein schmales Bächlein, muß früher breiter gewesen sein. Man erkennt deutlich ihr ehemaliges Bett.



Stiller Forstweg im Langenberg. Viele solche Wege führen in die tiefe Einsamkeit entlegener Waldwinkel
Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

An fünf Stellen wurde dieses 1953 durch Dämme abgesperrt und der Bach zu Teichen aufgestaut, die eine Gesamtfläche von 7 ha bedecken. In jedem Frühjahr werden sie mit zweisömmerigen Karpfen besetzt. Das Abfischen im Herbst gilt als Jagd besonderer Art.

An den „Langen Berg“ schließt sich nördlich der „Thülswald“ oder „Barenberg“ an. Nordwestlich von ihm liegt der „Horstberg“. Zwischen Augustendorf und Markhausen erstreckt sich in langem Bogen der „Herrensand“. Nördlich von Markhausen reicht der „Kaufwald“ bis an die Ufer der Marka. Das ganze Waldgebiet umfaßt eine Fläche von 2000 ha (20 qkm). Die Dwerger Forsten bilden die südliche, der Peterwald an der Straße von Cloppenburg nach Friesoythe die östliche Fortsetzung.

An der Talsperre und an den Ufern der Marka treffen wir auf die interessantesten Teile der gesamten Waldungen. Freilich bietet das heimische Flachland nicht jene Reize, die das Mittel- oder Hochgebirge mit bewaldeten Tälern und Höhen oder mit weiten Ausblicken dem Wanderer schenkt. Der aufmerksame Sucher findet aber auch in diesem Waldgebiet zahlreiche Winkel, die entzücken können, obwohl die Höhenunterschiede nur unbedeutend sind (40 bis 96 m über Meereshöhe).

Das Studium der Karte verrät einiges aus der Geschichte der Gegend. Die Gletscher der Eiszeiten haben hier Spuren hinterlassen. Aus abgeladenem Geschiebe formten lange Zeitläufe leicht welliges Flachland mit großen Dünenhügeln, die als „Berge“ bezeichnet werden. So finden wir in den heutigen Forstbezirken den erwähnten „Langen Berg“, „Barenberg“, „Horstberg“, im Kaufwald den „Galgenberg“, im Herrensand den „Ringelberg“, bei Neumarkhausen die „Tempelhöhe“, die Wittehöhe“ und noch andere.

Auch die alten Flurnamen werfen klärendes Licht auf die einstigen Verhältnisse. Typische Flurnamen tragen die einzelnen „Sänder“: Peheimer Sand, Kleiner Barenberger Sand, Thülsfelder Sand, Barenberger Sand, Duvensand, Galgenberger Sand, Herrensand. Dort fehlte vor der Aufforstung der Wald vollständig. Ebenso waren die Kolonien Augustendorf und Petersfeld ursprünglich nicht vorhanden. Zwischen den alten Dörfern: Markhausen, Peheim, Molbergen, Bösel und Garrel lag weites Odland als gemeiner Markengrund. Dieser war mit Heide bewachsen und diente als Schafweide. Schafe sind aber die Feinde jedes jungen Waldes. Aus der weiten Heidemark schaute stellenweise nackter Boden hervor. Der Wind bewegte den Sand, trieb mit ihm sein Spiel und bildete die „Sänder“ (Weh-



Eine urtümliche Kiefer im Herrensand zwischen Augustendorf und Markhausen.

Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

sandhügel). Auf ihnen siedelte sich kaum pflanzliches Leben an. Höchstens die Primärpflanzen der Vegetation, wie Rentierflechte und verschiedene Moose, führten ein kümmerliches Dasein. Anderswo wurde Sand fortgetragen, wodurch verschiedene Niederungen entstanden. Solche ausgewehnten Niederungen sind heute noch unfruchtbare Plätze, die den Forstleuten dauernd Kummer machen.

Typisch sind ferner die „Rieden“. Bei ihnen handelt es sich um versumpfte Wasserrinnen zwischen höheren Sandrücken. Durch den Langen Berg zieht sich die schon erwähnte „Igelriede“, durch den nördlichen Herrensand die „Hasenriede“. Die „Pools“ hatten stagnierendes Wasser. Im südwest-

lichen Augustendorf liegen der „Bodenpool“, „Behnenpool“ und „Hermannspool“, im Norden der „Bäckerpool“. Weitere Flurnamen deuten auf frühere Moorplacken hin, wie „Schnakenfehn“ in der Igelriede oder das „Kleine Moor“ am Wege nach Mittelthüle. Verhältnismäßig oft kommen sogenannte „Tangen“ vor, hauptsächlich im nordwestlichen Teile des Gebietes nach Friesoythe zu: Vehrentange, Pehmertange, Kalvertange, Osttange und die Goldenkämpstange. Diese Bezeichnung wurde auf Landzungen angewendet, die an beiden Seiten von Moor oder anmoorigem Boden umgeben waren. So verdeutlichen die erwähnten Flurnamen unsere Vorstellung vom früheren Zustand der alten Heidemark, bevor darauf junger Wald entstehen sollte.

Planung und Gründung der Forsten

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfügte die großherzogliche Regierung von Oldenburg die Teilung der großen Mark. 1875 erfolgte endlich der Abschluß. Zwei Drittel der Flächen fielen an die altheimischen Markenberechtigten. Auch die Siedler von Augustendorf erhielten Anteile. Ein Drittel (*Tertia marcalis*) verblieb nach dem überkommenen Markenrecht beim Staat. Die Fürstbischöfe von Münster, die hier bis 1803 Landesherrn waren, hatten die „Tertia“ schon vorher als „*Domaniae*“ und herrschaftliche Forstgründe bezeichnet. Der Name Herrensand erinnert daran.

Dank der weitblickenden Planung der oldenburgischen Regierung begann nach der Markenteilung ein einmaliges Kulturwerk. Die Odländereien der Heide erschienen damals wenig oder gar nicht zum Ackerbau geeignet. Großzügige Aufforstung sollte sie auf lange Sicht ertragreich machen. So wurde der staatliche Markenanteil, etwa seit 1880, in beispielhafter Weise aufgeforstet. Diese Aufforstung hat uns u. a. die heutigen Waldbezirke zwischen Thüle, Markhausen und der Talsperre beschert.

Viele Bauern, besonders der Gemeinde Markhausen, gingen nur mit Unlust oder gar nicht an die Kultivierung heran. Sie wollten lieber durch Verkauf ihrer neu gewonnenen Markenanteile unverhofft zu Geld kommen. Da nutzte der Staat die Gelegenheit, weitere Flächen der geteilten Mark als Privatbesitz aufzukaufen. Solche Stücke wurden den staatlichen Liegenschaften hinzugefügt und in die Aufforstung einbezogen. Der sogenannte „Kaufwald“ nordwestlich von Markhausen ist so entstanden.



Partie aus dem reizvollen Wiesental der Marka am Rande des Kaufwaldes. Diese wenig bekannte und kaum erschlossene Landschaft hält noch heute einen Dornröschenschlaf.

Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

Über die Notwendigkeit der Aufforstung wurde seinerzeit von maßgeblicher Seite geschrieben:

„Die Forstwirtschaft hat für unser Land, wenigstens für die Geestdistrikte, eine außerordentlich große Bedeutung. Diese Bedeutung wird, falls der Niedergang in der Landwirtschaft anhalten sollte, vielleicht in Zukunft eine noch größere werden. Gut gepflegte Waldungen bilden — vorausgesetzt, daß die Preise für Forstprodukte nicht allzu niedrig werden sollten — für jeden Grundbesitzer in kritischen Finanzlagen eine wertvolle Stütze und haben schon oft dazu beigetragen, daß das Besitztum, trotz ungünstiger Verhältnisse, namentlich trotz starker Verschuldung, der Familie erhalten bleiben konnte. Besonders hohe Bedeutung hat die Forstkultur für uns Oldenburger auch deshalb, weil in der Mitte und im Süden unseres Landes noch viele Tausende von Hektaren an Heide und Moorländereien vorhanden sind, die gar keine oder nur eine äußerst verschwindende Rente geben, und die zu einem großen Teile durch Beforstung nutzbar gemacht werden können“²⁾.

Die Aufforstungsmaßnahmen der großherzoglichen Regierung waren also nicht

²⁾ F. Oetken: Rechenschaftsbericht, Kap. XIV

bloß Selbstzweck. Sie wollten zugleich Lehre und Vorbild sein, hauptsächlich für jene Bauern, die geeignete Flächen zur Aufforstung besaßen. „Ein gutes Beispiel haben unsere Privat-Forstbesitzer in mannigfaltiger Hinsicht an der Verwaltung der Großherzoglichen Kron- und Staatsforsten. Besonders anregend und belehrend ist auch vor allen Dingen das Vorgehen dieser Verwaltung bezüglich der Aufforstung von Ödländereien“³⁾.

+

Die praktische Durchführung der Aufforstung kam nur mühsam in Gang. Der Boden für den geplanten Wald mußte „gedämpft“ werden; d. h. die Oberfläche wurde mittels Erdsoden abgedeckt, um die Bildung einer natürlichen Humusschicht zu fördern und das Treiben des Sandes im Winde zu verhindern. Später wurden wirksamere Methoden entwickelt. Der Herzog von Ahrenberg hatte aus England einen Towlerschen Dampfpflug kommen und den Boden des jetzigen Eleonorenwaldes (Hümmling) tiefpflügen lassen. So gelang es schneller und gründlicher, den Boden für die Aufforstung vorzubereiten. Die Leistung der Maschine überzeugte

³⁾ F. Oetken: a. a. O.

den Großherzog von Oldenburg. Die Folge war die Anschaffung einer solchen auch für die neuen oldenburgischen Forstkulturen.

Beim Pflügen wurde je eine Lokomobile an den gegenüberliegenden Seiten größerer Flächen aufgestellt. Von einer Maschine zur anderen lief ein Drahtseil. Dieses wurde abwechselnd auf einer Trommel aufgewickelt, also hin-und-hergezogen mit dem Tiefpflug, der den Untergrund des Pflanzgeländes, insbesondere die harte Urschicht, auflockerte. Die Gesamtkosten entfielen auf Arbeits- und Fuhrlohne, auf Heizmaterial (Kohlen, Holz, Torf für die Lokomobilen), sowie auf Beiträge für Wartung der Maschinen, ihre Überholung im Winter und für Anschaffung notwendiger Ersatzteile.

Über den Einsatz wird berichtet⁴⁾: „Der Dampfpflug-Apparat der Großherzoglichen Forstverwaltung ist in den Jahren 1893 bis 1896 nur auf den der Forstverwaltung bei Markenteilungen überwiesenen Heideflächen zwischen Petersfeld, Thülsfeld und Garrel, dem Forstort Peterwald und zwischen Thülsfeld, Mittelsten Thüle und Augustendorf, den Forstorten Barenberger Sand und Langen Berg in Arbeit gewesen. Während der Jahre 1893 bis 1895 wurden hier mit dem einscharigen Pfluge, dessen Pflugschar den Boden bis zu einer Tiefe von 45 cm umwirft und dessen Untergrundgrubber den Untergrund bis zu 90 cm Tiefe lockert, die folgenden Flächen in den hierunter angegebenen Arbeitstagen und mit den folgenden Kosten gepflügt:

Jahr	Namen d. Forstorte	Anzahl der Wühl- oder Arbeitstage des Pfluges	Ganze umgewühlte Fläche ha	Umgewühlte Fläche pro Arbeitstag ha	Gesamtkosten		Kosten pro ha	
					RM	ch	RM	ch
1893	Peterswald	117	148,7926	1,2717	13 840,48		93,01	
1894	Barenbergersand	101	122,8142	1,2160	14 733,20		119,96	
1895	Barenbergersand	101½	110,1941	1,0856	13 342,51		121,08	
Zusammen:		319½	381,8009	3,5733	41 916,19		109,78" 4)	

Um das Flüchtigwerden und Ausfrieren des Bodens zu vermeiden, wurden vor dem Pflügen die Heidplaggen von der Heidnarbe jeweils in Streifen von einem Meter Breite abgeschält und nach dem Pflügen in Streifen mit 30 cm Abstand wieder eingedeckt. Dieses Verfahren (Kosten: pro ha 8—10 M) übte auf das Gedeihen der Pflanzen vorteilhafte Wirkungen aus. Bei gedeckten Flächen genügte die einmalige Nachbesserung. Ungedeckte Wühlflächen mußten später mit zusätzlichen Kosten Jahre hindurch nachgepflanzt werden. 1896 konnte die Pflanzung des Langen-Berg-Forstes auf solche Weise vorbereitet werden. In 115 Wühltagen

schaffte der große Dampfpflug 118,884 ha, im Tag also durchschnittlich 1,120 ha. Dem Tiefpflügen und Abdecken mit Heidsoden folgte die Aufforstung auf dem Fuße.

Nicht nur die Pflänzlein wuchsen, auch die Waldfläche nahm von Jahr zu Jahr an Umfang zu. Bei der Pflanzung wurden nadeltragende Bäume bevorzugt. Die einzelnen Waldstücke erhielten auf den umgebenden Wällen einen Besatz mit Eichen und Birken. Für das Verhältnis der benötigten Baumarten gibt folgende Aufstellung ein Beispiel. In den Forstorten Peterswald und Barenbergersand wurden an Pflänzlingen gesetzt:

In den Jahren	Eichen	Birken	Kiefern	Fichten	Lärchen	Weymouths Kiefern	andere Nadelhölzer	zusammen
1893	18 000	458 600	1 244 000	340 000	126 500	12 000	5 500	2 204 600
1894	7 200	703 900	1 475 000	358 000	202 000	25 000	8 000	2 779 600
1895	127 700	546 000	1 053 000	459 000	163 400	55 600	9 400	2 414 100
zus.	152 900	1 708 500	3 772 000	1 157 500	491 900	92 600	22 900	7 398 300

Auch anderswo wurden größere und kleinere Flächen vom Staat aufgeforstet (im Baumweg und Krattholz, in Garthe, Ehren, Schelmkappe, Steinhorst). In unserer münsterländischen Heimat bildete sich seitdem

dank unermüdlicher Pflege Stück für Stück neuer Wald.

+

In Markhausen und Augustendorf gab es während der Vorbereitungs- und Pflanzzeit eine Menge lohnender Arbeit. Mancher Einwohner fand auch später als Waldarbeiter

⁴⁾ F. Oetken: a. a. O.





Wanderung durch die Forsten. Der Verfasser (links) mit Revierförster Otto Hoffmann an einem Hochsitz für die Jagd.

Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

Brot und Existenz. Überall im Gelände wurde vermessen. Bachläufe mußten reguliert, Sümpfe trockengelegt und das Moor mit damaligen Mitteln entwässert werden. Die jungen Pflanzungen bedurften fortwährender Fürsorge. Ihr Pflanzgut gedieh im ganzen prächtig. Bald war die Gegend mit unübersehbaren Schonungen überzogen. Markhausen sowie die Kolonien Augustendorf und Petersfeld — vorher gottverlassen in der öden Heidelandschaft gelegen — entwickelten sich zu anheimelnden Walddörfern.

Die ersten Arbeiten leitete Förster Harbers aus Oldenburg. Nachher übernahm sie Förster Andersen aus Dwergte. Jedoch nahmen die Aufgaben derart zu, daß die Regierung eine eigene Forststelle in Augustendorf einrichtete. 1903 wurde Forstaufseher Richard Liebig aus preußischen Diensten übernommen und als erster Förster ansässig. 1906 entstand das Forsthaus, das bis heute den Förstern als Wohnung dient. Von 1924

bis 1936 betreute Revierförster Otto Hoffmann den Bezirk, danach Gustav Kreye von 1936 bis 1941. Diesem folgte Förster August Hönemann (1941—1954). Seit 1954 wacht Revierförster Jan Wieting über den ausgedehnten Waldbereich.

Die Bewohner der Gegend wissen, mit welcher Liebe alle Förster als Heger und Jäger an ihrem Revier hängen. Diese wiederum schufen sich das beste Einvernehmen mit den Einheimischen. 1949 wurde das übergroße Revier geteilt. Aus den drei westlichen Waldstücken, dem Horstberg, Herrensand und Kaufwald wurde das Revier Markhausen gebildet; aus den beiden östlichen, dem Langen Berg und dem Barenberg, das Revier Augustendorf. Zum Forstort Markhausen gehören rund 900 ha, zu Augustendorf rund 1100 ha Wald. Förster Hoffmann hatte sich nach dem alten Revier zurückgesehnt und konnte Markhausen wieder übernehmen. Dort blieb er auch nach seiner Pensionierung (1960) wohnhaft.

+

Der junge Wald auf der ehemals öden Heidemark ist nach wenigen Jahrzehnten zu einer echten Lebensgemeinschaft zusammen-



An Nachwuchs für die zukünftige Waldpflege fehlt es nicht. „Aufforstung“ mit Hilfe der Schulkinder.

Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

Ut Seelterlound

Zwei Anekdoten in saterscher Sprache

JU NOODBICHTE

In't Wääste koom 'n sweeren Grummelschuur ap. Di Heemel waas bidäkt fon swote Wulkenbierge, di Loai häu aal liekdeel in Slangenform, un as di Storm ounfäng tou bruusjen, liet et just as wan de Wareld fergunge schuul.

Jan un Geeske wieren bi dän lääste Hooke Hoo an't binunnermoakjen un fluchteden toulääst in 'n Fäischül uum druuch tou bliuen. Geeske kricht et mäd de Nood, as deer tichte bi 'n fällen Sleek in 'n eekenen Boom haut. Geeske rapt: „O God, hälp! Du Jan, ik häbe al moal heerd, man kud in Tied der Nood uk eenour bichtje, dät waas just so goud, as wan me bi 'n Pestor bichtede. Wan me sik dan eenour ferroate, waas dät dät sälge as wan di Pestor do Sänden fre-raote.“

„Je“, kwad Jan, „dät is so. Un man kon nit wiete, af, un wanner dät di Loai hier ounhaut. Ik mout eerste noch ättertoanke, wät ik aal dän häbe, deeruum fang du man fluks oun, eer dät et touleet is“.

Geeske fäng fluks oun: „Use Knächt häd mi maol uum de Hoals pakked, pieped un 'n Aap roat. Ik häbe him wäil tou laached, man ours is deer niks passierd. Uur Eekenkompsbur sien Leidchen häbe ik'n poor Moal fläänd. Ik häbe di uk moal 'n Doaler ut de Knippe nuumen, stülken heelden un faor Slikkeräi ferbrukt. — — So, Jan, nu fang du man oun, dät wi us ferreeke konnen.“

Jan klaarde sik bäte dät Oor un kwad: „Je Geeske, ik mout noch iuen ättertoanke“ un gunkt ätter buten. Hi kumt fluks wier un kwäd: „Och Geeske, ju Nood is uur, di Grummelschuur is al wächleeken!“

Hermann Janssen

Tönjes Hans ap Fräite

Hans waas 'n fluggen, slonken jungen Wänt. Hi hiede 'ne froije Burensteede un hied uk dät Oaler, uum wät ountoufangen. Man wil hi so dum waas un nit wiste wo dät dän wude, häd hi fuul biliuje moast bit hi so wied koom. — Toumäts kreeg hi uk 'n Bräif fon 'n Wucht, dan waas hi utter sik un kud dät foar Bliedskup nit stülken hoolde, alle oolde Wiue maosten dän Bräif leese. Dät fertälden sik do Wuchtere wier unner nunner un noomen sik foar him in oacht.

Insen koom 'n fluggen Bräif fon 'n Wucht ut de Fraomde mäd'n Bielde deerbi. Toulääst stud in dän Bräif: „Ik moate di daach so jädnen kannen leere. Schulne wi us nit moal traffe konne? Ik sloo foar, wan ik Snäiwende mäd dän soogen Uur Sug kuume, bääst du ap 'n Boanhoaf. Du stoanst ap een Been un hääst 'ne rode Nelke in dät Knoopgat. Dan kon ik di wäil kanne unner hunnert Mon.“ As di Dai koom, stud Hans al ädder nouch ap dän Boanhoaf mäd blonk wiksedde Schoue un 'n Knik in de Bukse. Ju rode Nelke scheen fon dät Knoopgat, un Hans stud ap een Been as di Sug ienron. Dät Wucht waas nit meekeemen. Man do him dän Bräif schriuen hieden, studen iuenske dän Boanhoaf un kikeden uum do Houke wo hi deer stude ap een Been.

Anmerkung: Zwecks Übersetzung vom Saterschen ins Deutsche gebrauche man das von der Fryske Akademy in Leeuwarden neu herausgegebene „Seelter Woudebouk“ Seeltersk — Deutsch — Wäästfräisk mit über 10 000 Sater Wörtern von P. Kramer. So lange Vorrat reicht, zu haben beim General-Anzeiger, Westrhauderfehn und „Cäcilia“-Drogerie, Ramsloh.

Hermann Janssen

gewachsen. Wenn im Frühjahr und Herbst der Sturm über die Wipfel dahinfährt und in die Zweige greift, erwachen die Wälder um Markhausen und Augustendorf zu einem großartigen Konzert, dessen Klänge bald dunkel wie Orgeltöne brausen, bald hell wie Flötentöne erklingen. An heißen Sommertagen liegt Stille über den Forsten um

Markhausen und Augustendorf. Sie wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch den Gesang eines Vogels oder durch das Trommeln des Spechtes. Auf der Stubbenfläche eines Kahlschlages ist es besonders lebendig. Dort summen zahllose Insekten um brennend rote Weidenröschen und goldgelbe Kreuzkräuter... Hans Varnhorst



Im Jagdrevier des Baumfalken

(Falco - subbuteo)

Es ist Anfang September. Längere Zeit schon habe ich mit dem Forstlehrling H. G. auf dem Wall an einem Teich im Fischteichgebiet bei Ahlhorn gesessen. Wir beobachten zierliche Zwergtaucher, die dort jährlich ihre Brut großziehen. Plötzlich entsteht auf der uns gegenüberliegenden Seite unter den Bachstelzen große Unruhe. Durch das Glas beobachten wir ein interessantes Schauspiel.

Ein Baumfalke nimmt eine der Bachstelzen aufs Korn und jagt hinter der flüchtigen her, geradewegs über den Teich in unsere Richtung. Es sind mehrere hundert Meter bis uns. Da stößt er auf die Bachstelze herab. Aber diese weicht dem Stoß geschickt aus. Hastig geht der Flug weiter. Fast schon ist die Mitte des Teiches erreicht. Es geht auf Leben und Tod. Wieder stößt der Falke blitzschnell zu und verfehlt die Beute zum zweiten Male.

Wir sitzen fieberhaft erregt und verfolgen den zähen Kampf, überrascht von den Ausweichmanövern der Stelze und noch

mehr von den Fehlstößen des sonst so sicheren Falken. Zirka 20 Meter sind noch bis uns zu fliegen. Da stößt der Falke abermals zu. Aber er verfehlt zum dritten Mal den Vogel, der furchtbar schreiend auf uns zukommt.

Wir haben uns ruhig verhalten. Der Falke hat uns in seinem Jagdeifer nicht bemerkt. Drei Meter vor uns wird er aufmerksam und stoppt sofort seinen Flug, indem er die Füße nach vorne streckt, als ob er sich irgendwo gegen stemmen wolle. Dabei breitet er den Schwanz aus und zeigt die ganze herrliche Unterseite: Deutlich sticht der schwarze Backenstrich auf dem weißen Untergrund ab. Besonders wirkungsvoll sind die großen dunklen Brustfedern auf hellem Grund. Die Unterflügelseite erscheint wellig auf gelblichem Grund. Die Hosen sind rostrot wie die Unterseite beim After. Gebänderte Unterschwanzfedern leuchten auf hellerem Grund. Ebenso leuchten die gelben Füße und Zehen.



Gelege eines Brachvogels im Wiesental der Lethe, südöstlich der Straße von Beverbruch nach Sage.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Was da lebt und webt . . .

Wanderungen in den jungen Staatsforsten von Augustendorf und Markhausen

Der Wald braucht den Menschen an sich nicht, um leben und wachsen zu können. Ja, der Mensch ist, vom Wesen des Waldes aus gesehen, eigentlich überflüssig. Sobald er sich einschalten will in die Lebensgemeinschaft des Waldes, bedarf er der sorgsamsten Hand. Die Zugehörigkeit des Menschen zum Walde ist also recht einseitig. Aber der Mensch kann die vielfältigen Gaben des Waldes nicht entbehren.

Wälder sind Geschenke des Himmels an die Menschen. Wer ihre Romantik durchstreift, erfreut sich an der weltfernen Stille und dem kühlen Schatten des Walddomes, am Anblick der urwüchsigen Stämme, an den Formen und Farben der reichen Pflanzenwelt, die dort wächst und blüht. Vielleicht wird er auch die schillernde Vielfalt der Kleinlebewelt am Boden betrachten . . .

Der Wald als Lebensgemeinschaft

Wie arm erscheint die grüne Welt des Waldes, wenn sie nur in materiellen Ertragsziffern und sozialen Nutzeffekten ausgedrückt wird! Oberflächliche Menschen mögen überhaupt kaum begreifen wollen, daß der Wald

Der kurze Augenblick ist ein köstlicher Genuß und wohl ein ganz seltenes Erlebnis. Der Falke fliegt dann fast die gleiche Strecke zurück, die er kam. Seine Oberseite, die wir jetzt sehen, ist schwarzbraun und hat aschbläulichen Schein. Die Bachstelze, auf Leben und Tod fliegend und furchtbar schreiend, saust an uns vorüber auf Nimmerwiedersehen.

Als wir nachher über den Wall zwischen den Teichen Nr. 30—31 zurückgehen, finden wir den Rupfplatz des Falken. Wir entdecken dort die Rupfungen von 45 Rauchschwalben, 6 Uferschwalben und einem Rohrsänger. Alle diese Arten sind recht flinke Segler. So fragen wir, wie es möglich war, daß der wilde Raubritter und sonst so sichere Falke die Stelze verfehlte. Ein bekannter Ornithologe, dem ich dieses Schauspiel erzählte, gab den Hinweis, daß ähnliche Beobachtungen öfters gemacht werden, besonders am Strand der Inseln. Der Baumfalke nimmt anscheinend aus reinem Vergnügen und reiner Raublust solche Manöver vor.

Georg Vetter

mehr bedeutet als eine „Ansammlung von Bäumen“ oder als ein „Wirtschaftsfaktor“. Selbst der reine „Wirtschaftswald“ hat unabdingbare Voraussetzungen im Leben und Weben der Natur. Je mehr diese wichtige Wechselwirkung berücksichtigt wird, desto besser gedeiht jeder Wald. Man soll sicher von der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Waldes reden, von Versorgung des Marktes mit Forsterzeugnissen und anderem mehr, man darf wohl auch sagen, wie gütig der Wald ist, wenn er Arbeitern, Handwerkern und sonstigen Berufen zur Existenz verhilft; seine wahre Bedeutung würde aber auf das Niveau irgendeiner Finanzunternehmung herabsinken, wenn das bunte Leben in seinen Regionen ohne Beachtung bliebe. Es gibt eben Erlebnisse und Fragen jenseits des Nützlichkeitsstandpunktes, die den Naturfreund mit dem Wunder des Waldes verbinden und zum Forschen anregen.

Wer tiefer in die Waldgeheimnisse eindringen will, wandere mit Bedacht, beobachte Großes und Kleines und spüre beflissen den Wachstumsvorgängen ringsum nach! Dann wird er eine umfassende, in sich verwobene Lebensgemeinschaft entdecken. Je weiter er in sie eindringt, um so verwirrender werden die Zusammenhänge. Pflanzen, Tiere, Vögel und Insekten: alle leben hier miteinander, wirken zusammen und bedingen sich gegenseitig.

Sobald wir einen der stillen Walddome um Markhausen oder Augustendorf betreten, versinkt der Lärm der geschäftigen Welt. Selten verkehren hier Fahrzeuge der Waldarbeiter. Wohltuende Einsamkeit umfängt uns in dem weiten grünen Revier. Nach bestimmtem Plane verlaufen breite Waldwege und schmale Schneisen. Moosgepolsterte Erdwälle (Knicks) umgrenzen die einzelnen Waldpartien. In langen Reihen stehen darauf malerische Stämme heller Birken und knorriger Eichen. Leise bewegen sich ihre Kronen im Winde. Wege, Schneisen, Erdwälle verraten das rationelle Ordnungsnetz der menschlichen Hand. Ansonsten aber wächst und blüht hier der Wald nach eigenen Gesetzen.

Wir sind in eine Welt eingetreten, die in tausendfacher Art wuchert. Das Auge kann sich kaum satt sehen. Beobachten wir mit Muße! Es wäre nicht recht, von unserem





Aufbruch zum Waldbegang. Die jungen Staatsforsten bei Markhausen und Augustendorf befinden sich in der Obhut geschulter Fachleute und erfahren laufend eine unermüdliche Betreuung.

Aufn. Otto Hoffmann, Markhausen

Sreifzuge ohne Ausbeute heimzukehren. Natürlich ist eine erschöpfende biologische Erkenntnis aller Zusammenhänge unseres Waldes auf Anhieb nicht möglich. Aber eine Betrachtung der hauptsächlich vorkommenden Arten und selteneren Pflanzen, die für die Lebensgemeinschaft des Gebietes charakteristisch sind, wollen wir uns nicht entgehen lassen.

Der Baumbestand

Alle diese Wälder hier stehen auf einem Boden, der von Natur aus fast überall sandig ist und zur Trockenheit neigt. Deswegen ist seinerzeit die Kiefer (*Pinus silvestris*), auch Föhre genannt, bevorzugt angepflanzt worden. Sie vermag selbst den mageren Böden noch die notwendigen Nährstoffe zu entziehen.

Die Enden ihrer Wurzeln mit den spärlichen Wurzelhärchen werden von zahlreichen Pilzfäden umspinnen. So leben Pilze mit dem Baum in enger Gemeinschaft (Symbiose). Beide sind sich bei der Versorgung mit Nährstoffen gegenseitig behilflich. Den Stamm umgibt eine dickborkige Rinde. Der junge Baum wächst zunächst pyramidenförmig auf. Im späteren Alter werden die unteren Zweige abgeworfen. An der Spitze bleibt ein Schirm übrig. Nadeln mit lederartiger Haut bewir-

ken eine geringe Verdunstung. Deswegen kann der Baum sich an wasserarmen Stellen behaupten.

Auf besserem Grund begegnen uns Fichten (*Picea excelsa*), beliebt als Weihnachtsbaum. Sie sind schnellwüchsig. Ihre Stämme können eine Höhe von 50 Meter und ein Alter von 500 bis 600 Jahren erreichen. Sie sind jedoch anfällig gegen große Trockenheit. Da sie keine Pfahlwurzeln haben, werden sie außerdem durch starke Stürme gefährdet. Die Stämme stehen dicht an dicht und lassen wenig Licht auf den Waldboden dringen. Daher wachsen hier meistens keine Pflanzen.

Die bekannte Edeltanne (*Abies alba*) erscheint nur in geringen Beständen. Sie stellt höhere Anforderungen an den Boden. Überdies verträgt sie keine Frühjahrsfröste. Der Volksmund nennt sie „Weißtanne“; denn ihre Nadeln tragen an der Unterseite zwei weiße Streifen. Wenn man einen Zweig hochhebt, schimmert die Unterseite hell auf.

Verhältnismäßig oft treffen wir auf die Weymouthskiefer (*Pinus strobus*). Sie kann bis zu 50 Meter emporwachsen. Zur Eiszeit war sie schon einmal

in Europa heimisch. Nachher ist sie aus der hiesigen Vegetation verschwunden. In Amerika sind ausgedehnte Flächen mit ihr besetzt. Von dort wurde sie Anfang des 18. Jahrhunderts wieder bei uns eingeführt. Seitdem ist sie zu einem Modebaum geworden und steht viel in gärtnerischen Anlagen. Die Äste spreizen sich waagrecht um den Stamm, der, wenn er alleinsteht, die unteren Zweige nicht abwirft. Der Baum ist schnellwüchsig, jedoch ist sein Holz als Baumaterial nicht verwendbar.

Oft begegnet uns am Wege die bis 45 m hoch werdende Schwarzkiefer (*Pinus nigra*), die den Namen von der grauschwarzen Borke trägt. Der Stamm, an dem die Äste dicht beieinander stehen, wächst schnurgerade hoch. An den Zweigen hängen lange, dunkelgrüne Nadeln. Die älteren Bäume tragen eiförmige, breite Kronen.

Daneben erscheint auch noch die Pechkiefer (*pinus rigida*), deren Stamm oft dicht mit Kurztrieben besetzt ist, an denen stachelige Zapfen hängen.

Wir kommen an Waldstücken vorbei mit mehreren Baumarten verschiedener Altersstufen. Hoch über den Nachwüchslingen ragen Schirme der Stroben oder Weymouthkiefen auf. Als echte Windblütler zerstreuen sie winzige Samenkörnchen mit flügelartigen Anhängen weithin über den Wald. Aus einem Teil der Körnchen entstehen junge Pflänzlinge. Als neue Baumgeneration bewirken sie eine Naturverjüngung. Die Forstleute fördern heute diesen Vorgang in der Erkenntnis, daß der natürlich gewachsene Bestand der gesündeste und widerstandsfähigste zu werden verspricht.

Die Pflanzenwelt

Mit einer Entwicklungszeit von 60 bis 80 Jahren ist unser Forstgebiet noch jung. Trotzdem entdeckt der Naturfreund beachtlichen Reichtum an Vegetation. Dieser konnte ungestört zusammenwachsen. Das Bild der Waldlebensgemeinschaft beginnt schon sich abzurunden.

Reichhaltigstes und schönstes Fleckchen ist, wie schon gesagt, das Naturschutzgebiet der Thülsfelder Talsperre, das unmittelbar an den Staatsforst anschließt. Am Ufer entlang wogt das unübersehbare Heer brauner Schilfkolben, „Lampenputzer“ genannt. Zwei bis drei Meter hoch wird hier die Teichsimse, die früher, in Massen geerntet und getrocknet, vom Stuhlmacher für Stuhlsitze verwendet wurde. Unheimlich „rieselt und knistert“ es dorten, sobald der



Mittlerer Kieferbestand mit neuer Unterpflanzung. Ähnliche Walderneuerungen finden überall nach modernsten forstwissenschaftlichen Erkenntnissen statt.

Aufn. Otto Hoffmann, Markhausen

Wind das Geröhre bewegt. Der Botaniker findet außerdem den giftigen Wasserschierling, den Teufelsabbiß, verschiedene Ampferarten und manche Arten von Knöterich, Wolfstrapp, Zweizahn. Zahlreiche Schlenken durchziehen die eingedeichte Fläche. Die bunte Flora bietet Lebensraum und Schutz für viele Wasservögel: Enten, Taucher, Reiher, Dommeln und Möwen. Im Herbst, Winter und Frühjahr erscheinen Gänse, Schwäne und Seeadler. Zur Zeit des Vogelfluges fallen Schwärme von Brachvögeln, Kranichen u. a. ein.

Zurück in den Wald! Eine Anzahl botanischer Kostbarkeiten erwartet uns. Da ist zuerst der Kolben- oder Keulenbärlapp (*Lycopodium clavatum*). Seine langen Zweige kriechen wie Moos über den Waldboden, daher auch der Name „Schlangen-



Naturverjüngung durch Anpflanzung von Weymouthkiefern.

Aufn.: Harry Hamschmidt, Augustendorf

moos". An kolbenartigen Ähren sitzen Sporenkapseln. Das Pulver, das sie enthalten, wurde früher als „Hexenmehl“ zum Trocknen wunder Körperstellen gebraucht. Man glaubte auch, es besäße eine Kraft gegen den Blitz, weil seine Körnchen blitzartig verbrennen, sobald man sie ins Feuer bläst. Die Keulen haben Ähnlichkeit mit einer Bärenkatze, darum „Bärlapp“. Apotheker benutzen das Pulver der Sporen zum Bestreuen von Pillen. Auch als Zierpflanze in Blumentöpfen kommt Bärlapp vor. Vereinzelt zeigen sich im Forst der Sumpfbärlapp, der sprossige Bärlapp, und der Zypressenbärlapp.

Der Boden des Kiefernwaldes ist mit Moos bewachsen, das bisweilen von Flechten überwuchert wird. Dazwischen findet sich ein großer Pilzreichtum. Auf feuchteren Stellen wächst die Mai- oder Schattenblume. Besonders das Heidekraut breitet dichte Teppiche aus. Auch Heidelbeere (Bickbeere), Preisselbeere, Krähenbeere, Sauerklee und Farne sind anzutreffen.

An lichterem Stellen blüht der Siebenstern oder die Dreifaltigkeitsblume (Trientalis-Gattung). Ein langer Stiel trägt die kleine, weiße Blüte, die fünf bis sieben quirlförmige Blütenblättchen hat. Das zierliche Pflänzchen wird 10 bis 20 cm hoch über dem kriechenden Wurzelstock.

Moorige oder anmoorige Stellen sind vom Sonnentau besiedelt, einer fleischfressenden Pflanze. Die kreisrunden, muldenförmigen Blätter tragen auf der Oberseite rote Härchen mit einem Köpfchen. Diese sind

mit einer klebrigen Masse umgeben. Sie glänzen wie Tau, oder Honigtröpfchen, die von den Haarköpfchen ausgeschieden wurden. Kerbtiere kommen, wollen den vermeintlichen Honig naschen und werden festgeleimt. In der Mitte krümmt sich darauf die Blattfläche, die Drüsenhärchen drücken ihre Köpfchen auf das Opfer, das in der klebrigen Flüssigkeit erstickt. Die Flüssigkeit zersetzt dann das Tierkörperchen. So versorgt sich die Pflanze mit Aufbaustoffen, die der nährstoffarme Boden nicht hat. Unter den vielen Arten des Sonnentaus ist der rundblättrige (*Drosera rotundifolia*) am bekanntesten.

Auf einigen Plätzen wächst das Moosglöckchen (*Linnaea borealis*). Es bewohnt die kälteren Gebiete Europas (daher borealis) und ist ein Eiszeitrelikt, also eine Pflanze, die in der Eiszeit häufig war und sich an einigen Standorten bis auf den heutigen Tag weiter durchsetzte. Das Pflänzchen hat meterlange Ranken, die über den Waldboden kriechen. Lange Stiele tragen jeweils zwei nickende, weiße Blütenglöckchen, die besonders nachts feinen Duft ausströmen.

Vor mehreren Jahren wurde vereinzelt das Herzförmige Zweiblatt (*Listera cordata*) gefunden, ein Orchideengewächs, das nur mit Hilfe gewisser Pilze gedeihen kann. Das Fadengeflecht der Pilze vereinigt sich mit dem Keimling (Symbiose). Im Mai und Juni entfalten sich grünlichgelbe Blätter.



Die Thülsfelder Talsperre. Bis in ihre unmittelbare Umgebung reichen die jungen Wälder. Von Süden und Westen schieben sie mehrere Ausläufer in ihr Gebiet vor.

Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

Ein Schlatt im Horstberg hat der Sumpfdrachenwurz (*Calla palustris*) auf der Wasseroberfläche mit seinem trügerischen Teppich überzogen. Schneeweiße Blüten liegen zwischen großen, runden Blättern und schimmern wie zarte Seide. Der Wurzelstock, der nicht sichtbar ist, kriecht wie eine Schlange am Grunde dahin.

Auch die vierblättrige, giftige Einbeere, die oberhalb des Blattquirls nur eine Blüte besitzt, ist an einigen Stellen heimisch geworden. Das Einblütige Wintergrün (*Pirola uniflora*) dagegen muß noch als selten gelten. Es ist nur vier bis zehn Zentimeter hoch und hat rundliche Blätter. Lange, nickende Stiele tragen weiße, wohlriechende Blüten.

Die Forstbeamten haben allerlei Versuche unternommen, die Vegetation zu bereichern. Gut gehalten hat sich die majestätische Königskerze. Mit einer Höhe von zwei Metern, der mächtigen Blattrosette und dem kerzengeraden Blütenstand bietet sie einen prächtigen Anblick. Sie schützt sich vor Verbiß durch Weidetiere und Wild mittels vieler Härchen auf ihren Blättern. Diese verursachen bei Berührung lästiges Hautjucken. Auch die Ansiedlung des Fingerhutes (*Digitalis*) scheint gelungen zu sein.

Das Leben am Waldboden

Nadelhölzer wechseln ihr Kleid in drei Jahren einmal, d. h. sie werfen jährlich ein Drittel der Nadeln ab. Diese bilden im Walde, besonders unter den Junghölzern, eine dichte Bodendecke. Ihr Säuregehalt versauert den Waldboden und befähigt ihn, Rohhumus anzureichern. Ätherische Ole dar-

in verlangsamen die Zersetzungstätigkeit der Spaltpilze im Boden.

Am Waldboden leben verschiedenste Arten von Pilzen. Sie fördern die Zersetzung von Resten absterbender Pflanzen und beschleunigen so den Kreislauf der Natur. Hutpilze vor allem umspinnen die Wurzeln vieler Pflanzen und bilden ganze Lebensgemeinschaften. Gewisse Blütenpflanzen nutzen solche Gemeinschaft aus, indem sie auf eigene Assimilation verzichten und sich vollständig von den Pilzen ernähren lassen. Sie benötigen kein Blattgrün, weil es die Sonne in den Blättern der Gastpflanzen erzeugt, und können im tiefsten Schatten leben. Ihre Blätter sind verkümmert, sofern sie überhaupt welche haben. Nestwurz, Korallenwurz und Widerbart aus der vielfältigen Familie der Orchideen gehören hierher und von den Wintergrünpflanzen der Fichtenspargel. Die Zahl der Helfer und Förderer der Nadelbäume ist groß. Doch gibt es unter den Pilzen auch Schmarotzer.

Einen unendlichen Teppich hat die Natur über dem Boden ihrer guten Waldstube ausgebreitet. Auf feuchteren Stellen ist er gewoben aus dem Goldenen Frauenhaar (*Polytrichum commune*). Seine Stiele scheinen feine Härchen zu tragen. In haarfilzartigen Hauben sitzen die Sporenkapseln. Hexen- und wundergläubige Zeiten gebrauchten die Hauben als Mittel „wider das Antun“, also gegen böse Geister und Menschen. Darum hat es noch den Namen „Widertonmoos“. Bei trockenem Wetter schrumpfen die winzigen Blättchen ein, um

dem Wind keine Angriffsflächen zu bieten. So wird wenig Wasser verdunstet.

Der größte Teil des Waldbodenteppichs besteht aber aus Torf- oder Sumpfmooos (Sphagnum). Helle rundliche Polster des Weißmooses ragen daraus hervor. Diese Polsterdecke hat für den Wasserhaushalt lebenswichtige Bedeutung. Als großer Schwamm saugt sie in Regenzeiten das Wasser auf und hält es fest. So bleibt der Waldboden bei großer Dürre trotz allem feucht. Die Pflanzen brauchen nicht zu verdursten.

Für eine ganze Welt von Lebewesen und Gästen ist die Moosdecke am Boden ebenfalls lebensnotwendig. Vor der kalten Jahreszeit verkriechen sich, bereits im Herbst, die kleinen Helfer im weiten Walde: die Insekten, Bienen, Hummeln, Wespen, Spinnen, Asseln, Milben, Moderfresser, oder wie sie alle heißen mögen, um hier den Winterschlaf zu halten bzw. um sich für ihre Regeneration zu verpuppen. Sie gehören alle zum Wald und haben eigene Aufgaben, sei es bei der Bestäubung der Blüten oder bei der Zersetzungsarbeit im Waldboden. Sie sind auch alle abhängig von ihrer Umgebung, sind eingeschaltet in die große Lebensgemeinschaft des Waldes.

Vögel und Tiere

Was wäre der Wald ohne das vielfältige Leben und Treiben der übrigen Tierwelt! Ohne das Zirpen und Tschilpen und das vieltimmige Konzert der Vögel? Die Fauna im Nadelwald ist naturgemäß weniger reich als die im Laubwald. Aber manche kleinen Freunde machen auch den Nadelwald zum besonderen Erlebnis. Stunden und Tage mag der Naturfreund damit verbringen, sie zu beobachten, ihre Lebensweise zu studieren, ihren Gewohnheiten nachzuspüren.

Bald hört er das eifrige Trommeln des Spechtes, bald dessen höhnisches Lachen. Oder er sieht den Grün- oder Buntspecht in langen Bogen zwischen die Stämme durchschießen. Sogar der Schwarzspecht ist hier öfters anzutreffen. Vereinzelt kommt auch der Wendehals vor. Der Trauerfliegenschnäpper flitzt von Baum zu Baum. Am meisten vertreten sind die Meisen: Tannenmeise, Blaumeise, Haubenmeise und schließlich die Kohlmeise. Raben und Nebelkrähen streichen über die Wipfel. Aufgebaut hockt der Bussard und lauert auf Beute. Ein Fischadler streicht von der nahen Talsperre mit der Beute in den Fängen weite Strecken landeinwärts. Viele Singvögel des Laubwaldes: der Buchfink, der Weiden- und

Fitislaubsänger, das Goldhähnchen u. a. fehlen nicht im Chor.

Dank der Erkenntnis, daß die gefiederten Sänger zum grünen Revier gehören, daß sie nicht allein ihre Zeit damit verbringen, schluchzende Lieder zu singen, sondern in unermüdlicher Jagd auf Waldschädlinge dem Forst unschätzbaren Nutzen bringen, haben Forstleute ihnen beim Nestbau geholfen. Im Revier Markhausen sind rund 700, im Revier Augustendorf 560 Vogelkästen aufgehängt worden.

Bei einer Nachprüfung der Nisthöhlen, die alljährlich vorgenommen wird, wurde bei 500 Kästen folgendes Ergebnis festgestellt: 75 Prozent besetzte und ausgekommene Gelege, 15 angefangene Nester, 10 Prozent leere Kästen. Von den ausgekommenen Gelegen gehörten 74,8 Prozent den Meisen und 0,2 Prozent dem Gartenrotschwanz.

Der Wildbesatz in den Forsten ist ebenfalls gut, weil Hoch- und Niederwild unter dem Einfluß verständiger Heger und einer planvollen Jagd vorzüglich gedeihen. Bei hellem Tage kann man im Revier die Ricke mit Kitzen beobachten. Sie nimmt wohl ihre Luser hoch, läßt sich aber sonst kaum in der Äsung stören. Als ob sie wüßte, daß sie in ihrem Reich vor der Kugel aus illegitimen Büchsen sicher ist. Oft trifft man Fährten eines Keilers oder einer Bache mit Frischlingen. Im Dickicht hausen Füchse und Dachse. An Tannenschonungen haben Kaninchen ihre Röhren.

Ein paarmal im Jahr tönt das Jagdhorn durch den friedlichen Wald. Eifrige Jäger schreiten mit Hunden über die Schneisen, um edles Waidwerk zu pflegen. Dann geht es hoch her im Forst. Bald aber sind diese Tage vorüber. Ungestört können sich wieder in ihrem Reich bewegen der Schwarzkittel, der Rotrock und der Krumme...

Gestörtes Gleichgewicht, Schädlinge und Schädlingsbekämpfung

Wird der Wald gefällt, so ist wegen der stärkeren Sonneneinstrahlung der schöne Teppich des Moosrasens nicht mehr lebensfähig. Zugleich werden die Lebensgrundlagen der anderen Kleinlebewesen zerstört. Auch zeitigt die besondere Eigenart naturwidriger Monokulturen eine ungeahnte Vermehrung der Waldschädlinge. Der Mischwald schafft hier den natürlichen Ausgleich selbst. Die Feinde der Schädlinge können sich in ihm mit genügender Kraft entwickeln, um jedes Mißverhältnis schnell zu beseitigen.



Schlatt im Horstberg. Die Bachläufe, Teiche und versumpften Niederungen der Staatsforsten beherbergen paradiesische Rückzugsgebiete für zahlreiche Pflanzengattungen, die anderswo den Lebensraum verloren haben. Im Horstberg-Schlatt fand besonders die schöne Sumpfkalla (*Calla palustris*) üppigen Unterschlupf.
Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

Während Insekten wie der Kiefern-gallenwickler und der Kiefern-triebwickler in heimischen Wäldern keinen nennenswerten Schaden anrichten, werden die Raupen schon gefährlicher. Der Kiefernspinner, ein Schmetterling von der Farbe der Kiefern, hat im „Puppenräuber“, einem kleinen Laufkäfer, und in mancherlei Vögeln wie Buchfink, Krähe, Elster, Häher, Meise, Goldhähnchen, Buntspecht und Kuckuck natürliche Feinde, die sein Überhandnehmen verhindern. Ähnlich ist es mit dem Kiefern-schwärmer. Große Verheerungen erzeugt die Nonne, ein Schmetterling mit schwarzen Zickzacklinien auf weißen Flügeln. Ebenso gehört der Kiefernspanner, ein dunkler Schmetterling mit schwarzbrauner Zeichnung auf den Flügeln, in die Reihe der Waldverderber.

Neben den genannten schmaust ein ganzes Heer von Blattwespen an den Nadeln von Kiefer und Fichte. Am häufigsten ist die gemeine Kiefernbuschhornblattwespe. Mit dem Legebohrer schlitzt das Weibchen im Frühling die Kiefernadeln auf und klebt eine Anzahl Eier hinein. Klumpenweise sitzen später die Räupchen auf den Zweigen der Kiefer und betreiben ihr verderbliches Werk. Nur die harten Mittelrippen der Nadeln bleiben stehen. Weil diese Schädlinge sieben bis

acht Paare Hinterleibsfüße haben, heißen sie auch Afterraupen. Die zweite Generation verpuppt sich im Boden, um dort den Winter zu überdauern. Ähnliche Waldverderber sind die Kieferngespinstwespe und die Fichtenblattwespe.

Selbst unter pflanzlichen Schädlingen hat der Wald zu leiden. Am bekanntesten ist der Kiefern-schüttepilz, ein winziger Schlauchpilz. Er befällt zunächst in kleinen schwarzen Punkten die abgeworfenen Nadeln. In den Fruchtkörpern entstehen Sporen, die dann die jungen Nadeln anstecken. Braun und brandig steht der Wald, der von ihm befallen ist.

Als Hauptfeind unserer Wälder stellte sich während der letzten Jahrzehnte die Kleine Fichtenblattwespe (*Pristiphora abietina*) ein. Besonders die Fichtenbestände im nordwestlichen Niedersachsen wurden seit 1912 von ihr befallen. Von 1939 an zeigten auch unsere heimischen Waldbestände starke Fraßschäden. Bestände im Alter von 40 bis 60 Jahren wiesen den stärksten Befall auf. Vereinzelt Fichten erlitten solchen Schaden, daß sie abstarben. Andere wurden im Höhen- und Dickenwachstum behindert.

1950 wurde der Kampf gegen diesen Schädling mit modernen Methoden (chemische Mittel, Gifte) aufgenommen. Zunächst wurde



Blühende Lupinen auf einem Wildacker. Solche Waldschneisen lassen zwar die ordnende menschliche Hand in den Forsten besonders erkennen, aber diese Ordnung sucht sich natürliche Gegebenheiten nutzbar zu machen.
Aufn. Hans Varnhorst, Lindern

der Waldboden begiftet, um die dort zehn Monate ruhenden Larven abzutöten. Dann wurden Dickungen und Fichtenkulturen vom Boden aus mit tragbaren Motorstäubern und anderen Bodengeräten bestäubt. Jedoch konnte der Giftnebel nur unzureichend an die Spitzen der Bäume gebracht werden. Im nächsten Jahre versuchte man, die Bestände von einem Hubschrauber einer schwedischen Firma mit einem DDT-Benzol-Dieselöl-Sprühregen (35 kg per Hektar), worin 0,9 kg DDT enthalten war, zu berieseln. Auf anderem Gelände schritt man zu einer starken Kalkung des Bodens, wobei 50 dz Branntkalk per Hektar ausgestreut wurden.

Wissenschaftliche Untersuchungen ergaben, daß die Unternehmungen einige Erfolge im Kampf gegen die Schädlinge erzielten. Diese waren aber nicht durchschlagend und rechtfertigten nicht den Aufwand. Ferner lehrten die Versuche, daß jene Insekten und sonstigen kleinen Wesen, die den Menschen in der Bekämpfung der Schädlinge unterstützen, durch die Gifte größeren Schaden genommen hatten als das Heer der lästigen Nager. In der Fachwelt sind die Dauererfolge solcher Maßnahmen bisher umstritten.

Von 1955 an hat die Schädlingstätigkeit der Blattwespen Jahr für Jahr abgenommen. Das wird mit den Witterungsverhältnissen dieses Jahres begründet. Der April brachte mildes Wetter, und die Blattwespen schlüpfen Anfang Mai. Die nachfolgende Schlecht-

wetterperiode mit kalten und vielen Niederschlägen bewirkte, daß die Eiablage im Waldboden um etwa drei Viertel der Vorjahre zurückging. Die weiteren Witterungsbedingungen begünstigten obendrein die Entwicklung der Feinde der Blattwespen, z. B. der Larvenparasiten. Dadurch ging die Gesamtentwicklung des Schädlings noch weiter zurück. Heute ist die Freßtätigkeit der Blattwespe im Bereich des Forstamtes so weit zum Stillstand gekommen, daß besondere Schäden nicht mehr festgestellt werden.

Die rote Waldpolizei

Wenn der Mensch mit seinem Latein am Ende ist, kehrt er meistens zur Natur zurück. Er trachtet dann, deren Einrichtungen und Methoden für seine Ziele nutzbar zu machen. Im Auftrage der niedersächsischen Regierung erfolgte seit 1952 die Ansiedlung der Roten Ameise (*Formica polystena* oder *Formica rufa*). Man hatte sie als „einen der wichtigsten Faktoren zur Bekämpfung von Insektenkalamitäten“ erkannt. Die Ansiedlung für den Bereich des Forstamtes Cloppenburg, besonders in den Forsten Augustendorf und Markhausen, wurde von 1952 bis 1956 durch Dr. Herbert Bruns, den Mitarbeiter des Würzburger Instituts für angewandte Zoologie, zusammen mit der Vogelschutz-warte Hamburg ins Werk gesetzt.

Die Kleine Rote Waldameise lebt in volkreichen Staaten mit hoher Königinnenzahl (bis 2000). Seltener als bei anderen Arten



Damwild-Idyll. Die Waldgebiete um Augustendorf-Markhausen sind vorzüglich für den Jagdfreund interessant. Ein Pirschgang durch das Revier beschert jedoch auch ohne Flinte köstliche Erlebnisse.

Aufn. Otto Hoffmann, Markhausen

kommt es zwischen den Bevölkerungen einzelner Staaten zum Kampfe. Sie haben anscheinend weniger Trieb und auch keine Zeit dazu; denn sie sind die eifrigsten Jäger auf Insekten. Lebendige und tote Insekten bilden die Nahrung. Oft schleppen mehrere Arbeiterinnen ihre Beute gemeinsam zum Bau. Am meisten werden Nadelbäume von den Scharen dieser Ameisen belaufen und auf ihren Nadelspitzen werden die Fichtenblattwespen aufgespürt. Den größten Teil der Beute gebrauchen sie nicht selbst, sondern sie versorgen damit die Larven und anderen Mitglieder des Staates.

Die Siedlungskolonien der Ameisen wurden aus verschiedensten Gegenden Niedersachsens, Bayerns und besonders Niederfrankens bezogen. Der Transport geschah mit der Eisenbahn oder mit dem Kraftwagen. Auf einer Versuchsfläche von 35 ha wurden 323 Ableger angesiedelt und die schwächeren Nester mit 200 bis 300 Königinnen angereichert. Anweisung und Verpflanzung sind eine Wissenschaft für sich. Aus der Mutterkolonie werden ein bis vier Ameisenbehälter, die je 50 Liter Inhalt haben, ent-

nommen und behutsam an günstigem Platz, meistens über einem alten Baumstubben, angesiedelt. Neue Nester sind oft im Herbst desselben Jahres wieder zu voller Stärke herangewachsen.

Es leben im Walde auch Feinde der Ameisen. Der gefährlichste ist der Specht. Er wühlt die Nester auf und bohrt Löcher hinein, um an die Puppen zu kommen. Ferner fügen ihnen Wendehals, Amseln, Eichelhäher, Hühner und Waldspitzmäuse gelegentlich Schaden zu. Als Schutz dagegen stellte man hölzerne oder metallene Hauben über die Nester.

Die Ansiedlung der Roten Waldameise darf im Forstgebiet Augustendorf als erfolgreich bezeichnet werden. Auf einem Hektar bestand 1955 eine Dichte von sieben bis acht Nestern. Einzelne Nester wurden anfänglich verlassen. Die Ameisen siedelten einfach um und gründeten selbständig neue Nester. Lichtverhältnisse im Walde scheinen dabei eine Rolle zu spielen. Das ist verständlich, weil die Puppen zu ihrer Entwicklung Licht und Wärme benötigen.

DRIEWJAGD

von Hans Varnhorst

*Bie „Drögen“ draopt dei Jägers sick!
Dei Püsters drägt sei uppe Nacken,
Dat giff ein Larmen un ein Snacken.
Mein Zeit, dat werd jao förchterlick,
Noch immer grötter werd dei Koppell!
Sei teuwet up dat Piff un Paff,
Un döreinänner mit Gehoppel
Dei Röens springt mit Bliff un Blaff.*

*Nu treckt sei in den groten Kamp,
Un ein naon ännern maakt dor Damp.
Dei Doktor mott Kummandos blaosen,
Wo hei van Musik wat versteiht.
Dei Hünne fanget an tau raosen,
Dei Tung ehr ut dat Mul rutweiht.
Dat röppt un larmt, dat knallt un pufft
Uck manges Löcker in dei Luft . . .
Wat Voß un Wilddeif aowerlaoten,
Werd nu akkraot naon Plaon dotschaoten.*

*Bie „Drögen“ in den warmen Staobmd,
Dor sittet sei vergnügt ann Aobmd
Mit natte Fäute, meue Knaoken,
Int Lief den Schmach, den Rucksack vull,
Vertellt sick flietig Jägersaoken . . .
Wat sei beläwt, wör rein tau dull!
Dor dampft dei Grog, dor flütt dat Beier —
O Kinners, maakt so'n Jagd Pleseier!*

Die Arbeiterinnen der Ameisen sind unermüdlich tätig in ihrem Bereich. Sie klettern die hohen Fichten hinauf und herunter, um Beute nach Hause zu bringen. Zum Teil wird diese im Kropf heimgebracht. Eine registrierte Tagesbeute betrug 10 000 Larven. Dazu kommen Marienkäfer, Florfliegen, Schwebefliegen und anderes.

Bisweilen entsteht unter den Ameisenvölkern, besonders wenn es Völker verschiedener Art sind, doch ein Kampf um Lebensraum. Derselbe geht über Jahre und endet oft mit der Niederlage und dem Untergang eines der beiden Völker. Ihre Krieger stehen sich wochenlang in zwei mächtigen Heeren gegenüber. Baum um Baum wird erobert, geht verloren, wird zurückerobert, ähnlich wie im Kriege des Menschen, der sich das „vernünftigste“ Wesen nennt . . .

Die wissenschaftlichen Untersuchungen, bei denen auch die Kokonsuche im Waldboden eine Rolle spielt, sind noch nicht zum Abschluß gelangt. Über den Erfolg der Ameisenaktion läßt sich vorerst kein entscheidendes Urteil fällen. Da die Ameise gerade, während der Zeit der Massenvermehrung der Blattwespen angeweiselt wurde, war sie freilich nicht in der Lage, gleich eine „hohe, starke Fraßschäden erzeugende Blattwespenpopulation auf ein wirtschaftlich bedeutungsloses Maß zu reduzieren.“ (Aus dem Walde 1957, Oberforstmeister Prof. Dr. Schwerdtfeger). Nach den bisherigen Erfahrungen darf man annehmen, daß die Ameise, bei entsprechend dichtem Besatz und im Verein mit anderen natürlichen Feinden der Schädlinge, erhebliche Schäden verhüten und möglicherweise den Ausbruch einer neuen Kalamität wesentlich erschweren oder gänzlich verhindern kann. Die Untersuchungen darüber werden noch Jahre in Anspruch nehmen. Erst die Zukunft muß erweisen, ob die Rote Waldameise die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen wird.

+

Unsere jungen Staatsforsten beweisen, daß es möglich ist, im Flachland auf Böden, die jahrhundertlang brach und öde lagen und vernachlässigt wurden, neue Wälder zu pflanzen und das Gesicht der Landschaft wesentlich zu bereichern an erfreulichen Zügen. Die staatlichen Forsten um Augustendorf und Markhausen gehören in diesem Sinne längst zu unserer heimatlichen Welt. Wenn heute der Privatmann aus finanziellen Gründen wenig Neigung oder kaum mehr die Möglichkeit hat, große Investitionen in weiträumigen Waldkulturen festzulegen, die sich erst in Generationen auszahlen, ist es die um so vorrangigere Aufgabe des Staates, die vorhandenen Holzbestände zu schützen und zu erhalten, Vorratswirtschaft zu betreiben, nicht mehr Holz schlagen zu lassen als zuwächst, und durch Aufforstungen die alten Waldgebiete möglichst noch zu erweitern. Waldpflege ist unmittelbare Kulturpflege in einem umfassenden Sinne. Hans Varnhorst

Beide Aufsätze dieses Kalenders entstanden unter freundlicher Mitarbeit des Lehrers

Harry Hamschmidt aus Augustendorf, des Oberrevierförsters Otto Hoffmann aus Markhausen und des Revierförsters Jan Wieting aus Augustendorf. Allen Herren sei an dieser Stelle für die wertvolle Mithilfe herzlich Dank gesagt. Der Verfasser

Literaturangabe:

Dr. Karl Bertsch, Der Wald als Lebensgemeinschaft, Otto-Maier-Verlag, Ravensberg.

Generalsekretär Fr. Oetken, Rechenschaftsbericht für die Tätigkeit der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft von 1893 bis 1896, erstattet vom Centralvorstande der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft. Druck von Drewes und Sußmann 1896, Kap. XIV.

Günther Schwab, Der Tanz mit dem Teufel, Hannover 1958, Adolf-Sponholtz-Verlag.

Der Niedersächsische Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Abteilung Holz- und Forstwirtschaft: Aus dem Walde 1960, Erfahrungen mit der Kleinen Roten Waldameise, Bericht über die Ansiedlungsversuche im FA Cloppenburg, Heft 4, Verlag M. & H. Schaper, Hannover.



Feuerwachturm in den Forsten. Während der trockneren Jahreszeiten lauert immer heimliche Waldbrandgefahr. Spezielle Wachtürme mit umfassender Übersicht erlauben eine fortwährende Kontrolle und notfalls eine rasche Lagebestimmung. Aufn. Otto Hoffmann, Markhausen

Klappertopf und Ägentrost

Zwei Wiesenschmarotzer

Als lästiger Schädling in der Wiesensflora ist zur Sommerzeit der Klappertopf aufzufinden, der als „Nährstoffmangelanzeiger“ zu gelten hat. Der Volksmund prägte zahlreiche Namen: Doowkrud, Klötterdöskes, Kohdaut, gäle Quistsches, Klätterklouwer, Klapper, Hotk, Horte, Hahnenkamm oder Nasenblome. Der Lateiner gab ihm den schwer einprägsamen Namen: Alectorolophus major, bzw. minor. In manchen Lehrbüchern spricht man von Rhinanthus major und minor, Unterfamilie der Rachenblütler (Scrophulariceen).

Die Klappertöpfe oder Klötterdöskes

sind arge Wurzelschmarotzer. Äußerlich kann man der ansehnlichen Pflanze, die uns

schon von weitem durch ihr leuchtend gelbes Blütenkleid auffällt, die parasitäre Lebensweise nicht anmerken. Die gegenständigen, grobgesägten Blätter sind dunkelgrün; ein echtes Zeichen dafür, daß die Säfte der Nährpflanzen im eigenen Stoffwechsel verarbeitet werden. Ziehen wir eine Pflanze aus der Erde, bemerken wir ihr recht kümmerlich entwickeltes Wurzelgeflecht. Immerhin verfügen die einzelnen Wurzeln über Saugwärtchen, die sich unliebsam an den Graswurzeln festsetzen und die Wirtspflanzen um ihre Nährflüssigkeit „bestehlen“; zwar nicht im Großraub, wie ihn beispielsweise der Vollschmarotzer Orobanche rapure genistae (Ginsterwürger) an dem goldblühenden „Bessenstrunk“ oder Braombusk-Ginster

auszuführen versteht, doch immerhin so, daß die befallenen Wiesen von ihrer Vollkraft einbüßen.

Dieses System des ungebührlichen Diebstahls ist bei den Klötterdöskes derart ausgebildet, daß oft zugleich zwei oder noch mehr Wirtspflanzen angegriffen und heimgesucht werden. Die Gräser können den frechen Eindringling nicht abschütteln. Sie verkümmern mehr und mehr, um schließlich, ermattet vom Kampf, abzuwelken und zu sterben. Der „Bande“ von Klappertöpfen macht das alles nichts aus. Sie strotzt von Gesundheit, lebt froh in den Tag hinein, verkündend im weiten Rund des Wiesentepichs:

„Dat geht us sau gaud, watt kost nu dei Welt!“

Der Biologe Dr. Bertsch vertritt die Ansicht, daß selbst die tote Wurzel der Wirtspflanze auch noch auf organische Stoffe ausgebeutet wird. Da die Klappertöpfe am liebsten in der Gemeinschaft mit ihresgleichen und oft zu Tausenden im Wiesenrasen leben, können sie diesem empfindlichen Schaden zufügen.

Die vierkantigen, gestrichelten Blütenstengel tragen mittelgroße, gelbe Blüten mit einem zusammengedrückten, netzartigen, aufgeblasenen Kelch von blaßgrüner Farbe. Die helmförmige Oberlippe ist seitlich zusammengedrückt, die kürzere Unterlippe ist dreilappig. Der Nektar sammelt sich am Grunde der 10 bis 11 mm langen Kronenröhre. Nur langrüsselige Hummeln können auf „legalen“ Wege an ihn herankommen. Kurzrüsselige Tierchen beißen den Kelch von außen auf.

Die Frucht ist eine fast kreisrunde, zusammengedrückte Kapsel, in der die reifen Samen „rasseln“, wenn man im Hochsommer durch die Wiesen geht. Daher die Namen: „Klötterdöskes“ oder „Klätterklouwer“.

Der Augentrost

Zu den „Anfängern“ der Lebensweise auf fremde Kosten, die die Tätigkeit der grünen Blätter noch nicht gänzlich entbehren können, gehört ein weiteres, kleines, ebenfalls sehr hübsches Pflänzchen, das auf Wiesen und Triften, an Bahndämmen und Wegrändern, allerdings nicht mehr stark verbreitet,

vorkommt, der Halbschmarotzer Augentrost von der Gattung *Euphrasia*. Dieser Halbschmarotzer auf Gräsern und Halbgräsern richtet weniger Schaden an. Die Biologen sind der Ansicht, daß er auf den Wurzeln der Gräser lediglich einen Wasserzuschuß abzapft.

Der kleine Dieb ist in der Lage, auch ohne Stehlen ein bescheidenes Leben zu führen. Seine grünen Blätter können den größten Teil der Bau- und Lebensstoffe, in Sonderheit Stärke und Zucker, selbst bereiten. „Aber an seinen Wurzeln“, so sagt Dr. K. Bertsch, „fehlen die Wurzelhaare, die bei den anderen Pflanzen das Wasser und die Nährsalze aus dem Boden aufnehmen. Dazu sind diese Halbschmarotzer nicht mehr imstande. Wasser und Nährsalze müssen sie ihren Wirtspflanzen entnehmen. Wenn sie mit ihren Wurzeln auf die Wurzeln von Gräsern stoßen, bilden sie warzenförmige Saugorgane aus, die beim zarteren Augentrost 0,5 mm, beim derberen Klappertopf aber 2 bis 3 mm dick werden.“

In Gegenden, wo der Augentrost (*Euphrasia Rostkovina* = Gemeiner A., *Euphrasia stricta* = Steifer A.; *Euphrasia curta* = kurzer A.; *Euphrasia nemorosa* = Hain-A. oder *Euphrasia gracilis* = Schlanker A.) stark verbreitet ist, nennt man ihn „Milchdieb oder Milchschelm“, zumal er vor allem im Herbst erscheint, wenn das Vieh ohnehin weniger Milch gibt. — Die zweilippige Blumenkrone ist meist weiß, seltener gibt es bläuliche oder rötlich-violette Blüten.

Die Euphrasiablümchen, so möchte man sagen, nett und freundlich ausschauend, atmen eine gewisse Anmut aus. Der Name *Euphrasia* kommt aus dem Griechischen und bedeutet: Frohsinn! In diesem Sinne sagt eine altdeutsche Schrift über die „Bedeutung der Blumen“ vom Augentrost:

„Wer allezeit ein wohlgefallen hat an seinem liebsten, und nichts an ihm sieht, als was ihm wohlgefällt, und dadurch mut und freude hat, der soll augenweide tragen, denn augenweide ist allerzeit ein lustiges blümel.“ Das scheint uns besser zu passen, als wenn man die schöne Blume „Spöttlich“ heißt und dem verschmähten Liebhaber reicht.
Gregor Mohr

Beispielhafte Treue zum Pferd

Zwei denkwürdige Leistungen im heimischen Pferdesport

Die stolze Pferdehaltung alten Stils scheint auf unseren heimischen Bauernhöfen zum Untergang verurteilt zu sein. Von Jahr zu Jahr verringert die Technisierung der Landwirtschaft den traditionellen Lebensraum des Pferdes. Es gibt auch hierzulande schon zahlreiche Betriebe, die über kein einziges Pferd mehr verfügen, obwohl früher mindestens ein Gespann, wenn nicht sogar mehrere, gehalten wurden. Das nobelste Haustier unserer Bauern gerät durch den mechanisierten Alltag von heute immer mehr ins Hintertreffen. Die kalte, entseelte Maschine tritt an die Stelle des warmen, umseelten, edlen Tieres. Diese Entwicklung geht unaufhaltsam weiter. So scheint es wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung. Und doch ist die große Zeit der Zuchten und Leistungsschauen, der Rennen und Reitturniere keineswegs vorüber. Freilich die

Zahl der kleinen lokalen Veranstaltungen im Pferdewesen nimmt wie die Bedeutung der ehemaligen großen Pferdemarkte in den letzten Jahren rapide ab. Dafür rücken größere Anlässe mit anspruchsvollerem Programm und in lockerer Reihenfolge in den Blickpunkt des allgemeinen Interesses. Sie übernehmen in etwa die Funktion der ehemaligen, mehr dörflich-ländlichen Turnierveranstaltungen. Mit ihren Anforderungen sind aber auch die Leistungen im heimischen Pferdesport zweifelsohne gestiegen. Trotz allem ruhen diese Leistungen nach wie vor auf einer breiten allgemeinen Grundlage der traditionellen Liebe zum Haus- und Arbeitsgenossen Pferd. Ohne solche beispielhafte Treue zum angestammten uralten Schicksalsgefährten unserer bäuerlichen Menschen kann kaum eine erfolgreiche Zucht und schon gar nicht ein echtes Pferdeleistungs-



Reitverein Hausstette — Oldenburger Landesmeister 1962. Von links nach rechts: Reitlehrer Clemens Kathmann und die Reiter Werner Ostendorf, Hermann Beimforde, Bernard Bußmann, Clemens Beimforde.



B. Duen-Altenoythe mit seinem siegreichen Vierspänner.

Aufn. Zurborg, Vechta

wesen bzw. ein rechter Reit- und Rennsport existieren. Wie lebendig dieses notwendige Fundament in seiner Tragfähigkeit noch immer in unseren Dörfern ist, beweisen zwei eindrucksvolle Erfolge aus unserem heimischen Raum, denen dokumentarischer Charakter beigemessen werden darf.

Reitverein Hausstette — Oldenburger Landesmeister 1962

Der Reitverein Hausstette errang in diesem Jahr zum ersten Male die Oldenburgische Landesstandarte auf dem Landesturnier in Rastede. Alljährlich wird die Standarte an den Verein vergeben, der auf dem Landesturnier in einer großen Mannschafts-Vielseitigkeitsprüfung Sieger ist. Ein Jahr lang trägt der Verein den Titel „Oldenburger Landesmeister“ und hat die Berechtigung, neben seiner Vereinsstandarte die höchste Trophäe des Oldenburger Landesverbandes, die Landesstandarte, zu führen.

Die Hausstetter Reiter haben noch einen weiteren Meistertitel errungen; sie sind auch der beste Verein des Doppelkreisverbandes Cloppenburg-Vechta. Dieser Meistertitel wird vergeben auf einem Turnier des Doppelkreisverbandes an einen Verein, der in einer Vielseitigkeitsprüfung die besten Leistungen aufweist. Als äußeres Zeichen erhält der Sieger für ein Jahr die Doppelkreisstandarte.

Somit führt Hausstette neben seiner Vereinsstandarte die Oldenburger Landesstandarte und die Doppelkreisstandarte.

Diese Erfolge beruhen auf einer großen Passion der Einwohner des gesamten Dorfes Hausstette. Sie sind Beweis der Treue zum Pferde. Eine beispielhafte Aktivität herrscht im Verein. Schon mehrmals haben die Hausstetter den Titel „Doppelkreisbester Verein“ errungen. Sie stellen seit mehreren Jahren für die großen Prüfungen im Doppelkreisverband wie auch im Landesverband immer zwei Abteilungen.

Es ist bemerkenswert, wenn eine so kleine Ortschaft wie Hausstette zwei so gute Reitabteilungen hat. Wer bedenkt, daß alljährlich beim Landesturnier in Rastede nur die (ca. 20) besten Vereine teilnehmen und Hausstette mit zwei Abteilungen vertreten ist, der wird Hausstette gern als Hochburg des Pferdesportes anerkennen.

Dank der unermüdlichen Leitung ihres langjährigen Reitlehrers Clemens Kathmann haben die Reiter Erfolge erzielt, die für sich sprechen. Auf allen Turnieren der Umgebung sind die Reiter aus Hausstette vertreten. Verschiedene Reiter und Pferde dieses Vereins wurden schon zu größeren Aufgaben herangezogen. Besonderer Dank gebührt auch den Eltern und Pferdebesitzern,

die es den Reitern ermöglichen, zu solchen Leistungen fähig zu werden.

**Bernd Duen, Altenoythe
Deutscher Fahrer-Meister 1962**

Im Rahmen des Landesturniers des Landes Schleswig-Holstein in Bad Segeberg wurden die vierten Deutschen Meisterschaften der Fahrer entschieden.

Diese Meisterschaft wurde in zwei Qualifikationsprüfungen und in einem Finale mit Gespannwechsel der drei besten Fahrer ausgetragen. Diese drei Fahrer hatten sich am 29. September 1962 nach der zweiten Prüfung mit ihren Gespannen aus einem Feld von acht Viererzügen für das Finale qualifiziert.

In diesem Jahr gelang es Bernd Duen aus Altenoythe, unter schwerer Konkurrenz den Meistertitel bei den Fahrwettbewerben zu holen. Der junge Fahrer hat sich von Jahr zu Jahr in seiner Fahrpraxis vervoll-

kommnet und an vielen Großturnieren erfolgreich teilgenommen. Im Jahre 1961 war er bereits Vizemeister geworden. Beim Deutschen Fahrderby in Hamburg-Kleinflottbek hatte er schon zweimal den zweiten Platz belegt.

1962 konnte er nun endlich souverän die Meisterschaft erringen. Nach der ersten Prüfung ging er in Führung. Dann gab er diese auch nach dem Pferdewechsel nicht mehr ab. Ein großer Erfolg für Bernd Duen, und zugleich ein Erfolg für das heimatliche Zuchtgebiet, wenn man bedenkt, daß der Meistertitel in Holstein trotz der großen Konkurrenz der Holsteiner Pferde gewonnen wurde.

Die Pferdefreunde des Oldenburger Münsterlandes sind stolz auf den Erfolg von Bernd Duen. Sie hoffen, daß der Meistertitel für ihn weiterer Ansporn und persönliche Verpflichtung sein möge

Aloys Meyer

Die Waberlohe

An einem Frühlingsabend des Jahres 1945 saß Bauer Gerding an seiner Schreibkommode. Den Landwirten war seit einigen Jahren die Buchführung auferlegt worden. Plötzlich warf er die Feder hin und schimpfte: „Wozu das noch? — Ich habe andere Sorgen, — eine verfluchte Zeit ist das! Wer hat denn überhaupt noch etwas zu sagen?“ —

Das von seinem Gründer auf tausend Jahre berechnete Reich war nach 12 Jahren zusammengebrochen. Unerhörtes Leid und Elend war über weite Länder gekommen. Auch in dieser Gegend herrschte Unordnung und Zerstörung in Stadt und Land.

Gerding sagte zu seiner Frau, die am Tisch im Sessel saß und Strümpfe stopfte: „Gertrud, ich bin vorhin über den Esch gegangen. Der Roggen ist gut durch den Winter gekommen. Hafer und Gerste haben schon grüne Spitzen. Aber die Ernte!“

Frau Gertrud hörte auf zu stopfen: „Ja, die Ernte, Johann! Wie soll das bei uns weitergehen?“

Gerding holte eine Zigarre, „unter der Theke“ erstanden, aus dem Wandschrank, zündete sie an und ließ sich dann ins Sofa fallen. Schweigend dachten die Eheleute an ihre drei Vlamen, die im frühen Frühjahr noch fleißig gepflügt und gesät hatten. Nun

waren diese nach Belgien zurückgekehrt. Die Zigarre verbreitete einen scharfen Geruch. Er mochte dem Raucher wohl nicht gefallen.

Gerding legte die Zigarre halb geraucht in die Aschenschale und erhob sich. Er war mittelgroß und breit gebaut, sein Gesicht verriet Gutmütigkeit und Energie, und jetzt krauste es sich vor Entschlossenheit. Er hatte die Hände in den Hosentaschen, als er begann: „Mutter, unser August ist wieder da. Baumann hat ihn getroffen.“ — Baumann war Gerdings Heuermann. — „Er soll ja wohl zu Hause bei seinen Leuten sein. Ich will ihn wieder mieten, und gehe jetzt hin.“

„Den August wieder heranziehen. Ob der wieder zu uns her will?“ zweifelte Frau Gertrud und meinte in klagendem Ton: „Du sollst sehen, wir halten nächstens allein mit unserm Werk. Die jungen Leute haben im Krieg vier Jahre lang gefaulenzt. Die fassen bestimmt keine Forke wieder an. Die tun 'nen weißen Kragen um und gehen in die Stadt.“

Gerding straffte sich und sagte barsch: „Ach was, der August läßt uns nicht im Stich!“

„Wenn der man nicht bald heiratet! Er bekommt dann ja die Heuerstelle von seinem alten Vater.“



Gerding trumpfte ungeduldig auf: „Heiraten — heiraten! Hat er schon eine Braut?“

Frau Gerding erwiderte nachdenklich: „Ob er sie schon hat, das weiß ich nicht. Weißt du denn nicht mehr, nach welchem Mädchen er freite?“ Gerding wandte sich zum Fortgehen.

„Ach so“, kam es sehr gelassen heraus, „du meinst die Sefa? Da ist die weite Welt und der Krieg dazwischen gekommen.“

„Hör mal, er wollte die Sefa aber durchaus haben. Was der August sich einmal vorgenommen hat, — na, wir kennen ihn ja.“

Da stand Gerding lachend in der Tür: „Jawohl, ja — das war ein August! Er schuftete heftig, das kann man nicht anders sagen. Dann feierte er heftig und verprügelte jeden, den er nicht leiden mochte.“

„Ob der sich gebessert hat?“

Gerding zuckte die Schulter: „Was weiß ich? Im Kriege wird man nicht zum sanften Heinrich erzogen. Aber das laß sein, wie's will! Ich hole ihn jetzt heran!“

„Er hat bestimmt noch allerlei Schlimmes dazu gelernt.“

„Ach was, Mutter, nun hör auf.“ Gerding zog die Tür entschlossen hinter sich zu. Frau Gerdrud murmelte bedenklich: „O je, o je, dieser August! Wenn ich die Sefa wäre, ich nähm den Rowdy nicht!“ —

+

Es war ein wunderschöner Maimorgen! Der blaue Himmel war mit hohen weißen Wölkchen gepflastert. Die Sonne bestrahlte die Welt mit all ihrem Elend, aber die Natur kümmerte sich nicht um dieses. In den Bauerngärten blühten Goldlack und Stiefmütterchen wie eh und je. Die Kälber sprangen auf den Weiden in der Morgenfrische, die Milchkühe zupften zufrieden das junge Gras.

Gegen Mittag kam das Mädchen Sefa durch die Hofhake vom Osterlinghofs auf die Dorfstraße. Sie schob eine Karre vor sich her, auf der ein Eimer und leere Milchkessel klirrten. Sie erblickte eine Anzahl Männer und erkannte sofort ihre alten Jugendgefährten. Die Uniform hatten sie noch an. August war auch dabei.

Die Männer standen müßig herum und rauchten ihre letzten Zigaretten. Ihre Lage war unsicher, sie kamen sich überflüssig geworden vor. Kein Marsch mehr, kein Kampf, kein Geschosshagel wie seit vielen Jahren! Rundherum in diesem Dorf keine

Ruine. Alle Dächer ohne Löcher. Alles still und ungewohnt friedvoll. Bislang waren sie von ihren barschen Offizieren herumgejagt worden, von Frankreich nach Rußland, von Italien nach Afrika. Und alles war für die Katz! Ihnen sollten ihre Plager bloß mal wieder begegnen!

Indem hatte Sefa sie erreicht. Sie ließ die Karre nieder und sagte munter: „Warum schimpft ihr eigentlich?“

Die Männer waren so in finstere Erinnerungen vertieft, daß sie Sefa gar nicht hatten kommen sehen. Jetzt wandten sie sich ihr mit soldatischem Ruck zu: „Oh, kuck mal an, die Sefa! Meun, wie geht's dir?“

„Mir geht's immer best“, verkündete sie. „Aber ihr, — schimpft ihr wieder über eure Leutnants?“ Daß sie es taten, hatte sie schon vorher gehört. „Waren da hinten im Krieg so viele schlimme Männer? Die wollten euch was, und ihr wart doch alle Engel, nich?“

„Nu hör sich das einer an! Sie hat noch immer ihr tüchtiges Mundwerk“, stellte der Hannes fest, und Fiti knuffte sie: „Bist'n kecken Gänger, du!“

„Ach, laß mich“, wehrte sich Sefa und befühlte ihren Arm. „Ihr seid mordsfaul geworden, ihr.“

Inzwischen hatte der Gerd etwas nachgedacht und sagte nun: „Mein Hauptmann war ganz gut, ja, das war er wohl. Er war in Ordnung.“ Die anderen dachten nun auch nach, und einige nickten. Weil alle Welt schimpfte, hatten sie unüberlegt mitgeschimpft.

August hatte Sefa bis jetzt still betrachtet. Nun trat er an sie heran und gab ihr die Hand. Sie sahen sich in die Augen, und es war das alte Übereinstimmen.

„Wie feierlich“, spöttelte einer. Da wandte sie sich an die Runde und sagte ernst. „Wir haben hier alle viel Arbeit. Faßt nur endlich mal tüchtig mit an, dann kommt ihr von selbst auf andere Gedanken! — Tjus, jetzt muß ich meine Kühe melken!“

August faßte schnell die Karre. Was sollte Sefa machen? Sie folgte ihm lammfromm, wie er die Karre zur Weide rollerte, entrüstete sich aber innerlich, als sie die andern spotten hörte:

„Das steht dir gut, August!“ „Sefa freu dich! Nun hast du gute Hilfe! Nun brauchst du nichts mehr zu tun!“

Sefa wußte, was sie dachten. Was fiel August ein, — sich einfach ihrer Karre zu bemächtigen! Allerdings, die andern wußten, was die Glocke geschlagen. Sefa war immer noch seine Sefa. Sie folgten den beiden nicht. Liebesleute sollte man nicht stören, besonders nicht diesen August.

+

Die Kühe waren schon auf dem Melkplatz versammelt. Forsch nahm Sefa den Eimer von der Karre und lockte eine Kuh heran. Sie stellte den Melkschemel zurecht und setzte sich an den warmen Kuhleib, begann auch heftig zu melken. Da kniff August sie in die Schulter. „Au, du, das tut ja weh!“

„So wehleidig bis du?“ Er packte sie an beiden Armen: „Komm, laß mich mal melken.“

Sie kam nicht hoch, sondern sagte strafend: „Du bist auch immer gleich so butt. Was hast du im Kriege wohl alles Schlimmes gemacht?“

Er lachte verwegen. „Ich habe getan, was sie alle taten.“

„Dann hast du ja Menschen umgebracht, igitt!“

„Davon weiß ich, Gott sei Dank, nichts“, erwiderte er leichthin „ich war ja bei der schweren Artillerie. Wir schossen ja wohl zehn Kilometer weit auf feindliche Stellungen.“

„So“ — sagte Efa ohne rechtes Verständnis.

Aber August war plötzlich wieder bei seiner Haubitze. Laden richten, abziehen — „Mensch, Sefa, wenn wir schossen, das gab'n Qualm weit da hinten. Sefa, weißt du was? Beim dritten Schuß hätte ich den Westerloher Kirchturm.“ Er zeigte dahin, wo der Turm weit in der Ebene zu sehen war.

„Acht Kilometer weit kannst du treffen? Nun spinn man nicht“, zweifelte Sefa ungerührt.

Er war ernüchert. Mit Frauensleuten konnte man sowas ja gar nicht bereden, und nun kommandierte er: „Also dann nicht, — nun komm mal hoch“, und damit zertrte er das Mädchen unter der Kuh weg.

Sefa war zwar ungemein kräftig und gesund, aber August war doch wohl stärker. Sie war auch dadurch im Nachteil, daß sie sich nicht zu heftig wehren durfte. Wenn die Kuh erschrocken davonlaufen würde, konnte es sein, daß sie nachher die Milch zurückhielt. Sie erhob sich also, sagte aber

ungehalten: „Was soll das? Ich mache meine Arbeit, geh du an deine! Gerdings warten auf dich!“

Er setzte sich, die Milch fuhr mit dumpfem Ton in den Eimer, und er scherzte übermütig: „Ich habe nun mal Lust, deine Arbeit zu machen. Du kannst dann ja mal meine machen.“

Sefa dachte daran, daß sie wegen der Kriegszeit auch schon hatte mit Pferden arbeiten müssen. So sagte sie auftrumpfend: „Meinst du vielleicht, ich könnte nicht pflügen?“

Da lachte August ganz laut: „Mit den Pferden kannst du bestimmt gut umgehen.“

Dieses freche Lachen — er wollte sie ja wohl aufziehen? Ihre roten Lippen verzogen sich. Sie zischte: „Dann kann ich nun ja man gehen. Du kannst mir die Milch ja nachbringen — adjüs!“

„Nachbringen? Paß auf, das ist heute heiß, die Milch wird hier sauer.“

Das Melken war nun fertig. August schob die Karre mit den vollen Kesseln bis Osterlings Hake, und Sefa ging mit abgewandtem Gesicht neben ihm her. Beim Schieben sagte er: „Wie lange wir uns noch wohl zanken? Ist ja wohl erst immer so, wenn zwei sich leiden mögen, was meinst du?“

Sefa wurde rot, sagte aber nichts und blickte angelegentlich dorthin, wo die Kinder aus der Schule strömten.

Bei der Hake angekommen, fragte August: „Mädchen, bin ich nun nicht lieb gewesen?“

Sie ergriff die Karre und schob sie eilig durch die Hofsperrre, blickte aber doch eben über die Schulter zurück und rief: „Dank für alles, du alter Schlingel!“

Seine großen, grauen Augen folgten ihrer Gestalt. Die oder keine! Er mußte nun ein neues Leben beginnen — aber nur mit Sefa wollte er das. Er sah deutlich ein: es würde nicht leicht sein, sie zu gewinnen. Dennoch ging er fröhlich pfeifend seines Weges.

+

August trat wieder in den Dienst auf dem Gerdinghof. Das Soldatenkrätzchen saß immer noch schief auf seinem Blondkopf. Die hohlen Stellen seines Gesichtes füllten sich bei dem kräftigen Essen bald wieder auf.

Von Gerdings war es gar nicht weit bis Osterlings. Der Hof lag hinter der Kuh-



weide im Eichenbusch. August hatte seine Sefa seit Wochen nicht mehr gesehen. Versteckte sie sich vor ihm?

An einem stillen, grauen Abend, Sterne äugten nur wenige hernieder, da ging August dem Osterlinghofe zu. Er sah Licht in einer Kammer neben der Küche. Durch einen Gardinenspalt eräugte er sie, die er suchte. Er klopfte leise: „Sefa“.

Das Licht erlosch, die Gardine ging beiseite, das Fenster halb offen: „Wer ist da?“

„Sefa!“

Überrascht und etwas ängstlich flüsterte das Mädchen: „August, du bist das? Was willst du?“

„Bist du mir böse?“

„Warum soll ich dir böse sein?“

„Bist mir nicht böse? Warum gehst du mir dann aus dem Wege?“

„Ich?“ — tat sie unschuldig, aber das Herz schlug ihr heftig, weil er sie durchschaut hatte — „ich bin dir aus dem Wege gegangen?“

„Also nicht.“ Entschlossen zog er das Fenster weit offen, wippte hoch und saß auf der Fensterbank.

Erschrocken sagte sie: „Ich bin dir nicht böse, aber das geht nicht. Du mußt wieder gehen.“

„Wenn du mir nicht böse bist, warum soll ich dann wieder gehen?“ Nun machte er eine Drehung und stand vor ihr in der Kammer.

„August, sowas bin ich nicht gewohnt.“

Mit dem schlug der Hund an. „Willst du denn morgen abend mit mir zum Bruch spazieren gehen?“

„Geh schnell weg, hörst du den Hund nicht? Sie merken was im Hause.“

Er fuhr unbeirrt fort: „Da sieht und hört uns kein Mensch und kein Hund.“

Schon wollte sie erwidern: „Da sieht uns wohl einer“, aber sie preßte die Lippen zu. Was sollte sie von August denken? Konnte sie ihm sagen, es sieht uns wohl einer, der Herrgott sieht uns? Würde er wohl darüber lachen? Würde er dran glauben?

August faßte ihre Hand: „Warum sagst du nichts? Bist du bange vor mir, du?“ fragte er und drückte sie zärtlich an sich. „Ich tu dir nichts, also morgen!“

Sefa war fast überwältigt. Aber sie sagte mit Willensanstrengung: „Nein, August, das wollen wir nicht anfangen!“

Er schüttelte sie: „Nun sag doch ja!“

„August, nein, wir dürfen das nicht.“

Da glitt er aus dem Fenster und verschwand im Schatten der Bäume. Hektor bellte ihm nach.

Nun war er fort, gegangen ohne ein gutes Wort. Er ist eigensinnig, ging es Sefa durch den Sinn. Er kommt nie wieder zu mir. Da wurde sie elend vor Verlangen, ihn wieder zu haben. Die ganze Nacht warf sie sich auf dem Bett schlaflos umher.

+

Der Dorfwirt hatte einen Ball angesagt. Die jungen Leute waren plötzlich auf das Tanzen verfallen. Es war ja auch kein Wunder nach all der Not und Unsicherheit der vergangenen Jahre. Im Gastraum der Wirtschaft waren sie alle beisammen.

Sefa war mit ihrer Freundin Fina gekommen. Sie wollte August wiedersehen und gut zu ihm sein. Sie konnte die heimliche Qual und Grübelei wegen August nicht mehr ertragen. Anfangs saß sie still da. Der Tanz hatte noch nicht begonnen.

Fina, neben ihr, fand, daß Sefa schlecht aussah: „Bist du nicht recht auf dem Damm, Sefa?“

Da gab Sefa sich einen Ruck. Sich etwas anmerken lassen — das fehlte noch: „Oh, ich, — ich bin fein zuwege, Fina. Wie kommst du darauf?“

In diesem Augenblick kam August mit strahlendem Gesicht auf sie zu. Und nun belebte sich ihr Wesen schlagartig. Sie blieb den ganzen Abend voll übermütiger Lustigkeit. Sie tanzte viel mit August. Aber sie wurde auch von andern aufgefordert, und alle wollten sie nach Hause begleiten.

August umwarb sie so heftig, das machte sie glücklich, und vor lauter Seligkeit nahm sie alle als Begleiter an. Um Mitternacht lief sie heimlich allein nach Hause. Vor August fürchtete sie sich, von Bernd aber wollte sie nicht begleitet sein.

Und dieser Bernard, der sie nicht nach Hause bringen sollte, ging einige Tage nach dem Tanzabend auf den Osterlinghof zu.

Nach der Vesperzeit war es, und die Hausfrau saß mit Sefa am Küchentisch. Sie döppten Erbsen. Frau Osterling war etwas kleiner als Sefa und dunkler von Haar, aber nicht viel älter. Sie war noch nicht lange verheiratet. Da sie mit ihrer Ehe sehr zufrieden war, sprach sie gern vom Freien: „Sefa, wie ist das eigentlich mit dir? Du willst dich wohl auch bald verheiraten? Du hast ja 'ne Menge Verehrer gehabt, neulich auf dem Ball. Ist mir erzählt worden.“

Sefa zog die gebräunte Stirn kraus, stieß den Kopf seitwärts und erwiderte: „Verehrer sind noch keine Nehmer.“ Sie konnte es nicht verhindern, daß sie rot wurde.

Das sah Frau Osterling über den Tisch hinweg, schmunzelte, wurde sehr davon angeregt und fuhr fort: „Wie viele Verehrer hast du wohl? Neulich abends schlug sogar der Hund an“. Sie sagte es wie scherzend, beäugte das Mädchen aber scharf.

Sefa verlor vor Schreck das Wangenrot. Ihre Frau sah es. Sollte sie wirklich an dem Abend einen Freier bei sich gehabt haben? Da müßten sie auf der Hut sein, sie und ihr Mann. Sefa zog die Schulter, schüttelte mit dem Kopf und erklärte langsam wieder errötend: „Was weiß ich, was der Hund gehabt hat. Der hat gewiß den Mond angebellt. Der kläfft ja auch manchmal mit Nachbarhunden.“

Es wurde still in der großen sonnigen Bauernküche. Nur die Erbsen knackten . . .

Dann hörten sie jemand über die Diele kommen, und gleich darauf öffnete sich die große Glastür. Herein trat Bernhard Husing, langsam, sehr verlegen, als er die beiden Frauen sah: „Guten Tag!“ Er zog den Hut und drehte ihn in der Hand.

„Guten Tag auch. Sieh an, Bernd! Du besuchst uns auch mal?“ begrüßte ihn die gutmütige Hausfrau freundlich, um ihm seine Verlegenheit zu nehmen.

Bernd stammelte: „Ich — ich wollte mal — wollte mal eben bei euch vorsprechen.“

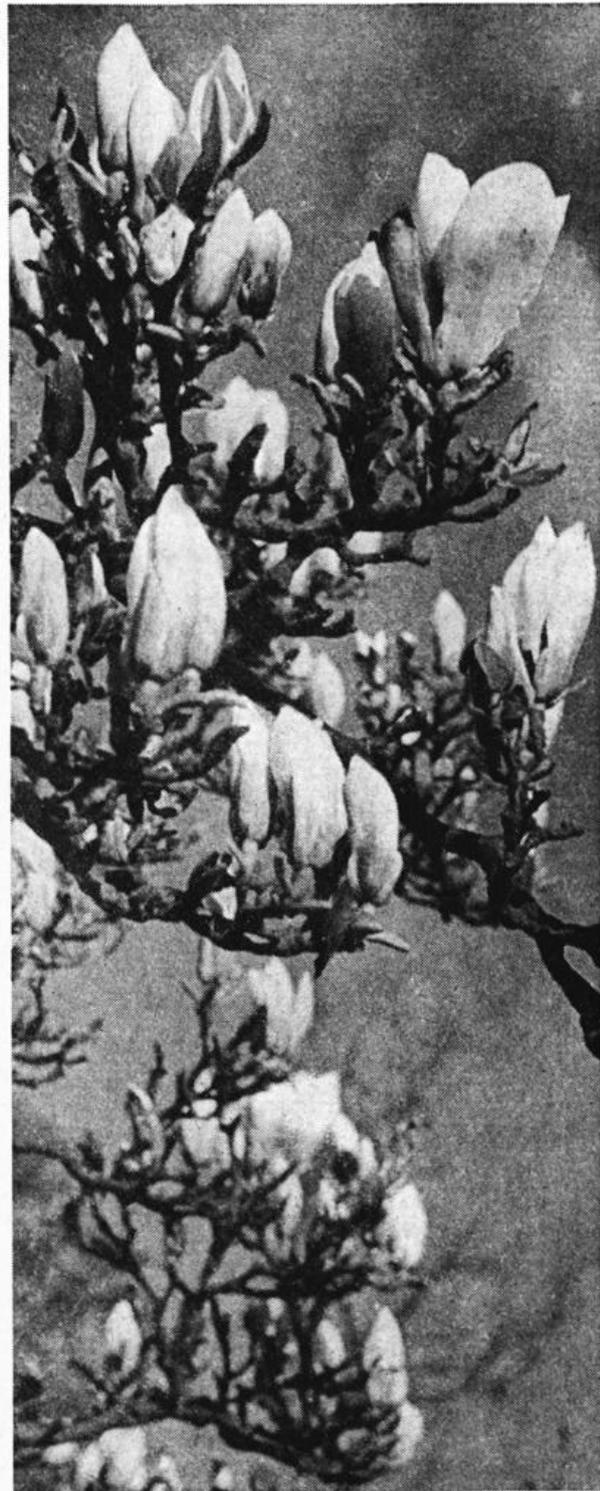
„Mein Mann ist aber leider nicht zu Hause. Der ist zur Stadt.“ Die Frau sah ihn ratlos auf der Stelle stehen. Was mochte der Mann wollen? „Ja, dann setz dich nur ein bißchen zu uns. Kannst uns wohl Gesellschaft leisten.“

Nun würde er sich ja wohl empfehlen, aber ihre Vermutung traf nicht zu.

Husing zog bedächtig einen Stuhl heran und setzte sich. Schweg beharrlich und starrte auf Sefa's flinke Hände. Das Mädchen merkte es und blickte fort durchs Fenster in den Garten mit den roten und weißen Buschrosen.

Frau Osterling suchte nach einem Thema, womit sie seinen Mund öffnen könne: „Könnt ihr euch auch im Hause helfen, nun eure Mutter tot ist?“

Die Frage war für den Husing ein Stichwort: „Das ist es ja man! Mutter ist tot, alle sind sie aus dem Hause, und nun will unsere Margarete auch bald heiraten.“



Ein fremdartiger Frühlingsgruß: Blühende Magnolienzweige aus einem heimischen Bauerngarten. Noch immer ist die Magnolie seltener Gast in den Gärten und Anlagen des Oldenburger Münsterlandes. Gelegentliche Exemplare aber, die ihre kritischen Jugendjahre in unserem Winterklima überstehen, entwickeln sich (wie hier auf dem Hofe Kophanke in Kemphausen) zu hohen Blütenbäumen. Als solche entfalten sie, sofern die Nachtfröste gnädig sind, eine unwahrscheinliche Pracht.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

„So“, sagte Frau Osterling. Sie merkte, wie er unentwegt nach Sefa äugte. Nun wußte sie, weshalb der Husing gekommen war.

Sefa stand plötzlich auf, raffte die Erbsenschalen in ihre Schürze und ging hinaus. „Es ist Zeit für mich, ich muß in den Stall zum Füttern“, sagte sie und warf die Glastür hinter sich zu.

Husing war ein hagerer, schmaler Mann mit zögernden, hölzernen Bewegungen. War es die häusliche Verlegenheit, die ihn mir nichts, dir nichts am hellichten Nachmittag hinter Sefa herlaufen ließ, oder war es heftige Verliebtheit und Angst, daß ein anderer ihm die Sefa wegschnappen würde? Frau Osterling fand sein Tun nicht angebracht, so mit der Tür ins Haus zu fallen. Er sah spaßig aus, wie er da so ungeschickt auf dem Stuhle hockte. Das beste wäre wohl, ihn vorerst an die Luft zu setzen, und so riet sie ihm, lieber einmal wiederzukommen, auf ihren Mann könne er nicht warten.

Da bekam Husing ein Schlucken und sagte zagend: „Ich wollte eigentlich — wenn Osterling auch nicht da ist —“.

„Nun sag mal rein heraus, was du hier willst!“

Diese stramme Frage brachte ihn ganz vom Thema ab. Er stand vor Verlegenheit auf und mochte nichts mehr vorbringen: „Ich muß man nach Hause gehn — da ist so viel zu tun.“

Wie der sich anstellte! Frau Osterling lachte in sich hinein, und dann bekräftigte sie sein Vorhaben: „Wahr ist es. Ihr habt viel Arbeit, und nächstens hast du wenig Hilfe. Dann mußt du dich ja nach einer Frau umsehen, nicht, Bernd?“

Der blieb steif vor der Frau stehen mit verwunderten Gedanken. Daß die Osterling-sche so klug war! Und nun löste sich seine Zunge. „Nicht — is das nicht so? Und da dachte ich — ich möchte wohl die Sefa —“

„Die Sefa?“ zog Frau Osterling lang hin.

„Ja, die Sefa, und ich meinte man so — sollte ich die wohl bekommen?“

„Du mußt sie mal fragen.“

„Ich?“ — der ganze Mann sank zu einem Modell der Verzagtheit zusammen.

Frau Osterling streifte ihn mit raschem Blick. Abgewandt, weil sie sich das Lachen verbeißen mußte, ermunterte sie ihn: „Ja, du! Du mußt man feste drauf los gehen! Wer nicht fragt, der bekommt keine Antwort, der

weiß nicht woran er ist. Du bist doch'n fixer Kerl und hast was anzubieten. Bist doch'n Zweipferdebauer ohne Schulden!“

Das alles mochte Husing hören. Er straffte seine kümmerliche Gestalt ein wenig. Dennoch — selbst fragen? Er sagte verlegen: „Du, willst du es ihr nicht mal sagen, du weißt ja so gut mit allem bei uns Bescheid.“

Nein, das wollte sie gar nicht gern, sie schüttelte den Kopf. Er müsse das doch selber tun. Aber er blieb bei seiner Bitte, und sie sagte schließlich zu. Beim Fortgehen kuckte Bernd Husing in die Ställe, aber Sefa war nirgends zu sehen.

+

Frau Osterling kochte das Abendessen, als Sefa wieder in die Küche kam. Das Mädchen ging zur Tellerborte und zählte die Teller für die Mahlzeit ab. Dabei hörte sie ihre Frau vom Herde her: „Sefa, ich habe eine große Neuigkeit für dich.“

Sefa sagte halblaut: „So?“ Das klang, als wollte sie kundgeben: das soll wohl recht was sein.

Da schwieg die Frau und beobachtete das Mädchen. Wie kräftig sie war, gut gewachsen, gesund, schön, blond von Haar, immer fleißig und guten Mutes. Die könnte dem Husing so passen, dachte sie. Aber die Beiden als Paar? Ob sie sich als Heiratsvermittlerin einen Hut verdienen würde? Versuchen mußte sie es; denn das hatte sie ja übernommen: „Sefa — kannst du dir denken, was der Husing hier wollte?“

Sefa stand unschlüssig da. Dann erwiderte sie: „Warum soll ich darüber nachdenken? Es ist mir gleich, was der hier wollte.“ Damit ging sie zur Küche hinaus. „Habe auf der Diele noch zu tun“, erklärte sie ihrer Frau.

Nichts hatte sie auf der Diele zu tun. Sie wollte dem Gespräch in der Küche aus dem Wege gehn. Sie stand im Futtergang und runzelte die Stirn. Sie sah sich wieder auf dem Tanz, wo dieser dröge Bernd ihr wie ein Hündchen gefolgt war. Steif wie ein Stock hatte er sich beim Walzer gezeigt. August hatte mit finsterem Gesicht die Hopserei betrachtet. Da hatte sie den Taps wütend herumgewirbelt und hätte ihn am liebsten durchs Fenster ins Freie gesetzt. Sie wußte, was er vorhin gewollt hatte. Nach einiger Zeit ging sie in die Küche zurück.

Frau Osterling war inzwischen zu einem Entschluß gekommen: „Sefa — hör mal gut zu: Bernard Husing läßt dich fragen, ob das mit euch beiden wohl was werden könnte.“

Sefa starrte Frau Osterling an und war ganz empört. Wie konnte die Frau sich auf so etwas Dummers einlassen? — „So, und selbst fragen kann er nicht“, erwiderte sie erbittert. Sie bezwang sich, daß sie nicht zu schimpfen begann über diesen halben Kerl, aber ihre Augen blitzten, und die Nase zitterte.

Frau Osterling beobachtete das nicht, sie war zu sehr mit ihrer Aufgabe beschäftigt: „Sefa — ich sage dir, überlege dir die Sache gut. Husing ist eine sehr gute Partie. Der Hof hat keine Schulden, die Mutter ist tot, seine Schwester heiratet bald, und dann kommst du in ein reines Haus.“

Als Sefa mit der Rechten heftig abwehrend durch die Luft fegte, wurde die Frau noch eifriger: „Bedenke es wohl, Mädchen, der Bernd ist gerade dreißig Jahre, hat das richtige Alter zum Heiraten, und er ist so gut und lenksam. Mit dem wirst du nie Streit bekommen.“

Sefa lachte auf diese Worte hin laut und spöttisch, holte dann die Brotmaschine aus dem Schrank und schnitt vom großen Schwarzbrot Scheiben ab . . .

Warum antwortete das Mädchen nicht? Mit einem Male kam Frau Osterling ein Gedanke. „Du sagst ja nichts, Sefa. Wie ist das? Du denkst doch wohl nicht mehr an diesen August, wie? Was ist der denn? Nichts ist der! Hat nichts, vertut alles, ein Windbeutel ist er!“

Sefa war tief getroffen. Die Scheiben sausten nur so vom Brot und fielen aufeinander.

„Sefa, nun bitte ich dich doch, sei vernünftig und nimm den Husing mit seinem netten Werk! Nimm doch bloß nicht den August! Mit dem kannst du was erleben, das sage ich dir!“

Mittlerweile hörten sie, daß die Leute vom Feld heimgekommen waren. Sefa ging ohne ein Wort zu erwidern hinaus und rief sie zum Essen. —

Am Abend stand Sefa grübelnd am Fenster. Sie war so tief betrübt, und draußen flüsterte der Nachtwind spöttisch im Eichenlaub. Selbst die Sterne blinzelten schadenfroh vom hohen Himmel herab.

Niemand und nichts war ihr gut gesinnt. Ganz verlassen war sie. Ihre Schürze hob sie vor's Gesicht und weinte. Sie mußte immer an August denken, und der sollte nichts taugen. Wollte er sie denn überhaupt noch?

Sie war ja auf dem Tanzboden vor ihm wegelaufen.

Nachdem sie sich ausgeweint hatte, kam sie in Gedanken auf das Erlebnis vom vergangenen Nachmittag, auf diesen spierigen, stotternden Husing. Da überfiel sie eine tolle Entrüstung. Mit dem sollte sie sich durchs Leben plagen? Wie konnte man ihr so etwas zumuten?

Sie drückte vor Empörung die Fäuste vor die Brust. Der mochte dreimal ein eigenes Werk haben, die Knochen, die er hatte, langten nicht hin, um die Arbeit zu tun. Die sollte sie für ihn verschleifen! Nur das war's, nur darum wollte er sie freien! Laut schimpfte sie: „So einen Knüppel mir ans Bein hängen? — Ich wollte ihm anders was! Ich hänge ihn eher am Hosenträger auf'n Nagel!“

Damit hatte sie ihrem Zorn Luft gemacht. Als sie im Bett lag, fiel ihr ein, daß der Hund wieder nicht, wie seit vielen Abenden nicht, gebellt hatte. Mit August war sie nun ganz auseinander gekommen. Sie fühlte sich ganz verlassen.

+

Auf dem Gerdinghofe war das Heu eingefahren. Die Pferde standen abgeschirrt im Stall und knubberten an ihrem Hafer. Das klang so ruhevoll, so gemütlich, aber August, der in der Einfahrt auf dem Prellstein saß, war es keineswegs gemütlich zu Sinn.

Die Abendsonne färbte sein Gesicht noch röter, als es schon war. Er hatte von Bernd Husings Freierei gehört und war zornig. Die Leute lachten, wenn sie sich den mickrigen Husing und die handfeste Sefa als ein Paar vorstellten. Aber man konnte es ja nicht wissen. Kein Pott ist so schief, es paßt 'n Deckel drauf, sagten sie nach alter Weise.

August aber wütete in sich hinein über das verdammte Herumsitzen und nichts tun können. Was sollte er denn unternehmen? Sefa war sein Mädchen! Was dieser Quack von Husing sich wohl einbildete!

Plötzlich dachte er an den Krieg zurück, wie die Soldaten, viele wenigstens, mit den Mädchen leichtfertig herumgefreit hatten. So eine billige Sefa wollte er nicht, — nein!

Seine Zigarette verglühte schnell, er trat die Kippe aus und begann zu wandern. Damals, als die Geschütze donnerten, als die Kugel auf jeden zielte, da war er nicht so unruhig gewesen wie jetzt. Nun mußte er durch den stillen, warmen Sommerabend einsam gehen, das Herz und den Kopf voller



Unrast und Sehnsucht. Er ging und ging und stand wie von ungefähr an Osterlings Gartenpforte.

Sefa war nach dem Abendbrot noch in den Garten gegangen, um ein Blumenbüschel für ihre Vase zu pflücken. Dabei dachte sie an August, wenn sie sich auch bemühte, nicht an ihn zu denken. Immer beschäftigte sie der Gedanke, ob es richtig sein könne, was ihre Frau über ihn gesagt hatte. Wenn das wahr wäre, dann könnte sie ihn ja nicht heiraten. Aber, ohne August durchs Leben gehen? — Dann stand ihr eine schreckliche Zukunft bevor. Die Blumen in der Hand, wanderte sie gedankenvoll den Gartenweg entlang. Sie blickte betrübt über die Pforte auf den Weg, der an der Hecke vorbeiführte. Ihr Herz begann heftig zu pochen.

„Guten Abend, Sefa!“ klang es freudig an ihr Ohr, und Sefa wurde so froh und glücklich. Wer hatte sie zusammen geführt? War das nicht ein gutes Zeichen von oben?

„Guten Abend, August! Auch mal hier in der Nachbarschaft?“, tat sie gelassen und war doch so tief erregt von der Überraschung.

Er preßte ihre Hand, sah ihr in die Augen. Sie wurde rot und blickte vor sich nieder. Es zog sie gewaltsam zu ihm hin. Aber mit Bedenken und starkem Willen nahm sie ihre Hand zurück.

August verstand das nicht. Freute sie sich denn gar nicht, daß sie sich getroffen hatten? Plötzlich fiel ihm ein: wollte sie am Ende doch diesen blöden Kerl mit seinem Hof heiraten?

Da warf er die Zigarette weg und drängte sich nah zu ihr. Die Pforte war noch zwischen ihnen. Das zwang ihn zur Mäßigung, und sie war sich vor ihm sicherer. Er ergriff von neuem ihre Hand und beugte sich ganz nahe zu ihrem Gesicht. Sie blieb hochauferichtet stehen und hielt die Augen zur Seite gerichtet. Schwer atmend betrachtete er sie. Er schüttelte sie: „Sefa, was hast du?“ flüsterte er heiser.

Aber Sefa starrte ratlos in die Hecke, voll Furcht vor seiner Kraft, die sie zu überwältigen drohte.

August stieg das Blut zu Kopf, aber er wagte es nicht, sie jetzt zu fragen, ob sie ihn heiraten wolle. Wenn sie nein sagen würde? Das war sein Untergang. Voll Zorn und Enttäuschung ließ er sie los und machte ein paar Schritte, als ob er fortgehen wollte. Wenn es ihr auch noch so weh tat, sie rührte sich nicht.

„Na, — dann gute Nacht“, sagte er zornig und dann ging er wirklich.

Mit zugeschnürter Kehle flüsterte sie: „Gute Nacht!“

Krank vor Verwirrung und Qual saß sie hernach in ihrer Kammer. Die Blumen kamen nicht in die Vase, sie welkten auf der Kommode liegend. Das war also ihre letzte Begegnung gewesen.

August schritt wütend der Dorfstraße zu, geradewegs ins Wirtshaus. Hier warf er sich an einen Tisch, an dem einige Kameraden saßen. Er atmete, als wäre er stundenlang hastig gelaufen, so daß die jungen Leute verwunderte Augen machten. Er bestellte eine große Lage, ein Bier und einen Schnaps, und trank alles schnell wie ein Verdurstender.

Sie fragten ihn, was ihm denn begegnet sei. Er schwieg, bestellte eine neue Lage und so trank er fort und fort, bis sein Bewußtsein in vage Vorstellungen überging. Mochten sie doch wieder mobilmachen! Seinetwegen! Er würde nun ja sowieso wieder in die Welt hinauslaufen. Sie jagte ihn ja weg — sie — mit ihrem Doofmann. Er knallte die Faust auf den Tisch: „Verdammt noch mal — dann wird da noch was passieren!“

Die da saßen, spotteten: „Herrjeh noch mal! Du bist wohl ganz durcheinander!“

Ungestört phantasierte er weiter. Er sah es plötzlich wieder, daß die Sefa mit dem Husing tanzte. Da sprang er auf, schrie wütend und mit der Faust drohend: „Nein!“

Sie packten ihn bei den fuchtelnden Armen und drückten ihn wieder auf seinen Sitz. Dann fragte einer: „Sag mal, August, ist dir was mit der Sefa von der Pfanne gebrannt?“

Zornig knurrend schaute er auf seine Fäuste. Wollten sie ihm was wie? Als einer unvorsichtig fragte: „Will Sefa dir untreu werden?“, war es, als wenn bei einem Dambruch das Wasser sich frei macht. Seine entfesselten Kräfte entluden sich über die Kameraden. Es trommelte Kopf- und Nackenschläge, und die Überfallenen wichen zurück. Auf diesen Ausbruch von Wut waren sie nicht vorbereitet gewesen. Zu einer richtigen Prügelei gehören ja zwei erboste Parteien. Sie warnten ihn aber, als er seine Wildheit erschöpft hatte und still wie ein geprügelter Hund am Tische saß. „Benimm dich — du — Fäuste haben wir auch.“

+



Maitag am Teiche im Museumsdorf

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Nicht lange nach diesem Vorfall redete das ganze Dorf über den malle August. Er hatte sich ein Motorrad gekauft und schwirrte auf allen Kirmessen, Schützen- und Sportfesten herum.

Gerding stellte ihn eines Morgens zur Rede: „Ein bischen sachter ginge das ja wohl an mit dir, nicht? Was hör ich alles von dir!“

Gelassen brummte August, die Zigarette blieb zwischen den Lippen: „Mach ich meine Arbeit icht gut?“ und schüttete die volle Futterwanne in die Pferdekrippe aus.

Gerding beobachtete den kräftigen und gewandten Burschen. Arbeiten — ja, arbeiten konnte er für zwei. Darüber wollte der Bauer kein Wort verlieren. Aber da war doch all das andere: „Sag mal, August, was willst du mit dem teuren Motorrad?“

Keine Antwort.

„Warum bekommst du überall Krach?“
Kein Laut.

„Und diese Zigarette! Behältst du die des nachts auch im Mund? Steck uns nur das Haus nicht an!“

Da grinste August, zog den Mund schief und näselte neben dem Glimmstengel her: „Häuser steck ich nun nicht mehr an. Das ist ja nun aus, das Schießen und Brandlegen. Meine Haubitze ist irgendwo in Frankreich hintergeblieben!“

Darauf schwieg Gerding und ging kopfschüttelnd über die Diele in die Küche.

„Hast du's ihm gesagt?“ fragte seine Frau. „Gesagt — ja, aber der muß noch mal gehörig anecken, eher kommt der nicht zur Vernunft.“ — —

Bei Osterlings redeten sie auch eines Abends beim Essen über August. Der war doch nun ein Windjuchheh sondergleichen! In den war wahrhaftig der böse Geist gefahren! Ganz recht, der Teufel hatte ihn beim Kragen! Motorrad kaputt jagen! Prügelei — Polizei!

Sefa hörte nur verächtliche Worte und schwieg bedrückt. Ihr Herz war ohnehin so schwer. Sie konnte des nachts nicht schlafen, das Essen und Trinken schmeckte nicht mehr.

Sie und das Kleinmädchen räumten noch die Küche auf, da kam Frau Osterling zurück. Sefa sollte ihre Meinung über diesen Taugenichts extra hören. Sie hatte die beiden neulich an der Gartenpforte gesehen und begann ohne weiteres. „Was da eben über diesen August gesagt wurde, ist das denn nicht wirklich zu arg? Das muß ich

ja sagen, so einen, der ja schon bald ein Verbrecher ist, so einen wird doch wohl kein ordentliches Mädchen mehr heiraten!“

Da ging Sefa schweigend aus der Küche, das Kleinmädchen warf ihr fragende Blicke nach, und Frau Osterling war zufrieden. So, das mußte ihr doch mal gesagt werden.

Nachher, in der Kammer, preßte das gequälte Mädchen die Hände vor's Gesicht. Dann wischte sie mit der Hand die Tränen aus den Augen, die matt und freudlos blickten. Sie selbst war schuld daran, daß August aus Rand und Band geraten war. Aber wie sollte sie ihn nun aufhalten? — Was sollte — was konnte sie machen? — Sie konnte nicht zu ihm gehen — nein — das konnte sie nicht. — Sie schluchzte. Wenn August sie so gesehen hätte, aber er sah sie ja nicht. Fort möchte sie, fort aus dieser Bedrängnis und bösen Nachrede.

Sefa stieß das Fenster auf. Die dunklen Eichenwipfel lispelten und wußten keinen Rat, der Mondnachen fuhr droben auf weißen Wölkchen und nahm sie nicht mit.

Plötzlich wünschte sie heftig, daß August käme, ob das nun gut sei oder schlimm. Sie mußte mit ihm sprechen; so, wie es jetzt geworden war, konnte es zwischen ihnen nicht bleiben. Sie kannte ihn doch, er war gar nicht schlecht. Plötzlich fuhr es ihr durch den Sinn. War er das wirklich nicht — war er gut? Wie, wenn die anderen recht hätten! Sie war völlig verwirrt und schloß das Fenster. Dann sprach sie das Nachtgebet. Dabei wurde es ihr klar, daß nur noch der Himmel helfen könne.

Folgenden Tages ging sie in der Mittagsstunde, als alle Leute schliefen, über die sonnenheiße Dorfstraße zur Kirche, die seit alten Zeiten mitten im Dorfe unter hohen Linden stand. Im dämmerigen Turm nahm sie gegen einige Groschen eine Kerze vom Stapel und ging zum Bildnis der „Immerwährenden Hilfe.“ Sie steckte die brennende Leuchte in den Ständer und faltete die Hände. Mild und freundlich blickte die Mutter der Gnaden die Betende an. Nickte sie, oder kam es Sefa nur so vor wegen der Tränen, die ihr in die Augen stiegen?

+

Der Dorfwirt vergrößerte seinen Tanzraum, und jetzt, nach der Ernte, war er fertig. Der alte Friederk und der noch ältere Hinnerk spazierten am neuen Saal vorbei und blieben stehen. Von außen sah er adrett aus. Tür und Fenster waren hell gestrichen, im Innern hingen Kränze und bunte Wimpel aufgereiht.

Die Einladung zum Erntetanz konnte also wohl verlocken. Aber Friederik meinte: „Man sollte es nicht für möglich halten, sowas! Zwei solche Kriege, wie wir sie beleben mußten, und die Menschheit ist noch nicht zahm!“

„Ja, das sollte man nicht“, meinte Hinnerk auch. „Kommen nach Hause, die Soldaten — 'n paar — die andern liegen irgendwo begraben — kommen in Uniformen — sehen darin aus wie die Schojer — und knapp sind sie wieder sattgeworden, da sticht sie schon der Hafer — da geht die Ballerei los.“

Friederik war nachdenklich geworden und philosophierte: „Tja — was soll 'm der schließlich zu sagen? Sind junge Leute — wollen was vom Leben haben — endlich mal.“

Aber Hinnerk drauf: „Nicht mal Pastor kann dagegen an. Sie rennen einfach los — diese Windbüxen! — Landen noch im Graben, sollst'e sehn. — Wenn nicht noch Schlimmeres passiert.“

Friederik machte „hm, ja“, und dann wandelten sie hinfort. — —

Das gesamte Jungvolk freute sich auf das Erntefest. Auf dem Esche war der Peterbult, die letzte geschmückte Garbe, bereits umtanzt worden. In der Kirche hatten sich bunte Früchte des Herbstes als Dankgabe gehäuft.

Die Heinis und Gerds, und wie sie auch hießen, hatten ihre Mädchen schon eingeladen. Däftig wollten sie feiern, sie wollten das Ding mal „fitern und fegen“! Wer dachte schon daran, daß es auch Bedenkliche geben könnte!

August stand in seiner Kammer über den Pferdeställen und prüfte seinen Sonntagsanzug, den er an diesem Feierabend vom Schneider geholt hatte. Nirgends mehr Blutflecken, stellte er fest. Er hing ihn in das einfache Spind und setzte sich an seinen junggesellenhaft mit Zigarettenschachteln, Schuhwichse, Bürste und Wecker beladenen Tisch. Den Kopf in die Hand gestützt, dachte er angestrengt nach.

Plötzlich schob er den runden Strohhut, mit Zwillingsähren umsteckt, in den Nacken und kratzte sich hinter dem Ohr. Donner ja — diese dumme Messerstecherei! Er hatte sich verdammt schlecht aufgeführt. Jawohl — das hatte er. — Aber brauchte sich Sefa dann so zu benehmen — so kalt wie 'ne Hundeschнауze?

Er hatte sich zur Strafe gar nicht wieder um sie gekümmert. Er war doch kein

Schmachtlappen! Aber nun — nu kam ja dieser Ernteball! Was tun? — Gar nicht hingehen, das wäre das Richtige. Sollte sie Walzer tanzen, mit wem sie wollte! — Nein — verflixt — mit diesem Hering von Kerl sollte sie nicht feiern! Er mußte hin, mochte passieren, was da wollte! —

Frau Osterling hatte für Sefa einen hellen, geblühten Kleiderstoff gegen ein Stück Speck beim Kaufmann in der Stadt eingetauscht. Das Gewand war fertig. Sefa stand in der Alltagsstube vorm Spiegel. Ihre Frau bewunderte sie: „Das Kleid steht dir ganz ungemein gut. Damit bist du die Feinste auf dem ganzen Ball, sollst'e sehn, Sefa.“

Diese beschaute sich im Spiegel und rieb sich die Wangen. Bin sehr blaß, dachte sie.

Frau Osterling aber fuhr fort: „Bernd Husing wird sich gewaltig freuen, wenn er dich in diesem Kleid antrifft.“

Da fuhr sie herum und blickte ihre Herrin großäugig an. Hatte die denn gar keinen Verstand? War das Heiraten für die denn nur ein Rechenexempel? Sie streifte das Kleid behende ab und sagte beim Hinausgehen: „Ich weiß noch nicht, ob ich überhaupt zu dem Ball hingeh!“

Sie wußte es in den nächsten Tagen wirklich nicht. Vorsichtige Überlegung sagte ihr: Geh lieber nicht hin. Die Liebessehnsucht aber quälte sie so, daß sie schließlich genau wußte, sie würde doch hingehn.

+

Der Festtag war gekommen. Die Kerze vor dem Muttergottesbild war längst abgebrannt. Sefa hatte dort eine neue angezündet, und jetzt würde es darauf ankommen, daß sie erfahren würde, was sie tun sollte. Natürlich ging sie zum Ball, sie mußte August wiedersehen.

Auf allen Wegen, die zum Dorfe führten, wanderten junge Burschen und Mädchen dem neuen Saale zu, gezeichnet von den Spuren harter Arbeit.

Hier lagen noch verlorene Strohhalme, dort verblichene Tupfen Heu, wie sie vom Wagen gestreift werden und an Büschen hängenbleiben. Die Wälder wurden schon herbstlich bunt. Der Wind schlief seit Tagen, und in der stillen Luft unterm blassen Himmel tummelten sich Vogelschare zum Abschied.

Sefa ging mit ihrer Freundin Fina und war so schweigsam, daß Fina sie neugierig von der Seite betrachtete. Sie war ja mager geworden, spitz um die Nase, hatte Ringe unter den Augen. Was war mit ihr?



Zum Untergang verurteilt: Baumblüte an unseren heimischen Landstraßen. Mehr noch als im Kreise Cloppenburg gaben in den vergangenen Jahrzehnten dichte Obstbaumalleen im Kreise Vechta den Straßen seit ihrer ersten Anlage das besondere Gepräge, vorzüglich im Gebiet um Damme sowie in der Gegend von Langförden, Lutten und Goldenstedt. Fast jeder Frühling verwandelte diese Alleen in wahre Blütenmeere, und im Herbst lockten dann goldrote Äpfel im dunkelgrünen Laube. Nun sind die Obstbaumalleen zum Untergang verurteilt mit Rücksicht auf den modernen Autoverkehr. Sehr wirtschaftlich waren sie ohnehin nie. Viele sind bereits verschwunden, andere folgen rasch. Damit sind die Blütenträume auf unseren heimischen Landstraßen endgültig ausgeträumt . . .

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Sefa hatte manche Stunde sehnsüchtig vergrübelt, aber nun war sie voll Unruhe. Wie würde es ihr jetzt ergehen?

Als sie in den Saal kamen, war er schon halb gefüllt. Finas Freund und Bernd Husing erhoben sich weit hinten und kamen heran, um sie an ihren Tisch zu holen.

Fina hatte das so eingefädelt. Sie gehörte auch zu den Verständigen in Sachen Heirat und wünschte der Freundin das Beste.

Sefa stutzte und war sehr ärgerlich. „Nun komm doch“, forderte Fina und zog sie mit unter den tannenduftigen Kränzen und bunten Wimpeln her.

Voll innerem Widerstreben setzte sich Sefa neben Bernd Husing. Das hatte ihr gerade noch gefehlt! Tief verstimmt, schon fast zornig über dieses Mißgeschick, überlegte sie, was sie machen könne, um einen andern Platz zu finden.

Dort kamen Bekannte genug zur Tür herein und — August! Sie sprang auf wie bei einem Schreckschuß! August hatte sie sofort erspäht — nun kam er mit steiler Entschlossenheit auf sie zu. Ihre Hände blieben fest verschlungen, ihre Blicke blieben ineinander haften, sie waren für Augenblicke allein. Dann setzte sich Sefa wieder August blieb an ihrer Seite.

Bernd Husing hatte Bier für Sefa und sich bringen lassen. Sefa beachtete es nicht, sie sprach mit August. Fina bemerkte es und nickte Husing aufmunternd zu, und zu Sefa rief sie über den Tisch hin: „Du da, trink auch dein Bier mal an!“

Husing stieß mit seinem an seiner Partnerinn Glas: „Prost, Sefa!“

Aber die tat, als hörte sie nichts. Sie sprach mit August. Dann standen zwei Gläser da, von August ausgegeben: „Prost, Sefa.“

Beide hoben ihre Gläser und tranken. Da wurde es still in der Tischrunde. Die andern stießen sich an und behielten Sefa mit ihrem Freier im Auge. Fina starrte warnend zu ihrer Freundin hinüber.

Husing saß verdattert hinter seinen Biergläsern. Es war am besten, sich nichts von Verdruß merken zu lassen. Es würde sich schon finden mit ihm und Sefa. Er hatte als Freier ja die besseren Aussichten, er mit seinem eigenen Hof. Das hatten sie ihm ja alle gesagt. So beruhigte er sich. Als bald darauf die Musik plötzlich zu fideln, pfeifen und bummsen loslegte, faßte er Sefa am Arm. Das hieß soviel wie „Woll'n wir mal?“

Sefa, die fühlte, daß sie und August aufgefallen waren, ging mit ihm zur Tanzfläche. Das ist dir auch'n Vergnügen, dachte sie bei der Hopserei mit Husing. Wie'n kopfloser Hahn fegte der herum.

Aber nachher mit August. Wie sie sich selig drehten, das war ein Walzer! Sie waren ein stattliches Paar. Nun wollten viele mit der plötzlich wieder lebhaft und lustig gewordenen Sefa tanzen. Sie war so glücklich, so übermütig, als hätte sie niemals Kummer gekannt.

August ging jedesmal, wenn er nicht mit Sefa tanzen konnte, zur Theke. Er kam bei kleinem in gehobene Stimmung, das hieß nicht nur froh und angeregt, sondern auch zu allem fähig.

Die Musiker waren Dorfgenosser von ihm, die sonntags und feiertags mit ihren Instrumenten rings in den Ortschaften zum Tanz aufspielten. August bestellte eine Runde für sie. „Spielt mir'n Walzer — heda, ihr! Ich will jetzt mit Sefa tanzen, daß die Heide wackelt!“

Fidel und Saxophon legten los, die Teufelsgeige bumste und klirrte...

August wandte sich nach Sefa um. Eben wurde sie von Husing fortgeführt. Sie schaute sich nach ihm um. Warum ging er immer an die Theke und kam dann zu spät?

Als er die beiden hopsen sah, fing es gefährlich in ihm zu gären an. Allmählich löschte die Hitze, die er an der Theke gekauft hatte, seine bessere Natur aus. Er bedachte nicht mehr, daß er selbst zu langsam gewesen war, und daß Sefa ja gar nicht wußte, daß er diesen Tanz für sie und sich bezahlt hatte.

Er lärmte wütend: „Muß sie mit dem da

tanzen? Bin ich ihr nicht gut genug? Das will ich nun gleich mal wissen!“

Er wollte auf die beiden zu, wurde aber durch die Paare abgedrängt, die dicht an dicht sich drehten und stießen. Er lief schimpfend zur Tür. Dort drehte er sich aber wieder um und suchte Sefa. Die blickte ihm unruhig nach.

Plötzlich holte er tief Atem und ballte die Fäuste. Er ging stramm aufgerichtet an seinen Platz, als hätte er nichts getrunken...

Mit wilder Miene saß er da, als Sefa am Arm von Husing nach dem Tanz herankam: „Schluß — du Affe! Nun wirst du fertig gemacht“, schimpfte er aufspringend, ergriff Sefas Arm und riß sie zu sich heran: „Komm her, Sefa, wir gehen spazieren!“

Viele hörten die forsche Stimme. Die Paare lösten sich von einander, und im Nu waren August und Sefa wie in einem Boxerring. Rundum gespannte Zuschauer.

Husing hielt Sefa noch am andern Arm fest. Da setzte ihm August die Faust vor die Brust, daß er taumelte. „Komm her, Sefa“, wiederholte er laut und derb.

Nun brach ein so tolles, höhnisches Gelächter aus, daß Sefa förmlich erschrak und ratlos und verschüchtert stehen blieb. August sah aus, wie vom bösen Geist besessen. „Willst du nun mitkommen?“ fragte er wild und barsch.

Da blieb sie vor Furcht stumm, und sie rührte sich, unsicher geworden, nicht vom Fleck. Es mischten sich Spötter ein: „Halt dich fest, Sefa! Der wilde Jäger nimmt dich beim Kragen!“

August ballte die Fäuste zu einer gewaltigen Rauferei.

„August“, bettelte Sefa nun mit vorgestreckten Händen.

Das besänftigte ihn sofort, er sah schnell ein: Hier die Kerle verhauen, vor Sefa — nein — aber weg soll sie hier, und er faßte Sefa wieder beim Arm. „Komm — nun gehst du mit!“

Aber Sefa sagte leise: „August, laß mich.“

Da ließ er sie heftig fahren und verließ schnellen Schrittes den Saal.

*

Dem abgewiesenen Liebhaber folgte ein Lachsturm. Man rief durcheinander: „Nun hat Bernd gewonnenes Spiel! — Prost,

WARUM

Warum nur ging der Mond
so leise?

Warum auch war voll Duft
die Nacht?

Warum wohl mußte
einer kommen?

Warum so leise, still —
und sacht?

aus Hermann Thole: Im Reigen
des endlosen Liedes

Bernd!" — „Nun ist er der Sieger, hallo, Bernd!" — „Kerl, nun aber ran, prost!" — „Sefa, das war das einzig Richtige! — Weg mit dem gefährlichen Muskelprotz!" — „Muskelprotz? — Wo hast du das her?" — Und einer betonte: „Sefa, bei Bernd kriegst du's gut. — Der tut dir nichts!"

In das Gelächter, das hierauf ausbrach, rief Sefa zornig: „Komm her, wenn du einen auf dein freches Maul haben willst!"

Die sollten sie auch noch aufziehen! Sie wollte fort, einfach nichts als nach Hause. Wäre sie doch bloß weggeblieben!

In diesem Augenblick setzte die Musik von neuem ein. Jemand faßte sie unter den Arm, und schon war sie am Tanzen, ehe sich Husing ihrer annehmen konnte. „Du mußt schneller zupacken! Du bedenkst dich zu lange, Bernd", rief einer ihm zu. „Du mußt sie einfach beim Schlafittchen nehmen!"

Husing blinzelte stur auf die wirbelnden Leute. Er war schon ein bißchen über normal, war das Trinken auch ja nicht gewohnt.

Sefa kam nach dem Tanz nicht wieder an ihren Tisch. Fina schaute sich um und sah sie bei einem Bekannten aus ihrem Dorfe stehn.

Im gleichen Augenblick kam einer in den Saal gelaufen und schrie überlaut: „Es brennt!"

Brand! — Um's Himmels willen, wo brennt's? Die Aufregung fegte den Trubel in die Nacht hinaus. Alles rannte und keuchte. Osterlings brannten. Der Feuerchein rötete die Eichenstämme beim Hause. Die Brandglocke läutete. Männer kamen mit Eimern, Leitern und Brandhaken gerannt.

Sefa kam ganz erschöpft beim Hause an. Da brannte ja der große Strohhafen, der noch vom Dreschen vor dem Hause lag.

Osterling riß schon das Stroh mit einer Forke vom Hause ab, und viele Eimer gingen von Hand zu Hand und löschten den Brand.

Da ging Sefa beruhigt, aber noch völlig matt vom Schreck und vom Laufen in ihre Kammer. Das Fenster hatte sie beim Fortgehen offen gelassen. Sie hörte, daß sich da irgendwo etwas regte, und tat einen Schrei.

August stand vor ihr: „Mädchen, sei still, sie hören uns ja!"

Er faßte ihre beiden Hände, und sie stand groß vor ihm. Seine Augen konnte sie in der grauen Nacht nicht sehen, aber sein Atem ging so schwer. Er war erregt.

Sie flüsterte: „Wie kommst du hierher?"
„Zu Fuß."

„Warum liefst du weg? Ich konnte doch nicht mit dir gehn. Du machtest ja ein Theater vor allen Leuten!"

„Ich war wütend. Ich hatte den Walzer für uns beide bestellt, und du gingst mit diesem..."

„Konnte ich das wissen? — Warum bist du denn nu hier? Du konntest doch gar nicht erwarten, daß ich so bald nach Hause kommen würde."

„Da habe ich nun ja für gesorgt."

„Was sagst du da? August! Was hast du getan?"

„Das da!"

Sie begann zu schlucken. Er war also zu allem fähig. Auch dazu, daß er sie reuelos und kurz entschlossen umarmte. Sie weinte plötzlich laut.

Er schüttelte sie zärtlich: „Weine nicht, Sefa, sie hören uns gleich. Sie haben den Brand ja schon ausgemacht."

Sie sagte heiser: „Du bist ja ein Brandstifter."

„Bin ich. — Aber daß ich einer bin, das hast du verschuldet. Was hast du mit diesem Jackhals? — Warum bist du zu mir so — so gewesen?"

Nun war seine Stimme traurig und bewirkte, daß ihr Widerstreben zu Ende ging. Sie hatte seine schlimmen Streiche verschuldet, sie hatte es ja immer gewußt. Und so sagte sie schlicht: „Von mir aus soll nun alles gut werden, wenn du mir versprichst, immer ordentlich zu sein."

„Sefa!" Mehr brachte er nicht heraus.

Sie standen fest umschlungen eine Zeitlang da. So also mußte sie seine Braut wer-

den, wie durch einen Gang durchs Feuer, dachte August. Er wäre wahrhaftig imstande gewesen, das ganze Haus anzustecken, um Sefa vom Tanzboden zu bekommen.

Sefa sagte schließlich: „Du hast meinen Osterlings ja Schaden zugefügt. Den mußt du wieder gutmachen!“

Er antwortete nicht. Sefas Worte und ihr Wesen und seine Liebe zu ihr lösten eine merkwürdige Wandlung in seiner verwahrlosten Seele aus. Die Gesetze der Heimat tauchten wieder in seinem Bewußtsein auf.

„Du — ich weiß, was ich tue: Ich bezahle das Stroh anonym. Ich tu die Scheine in einen Brief.“

Sefa streichelte seine Wangen ganz beglückt von seiner Einsicht. Nach einigem Kampf mit sich selber sagte sie: „Nun mußt du gehn!“

Als er sie nur noch fester umschlungen hielt, fügte sie ernst hinzu: „August, geh nun. Du darfst auch nicht in meine Kammer kommen. — Das gehört sich nicht!“

Langsam ließ er Sefa loß und hielt noch zum Abschied ihre Hand. Sie sagte: „Sie können jetzt alle wissen, daß wir zusammen-

halten. Aber du darfst nicht mehr herum-schwirren und dein Geld vertun.“

Die Mahnung fiel in sein williges Herz. Der Krieg und alles, was er da so gesehen und erlebt hatte, war nun endgültig für ihn aus. Man durfte keine Häuser oder Strohhäufen anstecken. Wenn man weiterkommen wollte, durfte man sein Geld nicht verstreuen. Das ging ihm alles flüchtig durch den Sinn.

„Dann also, gute Nacht, Sefa, wir wollen uns bald wiedersehen!“ Damit sprang er aus dem Fenster.

Nur einfach in eine Mädchenkammer steigen, das durfte er auch nicht wieder tun, das wollte Sefa ja auch nicht. Schnell war er im Dunkel verschwunden...

Sefa blieb am Fenster stehn, erregt von diesem unverhofften Erlebnis. Der Mond war aufgegangen und schien mild zu ihr hernieder. Als sie ruhiger wurde, kam ihr die Überlegung zurück. So heiratete sie nun doch diesen August. Aber sie spürte voller Zuversicht, daß die himmlische Mutter sie richtig geführt hatte.

Elisabeth Reinke

Deutsche Meisterschaften 1962

Eine Spitzenveranstaltung des deutschen Reitsports zum ersten Male in Vechta

Das Vechtaer Reiterwaldstadion, dessen Anlage anerkanntermaßen ihresgleichen im ganzen Bundesgebiet sucht, hat durch die erfolgreichen Veranstaltungen der „Vereinigung für Pferdeleistungswesen im Kreise Vechta“ immer mehr an Bedeutung gewonnen.

Vor allem die bestens gelungene Durchführung der anspruchsvollen Olympiade-Vorbereitungsprüfungen in der Military (1959) zeitigte in dieser Hinsicht sehr nachhaltige Wirkungen. Höchste Stellen waren aufmerksam geworden auf jene Veranstalter in Vechta, die bewiesen hatten, daß sie hier Großturniere mit bewundernswerter Präzision und Organisationskunst durchzuführen vermochten. So beschloß der „Hauptverband für Zucht und Prüfung deutscher Pferde“ im vergangenen Jahr (1961), die Deutschen Meisterschaften der Springreiterinnen und der Junioren im Springreiten, sowie die Dressurmeisterschaften der Junioren für 1962 nach Vechta zu vergeben.

Dieses erste Meisterschaftsturnier in Vechta stand — wie die kurz voraufgelaufene Jubiläumsveranstaltung in Cloppenburg — unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten. Aus allen Teilen des Bundesgebietes waren Besucher und Reiter nach Vechta gekommen. Viele hatten den Namen der Stadt vorher nie gehört oder kannten ihn kaum. Noch weniger erwarteten sie einen so schönen und großzügigen Turnierplatz. Wer hätte überhaupt früher gehahnt, daß die Durchführung von Deutschen Meisterschaften im Reitsport einer so kleinen Stadt übertragen würde?

Bis zum Termin der großen Veranstaltung konnte auch das neue Gebäude der Reit- und Fahrschule fertiggestellt werden. Außerdem wurde das Programm möglichst attraktiv und vielgestaltig aufgezogen. Verschiedene originelle Einfälle, wie u. a. ein „Römisches Kampfwagenrennen“, mit 4 Pferden breitgespannt vor zweirädrigen Karren stehend zu fahren, erschienen erstmalig auf





Jan Nordendoorp überreicht Romy Röhr den Meisterkranz

Aufn. Zurborg-Vechta



Schimmelvierergespann im Römischen Wagenrennen bei der Deutschen Meisterschaft 1962 im Reiterwaldstadion zu Vechta.

Aufn. Zurborg-Vechta



Die gemeinsamen Sieger im „Großen Preis von Oldenburg“ (1962) beim S-Springen: Helga Köhler und Alwin Schockemöhle reiten ein zur Siegerehrung. Aufn. Zurborg-Vechta

dem Programm und könnten für manche Turniere in ganz Deutschland gewissermaßen wegweisend sein.

Die neue Konkurrenz wurde „zum ersten Male seit 2000 Jahren wieder in Vechta ausgetragen“, wie der Sprecher am Mikrophon humorvoll ankündigte. Sieben Gespanne stellten sich dem Starter. Die bunten Wagen, die Fahrer in historischen Kostümen boten ein erregendes Bild, als sie die Bahn im Renntempo nahmen. Die begeisterten Zuschauer spendeten brausenden Beifall.

Es ist hier nicht möglich, im einzelnen auf die Vorbereitungsarbeiten, Gestaltung und den Ablauf des Turniers einzugehen. Aber im Heimatkalender muß doch festgehalten werden, welche blühende Entfaltung der Pferdesport hierzulande genommen hat. Selbst die kühnsten Optimisten haben eine solche Entwicklung nicht zu hoffen gewagt, geschweige denn für möglich gehalten. Die bekanntesten Teilnehmerinnen der Deutschen Meisterschaften der Springreiterinnen waren

am Start, unter ihnen: Renate Freitag und Helga Köhler aus Verden, ferner die Vizemeisterin des Vorjahres Ute Richter, die in Vechta die bronzene Medaille erringen konnte, außerdem die „schnelle Anna“ Clement aus Holstein, die diesjährige Vizemeisterin, sowie schließlich Romi Röhr, die auf einem Oldenburger Pferd Deutsche Meisterin wurde und neben dem Siegerkranz dafür die goldene Medaille in Empfang nahm. Auch die vorerst noch unbekanntenen Junioren, die einmal Deutsche Meister werden wollen, vollbrachten außergewöhnliche Leistungen. Der 14jährige Jochen Fritz aus Hamburg wurde Juniorenmeister. Hans-Dieter Wolf aus Freckenhorst wurde Deutscher Meister der Junioren in der Dressur. Beide erhielten dafür den Siegerkranz und die goldene Medaille.

Nicht zuletzt verdienen die Teilnehmer aus den ländlichen Vereinen erwähnt zu werden, die neben ihren gewohnten Einzel- und Mannschaftsprüfungen Hervorragendes

Dei Deern ut dei Stadt

Eilert Meyer wör'n Buurnjung. Hei wör nu eis den ganzen Dag in dei Stadt wäsen. „Föhr man wedder nao Huus!“ dachde Eilert. „Is doch allns nicks för di. Wat hest hier noch tou seuken!“ Düster wör dat uck al.

As hei in sienen Bus stiegen wull, stünn unner dei Lanteern eine junge Deern un keek üm an. Nüms wör bi ehr. Eilert vergeet sienen Bus, nöhm sick'n Hart un günk up ehr tau. Dei Deern lachde üm so vergneugt an, as wenn sei al lang up üm luurt harr.

Nao'n lütke Tied wüß Eilert, dat sei Lisao Hölterling heet und achtein Jaohr old wör.

„Un du?“ frög sei.

„Eilert Meyer!“ sä hei.

„Och, vertell doch noch'n bäten van di! Büst du nich ein Buurnjung?“

„Ick? Nee! Worüm? Ick waohn doch in dei — in dei — in dei Achternstraote!“ sä Eilert und kreeg'n roden Kopp.

„Wat hest denn för Arbeit?“ frög Lisao.

„Ick? Jo, ick bün bi dei Baohn!“

„So?“ sä Lisao un möök'n spitzen Mund. „Mien Vaoder is Tierarzt!“

Eilert bleew de Luft weg: „Du, dat kann wäsen, dat ick bold Inspektor bün, dat kannst du mi glöwen!“

„Hebbt ji dor denn ok wat mit Keih un Ossen tou daun? Du rükst so — so nao Keih!“

Eilert bruused up: „Nu segg maol, wat hebb ick denn mit so'n Veihtügg tou daun?“

Lisao keek üm van dei Siet an: „Kunn doch wäsen, als Veih-Transport-Inspektor!“

Nu wör Eilert al rein kribbelig. Wat harr dei Deern doch för'n Muulwark! „Kumm, Lisao, laot us hier man weggaohn

van dei Lanteern! Willt us doch noch ein bäten dei Feut verpedden!“

Man Lisao wull nich. Sei sä: „Laot di doch maol bi Lecht bekieken, Eilert Meyer! Is mi doch meist, as wenn ick di al maol seihn har. As wenn ick di al lang kennen dö!“

„Och!“ röp hei ärgerlich, „du mi kennen? Wo ick doch dat erstemaol in dei — Stadt bün“, wull hei seggen, verslöök aower gau dat Woort. Dor harr hei sick doch bold verbiestert!

Hei nöhm Lisao einfach ünner un güng mit ehr rut ut den Schien van dei helle Lucht. Lisao sä nicks un nöhm siene Hand. Hei markde, dat sei üm gaud wör. Hei vergeet, dat hei ein Buurnjung un Lisao eine Tierarztdochter wör . . .

Hei holl ehr so lang in sien Arms, bit sei sä: „Kumm, Eilert, laot us wiedergaohn! Ick mott nao Huus, änners schimpft Vaoder!“

Sei güngen dei Straoten langs, un Eilert verjaogde sich rein, as Lisao üm ehr Vaoderhuus wiesen dö. Dr. Klaus Hölterling stünn up dat Döörnschild.

„Wat?“ frög Eilert un kleihde sick achter dei Ohrn, „dat ist jou'n Palast!“

„Jao“, sä Lisao stolt, „fein, nich?“

„Dat gefallt mi nich!“ sä Eilert, „mi wör't leiwer, diene Öllern wörn man einfache Lüüd!“

Lisao hörde gor nich hen, sei strackde dei lütte Katt, dei up'n Tuun seet, un sä: „Eilert, wenn du mi wedderseihn wullt, in veir Wäken — Klock seß — Bi dei Lucht!“ Un denn löp sei weg.

+

Dor köm ne feine Tied.

Lisao luurde al ünner dei Lanteern, wenn Eilert ut sienen Bus steeg. Jümmer weer sei vergneugt un jüst so, as hei sick sien Deern wünscht harr.

Un hei harr jümmer fix wat tau vertellen! Nu weer hei al Kontrolleur bi dei Baohn! Ein'n Aobendkurs för Engelsk un Italjänsk wull hei uck mitmaoken. Lisao schull doch stolt up üm sien! Man, wör sei dat uck? Hei wüß dat nich. Achteran argerde hei sick! Wat schull dat Leigen! Wenn doch ehr Vaoder nich so gräsig riek wör! Dat wör jo dat ganze Malhöör!

So günk dat Vörjaohr hen un dei Sommer.

in der „Ungarischen Post“ und in dem geschilderten „Römischen Kampfwagenrennen“ zeigten.

Die Deutsche Meisterschaft 1962 war zugleich die 10. Pferdeleistungsschau der „Vereinigung für Pferdeleistungswesen im Kreise Vechta“. Sie gestaltete sich für die Veranstalter wie für alle Teilnehmer und Besucher zu einem denkwürdigen Erlebnis. Sicher wird in Zukunft noch manches Meisterschaftsturnier im Vechtaer Reiterwaldstadion stattfinden. Vielleicht führt der Weg eines Tages sogar zu internationalen Veranstaltungen.

A l o y s M e y e r



Eilert dachde, dat schull nu jümmers so wiedergaohn mit üm un Lisao. Hei kunn nich begriepen, dat sien Deern denn so up einmaol wegbleew, aohn üm wat tau seggen.

Dat wör Harfst un Eilert stünn in Rügen un Wind ünner dei lütte Lucht un luurde. Hei luurde, dat Lisao köm. — Lisao köm nich! Sei wör uck den annern Sönndag nich dor, as dei Sünn scheen. Eilert bleew allein.

Haar Lisao üm vergäten? Schull hei nao Huus föhrn?

Eilert günk nao den feinen Palast. Hei kunn jo maol mit Lisao's Vaoder snacken! Hei wull blot fraogen — un denn drückde hei up den Pingelknoop. Eine oole Frou möök dei Döörn up.

„Kann ick wohl Heern Dr. Hölterling spräken?“ frög Eilert.

„Jao, gaoht Sei man rin. Dei Dokter kummt glieks! Hebb't Sei'n krank Perd?“ wull dei Frou wäten.

„Nee“, sä Eilert, „man bloot Hartpien!“

„Och!“ meen dei Frou, „wenn dei Doktor dor man helpen kann. Dor kummp hei.“

Eilert dreihde ein paormaol dei Müssen tüsken dei Hannen, denn haar hei't ruut!

„Miene Tochter! Gott bewaohr!“ reep dei Mann un lachde luthals. „Ick bün Jungeselle!“

„Dat kann doch nich wäsen“, röp Eilert, „sei heet doch Lisao Hölterling?“

„Is'n reinen Taufall. Sei wör bi mi in Deinsten. Un wat wör sei jümmer fliedig un vergnügt“, vertelde dei Doktor.

„Un wor is sei nu?“ frög Eilert.

„Dat weit ick nich!“ sä dei Doktor. „Ick harr sei gern behooln. Sowat as Lisao kann ein mit dei Lüchten seuken. Kien Wunner, dat dei Mannslüüd as dull achter ehr an wörn. Dor wör jo uck ein van dei Baohn!“

„Van dei Baohn?“ wunnert sick Eilert, „gau, vertellt Sei doch!“

„Dat wör noch dei Beste“, sä Lisao jümmer. „Wenn dei doch man blot nich so gelehrt wör“, sä Lisao. Dei studeerd Italjänsk un Engelsk in'n Aobendkurs. Un dat wör niks för Lisao“, vertell Dr. Hölterling.

„Sowat willt doch dei Deerns upstunns!“ röp Eilert, „je hööger rup, je bäter.“

„Nee, nee, beste Mann. Dor hebbt Sei sich verseihn. Lisa wull jümmers ein'n Buurnjung hebben, dat heff sei mi dusendmaol seggt. Un dat paßt uck tau ehr. Dat käönt Sei mi glöwen!“

„Och, ick Töörkopp“, röp Eilert, „un ick wull ehr imponeiern. Herr Doktor, wor kann ick Lisao finnen?“

DE KUCKUCK

von Erika Täuber

„Kuckuck, Kuckuck, segg mi doch,
wo lange Jaohre läw ick noch?“

Kuckuck, Kuckuck röppt un lacht
woll dusendmaol an dissen Dag!

Röppt sienen Naomen in de Welt
äöver Busch un äöver Feld.

„Kuckuck, Kuckuck, büst ein Sleif!
Aower ik — ik heff di leiw!

Kuckuck, kumm! Nu segg mi doch,
wo väle Jaohre läw ick noch?“

Un dei Kuckuck röppt un lacht
woll dusendmaol an dissen Dag.

„Dat heff ick doch al seggt: ick weit dat nich. Sei wull sick verännern, sä sei. Sei wull wedder maol up'n Buurnhoff arbeiden!“

Dei Doktor kloppde den jungen Mann uppe Schullern, brochd üm an dei Döörn un keek üm lange nao . . .

Jao, so wör dat mit dei Leiw.

+

Eilert föhrde nu nich mehr hen nao dei Stadt. Hei günk Sönndaogs freuh tau Bedde. Un doch kunn hei Lisao nich vergäten.

Dei Arnt wör inbrocht. Eilert wör an't Pleugen. Bold wör Fieraabend. Hei höllt dei Ogen fast up den swatten Grund. Argerlich keek hei hoch, as dor ein röp: „Hallo, Eilert!“ Hei wull mit dei Deerns nicks mehr tau daun hebben. Eilert löt sick nich upholln.

„Hü! Hott!“ röp hei dei Päär tau. „Hü — tou — tou — tou!“ Aower nu köm dei Deern uck noch anloopen!

Un denn stunn Eilert as ein Paohl. Dat wör sei jo! Dat wör Lisao! Sei keek üm an, mit lachend Oogen, un frög: „Büst mi noch dull? du?“

„Och, Lisao!“ sä hei, „wenn du mi man nich dull büst. Weist du denn, dat ick gaor nich bi dei Baohn bün?“

„Och, du Dummerjahn! Hest denn nich markt, dat ick di al lang kennen dö, Eilert Meyer? Ick heff di jümmers al lieden mocht. Man du — du hest mi nich maol ankeeken, as ick noch hier wör.“

„Wat seggst du dor? Lisao, ick kann dat allns nich begriepen!“ sä Eilert.

„Wi sünd doch van datsülbe Flack, sünd



doch van dat sülbe Eck, Eilert. So veier, fief Kilometer is dien un mien Ollernhuus van einanner af . . ."

„Denn büst du Klempnermeister Hölterling siene Tochter. Dat is jo wat! Nu weit ick Bescheid!“ röp Eilert.

„Dat is so, as ich dat segg. Freuher hest du mi nich ankäken, hest mi nich maol seihn. Do heff ick mi'n bäten herutputzt un bün nao dei Stadt gaohn. Dann hest du mi ankäken. Ick wör jo ne „Deern ut dei Stadt!“ Un hest anbäten, jüst, as ick dat wullt heff! Wat seggst nu?“ lachde Lisao.

„Gor nicks!“ sä Eilert. „Man nu kumm ick! Du, Lisao, ick wör uck bi dienen Dokter. Hest di 'n feinen Vaoder utsöcht!“

„Nu wäs mi man nich dull, mien Jung!“ sä Lisao und straokde üm över dei Han-

nen. „Hett mien goode Unkel Klaus di düchtig wat utlacht? Hei harr soväl Pläseier an dei ganze Geschicht.“

„Worüm hest mi denn nich seggt, dat dat dien Unkel wör?“

„Un worüm hest du mich nich seggt, dat du'n Buurnjung büst? Sünd wi nich quit?“

„Dat moßt du sülben wäten, Lisao. Man segg mi noch eins, Deern! Büst al wedder in Deinsten?“

Dei Päär fungen an tou schurrn un tou trecken. Lisao keek Eilert an un sä: Doräöver wull ick noch mit di snacken, weist du kien goode Stäe för mi?“

Eilert smüstergriende.

„Kunn sien“, sä hei, „man, dat is ein Deinst för't ganze Läben. — Bi mi! — Up mienen Hoff!“
Erika Täuber

Die Aufhebung des Franziskanerklosters in Vechta

In das Jahr 1962 fiel ein Gedenktag, der in der Bevölkerung Vechtias und des südlichen Oldenburgs Gefühle der Wehmut und Trauer auslöst. Vor 150 Jahren, nämlich am 12. Februar 1812, wurde durch die kaiserlich-französische Regierung, der das Amt Vechta als Teil des Oberemsdepartements damals unterstellt war, das Franziskanerkloster in Vechta aufgehoben. Es geschah dies auf Grund eines Erlasses Napoleons vom 12. 4. 1811, in dem bestimmt wurde, daß alle Klöster und klosterähnlichen Einrichtungen im gesamten Kaiserreich — die französische Herrschaft reichte seit dem 13. Dezember 1810 bis an die Nordsee — aufhören sollten.

Bedroht gewesen war das Bestehen des Franziskanerkonvents schon durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. 2. 1803, der die Angliederung der beiden ehemals münsterischen Ämter Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg bestimmte. Dessen Landesherr Herzog Peter hatte durch Patent vom 30. Juni 1803 von diesen beiden Gebieten Besitz ergriffen. Damit erhielt dieser das Verfügungsrecht über drei kirchliche Stiftungen in ihnen, nämlich das Alexanderkapitel, das früher in Wildeshausen beheimatet gewesen und 1699 nach Vechta verlegt worden war, die Johanniterkommende in Bokesch und das Franziskanerkloster in Vechta. Letzteres konnte zwar nicht das Alter und die Tradition aufweisen, wie die beiden erstgenannten kirch-

lichen Gründungen des Mittelalters — es bestand erst seit 1642, also seit 160 Jahren — hatte aber in den Herzen der Bevölkerung in Stadt und Land um so tiefere Wurzeln geschlagen.

Die oldenburgische Regierung verfügte nun nicht die sofortige Aufhebung des Franziskanerkonvents in Vechta, hatte aber doch die Absicht, ihn allmählich eingehen zu lassen, indem sie die Aufnahme von neuen Ordensangehörigen verbot, während die damals im Kloster vorhandenen 16 Patres und acht Laienbrüder die oldenburgische Staatsangehörigkeit erhielten. Es waren vornehmlich zwei Gründe, die gegen die sofortige Aufhebung sprachen. Zunächst der Umstand, daß die Mehrzahl der Ordenspriester Seelsorgeaushilfe in der näheren und weiteren Umgebung Vechtias zu leisten hatte, denn die meisten Pfarrgemeinden auf dem Lande hatten nur einen Geistlichen; ferner waren drei der Patres als Lehrer am Gymnasium tätig. Das Weiterbestehen dieser höheren Schule erwies sich aber als notwendig, schon um den kommenden Bedarf an Weltgeistlichen zu decken, wenn der Ordensklerus dafür mit der Zeit wegfiel.

Wenn also auch die Aufhebung dieser klösterlichen Niederlassung in Vechta nicht sofort erfolgte, so blieb doch dieses Damoklesschwert in der Schwebe. Das bewies in den folgenden Jahren eine Anfrage der oldenburgischen Regierung beim

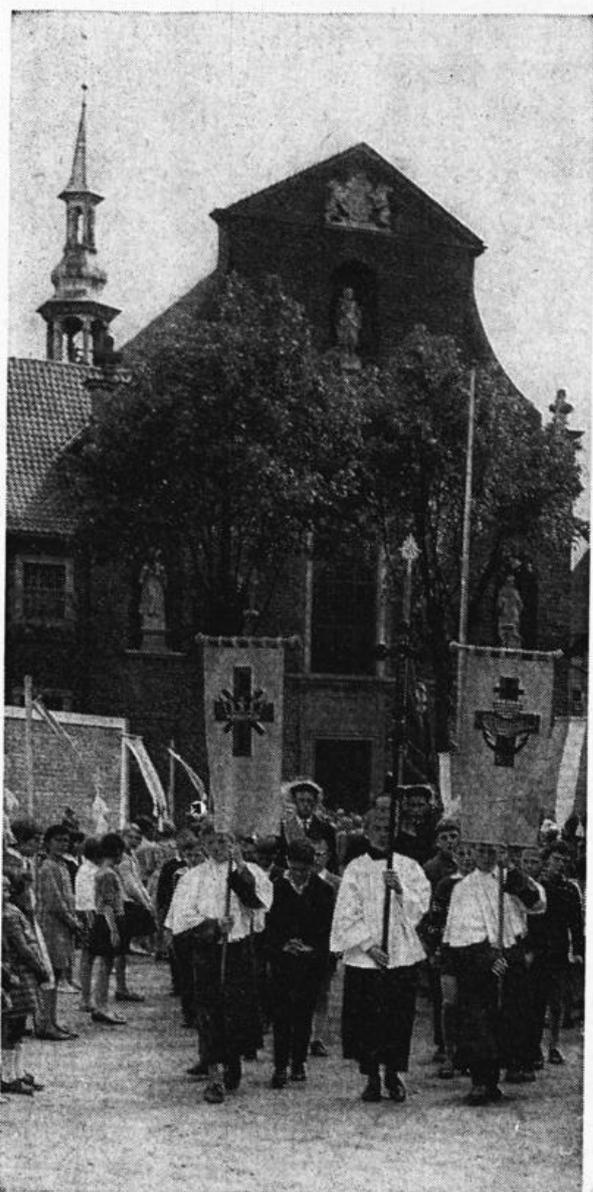


Außenansicht (von Südosten) der freigelegten und in den ursprünglichen Zustand zurückversetzten Vechtaer Klosterkirche. Seitdem die häßlichen Gefängnismauern niedrigerissen sind, die den Gesamteindruck lange Zeit sehr beeinträchtigten, kommt die echte architektonische Gestalt des Bauwerks wieder voll zur Wirkung.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Generaldechanten in Vechta, der die kirchlichen Belange in den beiden Ämtern mit fast ausschließlich katholischer Bevölkerung vertrat, ob die in der Seelsorge tätigen Patres nicht das klösterliche Gemeinschaftsleben aufgeben und bei den Pfarrern auf dem Lande, wo sie Aushilfe leisteten, wohnen könnten, da man die Gebäude des Klosters für ein Zwangsarbeitshaus benötige.

Natürlich sprach sich der Gefragte gegen diese Pläne aus, und die politischen Geschehnisse der folgenden Jahre nötigten dem Herzog und dessen Regierung andere und größere Sorgen auf, als ihnen das vorläufige Weiterbestehen des Franziskanerklosters in Vechta verursachte. Die Aufhebung geschah also erst, als das ganze Weser-Emsgebiet französisches Herrschafts-



Blick auf die steile barocke Westfront der Klosterkirche. Vorne die Spitze der traditionellen Prozession, mit der sich die Schüler des Gymnasiums Antonianum alljährlich am Antoniustage (13. Juni) von der Propsteikirche nach der Klosterkirche, der alten Gymnasialkirche, zum Festgottesdienst hin- und zurückgeben. Im Hintergrund links, unmittelbar nördlich an die Kirche anschließend, das alte, seit der Aufhebung des Klosters zweckentfremdete Klostergebäude.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

gebiet geworden war und nun auch in dieser Hinsicht die „Segnungen“ der Revolution zu spüren bekam.

Der Franziskanerkonvent

bestand in Vechta seit dem 25. 4. 1642. Es waren damals sechs Angehörige dieses Ordens von Rheine aus, wo er seit 1636 eine Niederlassung begründet hatte, nach hier übersiedelt. Verhandlungen über diese Neugründung waren seit 1640 gepflogen worden. Ein

Rittmeister Heyer in Rheine nämlich hatte in diesem Jahre den Franziskanern sein in Vechta belegenes Wohnhaus mit Garten, da er kinderlos war, angeboten. Auf dieser Heyerschen Besitzung hatten schon von 1408 bis 1579 die Nonnen vom Kloster Marienthal in Münster eine Niederlassung gehabt, das sogenannte „Süsterhaus“. Deren Wohnhaus mit Nebengebäuden war beim oldenburgischen Überfall niedergebrannt und ausgeplündert worden. In späteren Jahren war für diese Nonnen ein neues Wohnhaus gebaut worden. 1543 wurde in Vechta das lutherische Bekenntnis eingeführt, und damit war auch diese klösterliche Niederlassung der Nonnen zum Aussterben verurteilt. 1579 starb die Letztüberlebende, und das Vermögen (Haus und Grundbesitz) ging nach dem Testament der Nonnen zunächst in das Eigentum der Stadt über, kam dann aber in private Hände; so waren Haus und Garten durch Erbschaft an Rittmeister Heyer gekommen, aber noch mit Schulden belastet.

Da die Franziskaner nicht geneigt waren, diese zu übernehmen, wurden Haus und Garten in einem öffentlichen Verkauf aufgeboten und durch den damaligen Drost Grothaus und Richter Molanus, die beide großes Interesse an der neuen Ordensgründung in Vechta hatten, ersteigert. Nachdem die kirchliche Aufsichtsbehörde, die damals noch beim Bischof von Osnabrück lag, der aber im Exil in Köln lebte, und auch die weltliche Herrschaft, der Fürstbischof von Münster, ihre Einwilligung gegeben hatten, stand der neuen Ordensgründung kein Hindernis mehr im Wege. 1641 war Heinrich von Galen, der Bruder des späteren Fürstbischofs Bernard von Galen, als Drost nach Vechta gekommen, und dieser sowohl wie alle seine Nachkommen und Amtsnachfolger als Drost bis 1803 sind eifrige Förderer der Franziskanerniederlassung gewesen. Nicht ohne Grund befindet sich das Adelswappen der Galen in der Giebelspitze der Klosterkirche.

Es gibt mehrere Verzeichnisse von Personen und Institutionen, die Gelder für die neue Mönchsniederlassung, da diese nach dem Armutsideal des hl. Franz von Assisi auf milde Gaben und Spenden angewiesen war, zur Verfügung gestellt haben. Es finden sich darin die Namen des Grafen Anton Günther in Oldenburg, des Grafen von Wasaburg, der ein Sohn des Schwedenkönigs Gustav Adolf war, des Herzogs von Braunschweig und sogar des Domkapitels in



Innenansicht der erneuerten Vechtaer Klosterkirche. Die ehemalige Chorpartie, die für Gefängniszwecke abgetrennt war, ist dem Kirchenraum wieder ganz hinzugefügt worden. So zeigt sich nunmehr das Innere in seiner ursprünglichen Raumschönheit.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Bremen, die alle protestantisch waren. Weniger entgegenkommend und zugänglich war anfangs die Bevölkerung der Stadt Vechta und auch der meist protestantische Adel in deren Umgebung, was wohl zum Teil auf die unruhigen damaligen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und die Schwedenherrschaft in Vechta von 1647 bis 1654 zurückzuführen ist.

Ferner ist bekannt, daß die Stadtbevölkerung nur allmählich und mit starkem Widerstreben zum Katholizismus gewonnen wurde. Letzteres ist daher in erster Linie dem segensreichen Wirken der Franziskaner zu verdanken, zumal die Weltgeistlichkeit, besonders auch in den Pfarreien auf dem

Lande, wenig dafür geeignet war und sich kaum dafür eingesetzt hat.

Starke Stütze war dem neuen Kloster in den folgenden Jahrzehnten das damals in Vechta stationierte münsterische Militär. Denn der tatkräftige damalige Landesherr Christoph Bernhard von Galen hatte von 1669 an im Westen der Stadt eine neue Festung, die sogenannte Zitadelle, errichten lassen, die bis 1776 bestanden hat. Besonders die Offiziere und Unteroffiziere der münsterischen Garnison waren mit den Mönchen eng verbunden und trugen, wie die Spendenverzeichnisse ergeben, zum Ausbau der klösterlichen Niederlassung in hervorragendem Maße bei. Dazu kam, daß die seelsorgerische

Betreuung der Soldaten in den Händen der Franziskaner lag, die eigens für diese Zwecke einen Pater zur Verfügung stellten

Die Franziskaner legten ihrer Ordensregel entsprechend besonderen Wert auf die feierliche Gestaltung des Gottesdienstes. Ursprünglich stand ihnen dabei in Vechta nur ein Kapellchen zur Verfügung, das sich wohl in einem Anbau befand, mit dem sie bald nach ihrer Niederlassung das alte Wohnhaus erweiterten. Um 1670 errichteten sie ein eigenes Gotteshaus, dessen Mauern aber bald Risse zeigten, weil es auf ehemals sumpfigem Untergrund schlecht fundiert war. Nachdem es ihnen durch Schenkungen, Kauf und Austausch gelungen war, die der Heyerschen Besitzung angrenzenden Grundstücke in das Eigentum des Klosters zu bringen, arbeiteten sie die Pläne für die noch jetzt stehenden Konventsgebäude und der Klosterkirche aus. Zuerst wurde letztere in Angriff genommen, wozu die feierliche Grundsteinlegung am 13. Mai 1727 geschah. Die Bauzeit betrug vier Jahre, so daß die Kirche am 13. 6. 1731 geweiht werden konnte. Die angrenzenden und auch räumlich damit verbundenen Klostergebäude wurden im Anschluß daran errichtet; ihre Fertigstellung erforderte aber eine längere Bauzeit und sie waren erst Juni 1744 vollendet.

Guardian P. Rabelinck war der Mann, der mit Geschick und Tatkraft die Fertigstellung dieser Bauwerke vollbracht hat. Der größte Teil der Bauarbeiten wurde durch ordenseigene Kräfte geleistet; Unterstützung fanden diese besonders seitens der Freunde und Förderer des Klosters, indem auch von der Landbevölkerung Baumaterial zur Verfügung gestellt und Fuhren geleistet wurden. P. Rabelinck ist der einzige Franziskaner, der bei seinem Ableben vor dem Hochaltar der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte fand, während die übrigen Ordensangehörigen im sogenannten „Totenkeller“ beigesetzt wurden.

1642 bestand der Konvent aus sechs Personen, 1669 aus 16 Mitgliedern, Mitte des 18. Jahrhunderts aus 50 Ordensangehörigen und 1803 aus 18 Patres und acht Brüdern. Wie schon vermerkt, unterhielten die Franziskaner auch eine höhere Schule, die seit 1714 Vollanstalt war und bei der drei Patres den Unterricht leisteten. Das heutige Gymnasium Antonianum geht in ununterbrochener Tradition auf diese Ordensschule zurück.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts erfolgte dann die Ausstattung der Kirche mit

Altären, Orgel, Bildwerken und Bänken. Die feierliche Gestaltung des Gottesdienstes durch Orgelmusik und Gesang, die von der einfachen dort nur möglichen in den Pfarrkirchen wesentlich abstach, zog besonders auch die Leute auf dem Lande an; sehr besucht war die Kreuzwegandacht in der Klosterkirche, die an den Fastentagen stattfand. Auch die Stationsbilder am Wege von Vechta nach dem Stoppelmarkt gehen in ihren Anfängen auf die Franziskaner zurück, desgleichen die gesungene Ausstattung der Himmelfahrtsprozession durch die Schüler des Gymnasiums. Eine sehr wichtige Persönlichkeit im Ordensklerus des Vechtaer Konvents war der P. Concinator, der beim Hauptgottesdienst an den Sonntagen in der Vechtaer Pfarrkirche und auch auswärts als Volksprediger die Christen zur eifrigen Betätigung im religiösen Leben aufzurütteln verstand. Jedenfalls war es den Patres durch eifrige, selbstlose Seelsorge besonders auch im Beichtehören gelungen, die anfängliche Ablehnung bald ins Gegenteil zu verkehren, so daß ihr Kloster ein beliebter und wichtiger religiöser Mittelpunkt wurde.

Nach der Aufhebung des Klosters

durch die Franzosen 1812 wurden Gebäude und Kirche zunächst verschlossen. Auf mehreren Wegen kamen die beweglichen kleineren Gegenstände, auch die Geräte für den Gottesdienst sowie die wertvolle Bibliothek, nach Osnabrück. Durch die kluge Vermittlung des Osnabrücker Weihbischofs von Gruben konnte von den Silbersachen, Paramenten u. a. einiges weiter für gottesdienstliche Zwecke und vor dem Zugriff durch Unberechtigte bewahrt werden. So sind verschiedene Kirchen der Osnabrücker Diözese damit ausgestattet worden. Manche der fest eingebauten Einrichtungsgegenstände der Kirche, deren Transport in die Ferne zu umständlich war und für die sich kein privater Käufer fand, weil sich niemand mit diesen für kirchliche Zwecke gestifteten Gegenständen beschweren wollte, befinden sich noch heute in bestimmten Kirchen Süddoldenburgs. So sind die Kommunionbank, Beichtstühle und einige Sitzbänke in die damals neu gebaute Kirche in Lohne gekommen. In der Löninger Kirche stammen sicher die Orgel und Kanzel, wahrscheinlich auch der Hochaltar aus der Vechtaer Klosterkirche, desgleichen der Orgelboden und Paramentenschränke in der Vechtaer Propsteikirche (Nach Willoh, Bd. III). Der Abbau und Transport dieser kirchlichen Einrichtungsgegenstände ist zum Teil noch in der Franzosenzeit, zum Teil später mit Ge-

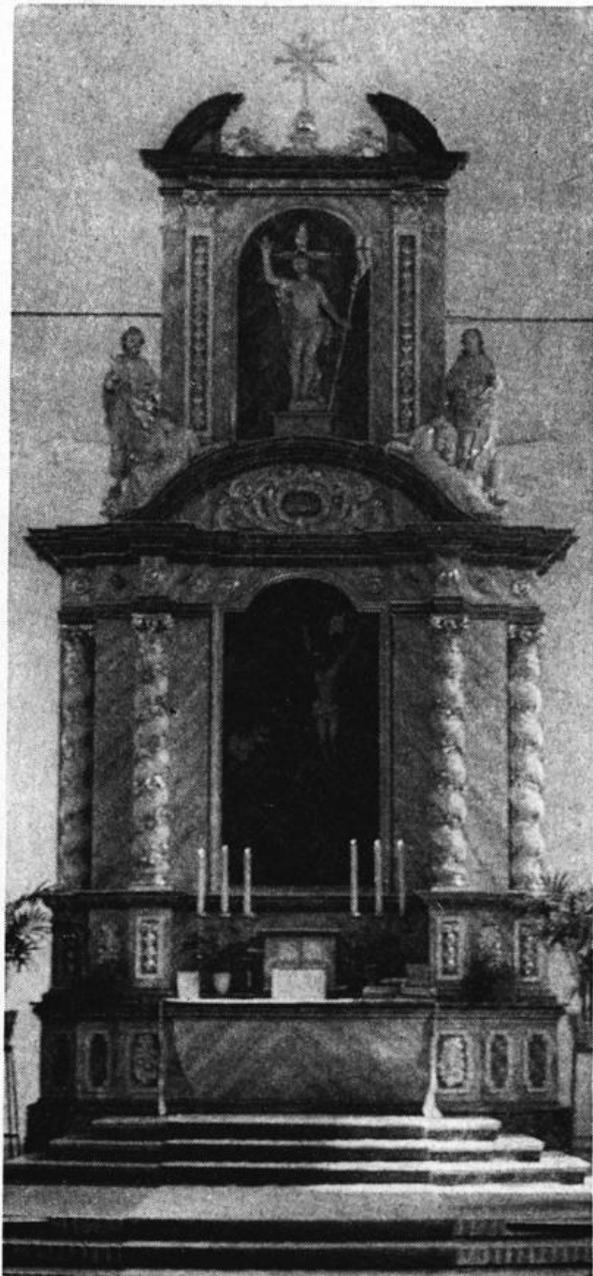


nehmung der oldenburgischen Regierung erfolgt, nachdem Herzog Peter Ende 1813 wieder die Landesherrschaft übernommen hatte.

Als das Kloster aufgehoben wurde, zählte der Ordenskonvent 16 Geistliche und acht Brüder. Der letzte Guardian war F. Modestus Brüggemann, dieser selbst sowie die Mehrzahl der Klosterinsassen waren Männer im vorgerückten Alter. Sie erhielten die Weisung, ihren Ordenshabit abzulegen, das Kloster zu verlassen, und ein jeder sollte sich in seine alte Heimat, meist in Westfalen und Rheinland, zurückbegeben. Auf eine Eingabe der Stadt durften die drei Patres, die mit dem Unterricht am Gymnasium betraut waren, diesen in der Kleidung eines Weltgeistlichen weiter fortsetzen. Die Klosterbrüder, die meist eine handwerkliche Ausbildung durchgemacht und auch darin im Kloster sich betätigt hatten, konnten sich damit einen Unterhalt verschaffen, soweit sie noch arbeitsfähig waren; es wurde allen eine kleine jährliche Rente zum Unterhalt ausgesetzt.

Als nach dem Abzug der Franzosen Herzog Peter nach Oldenburg zurückgekehrt war, richtete der letzte Guardian P. Modestus Brüggemann, der nach der Vertreibung aus dem Kloster nach Emsdetten in Westfalen gekommen war — er starb dort 1840 — an diesen die Bitte, es möchte ihm gestattet sein, die ehemalige klösterliche Gemeinschaft in den alten Räumen in Vechta neu ins Leben zu rufen. Das Gesuch wurde abgelehnt und somit die Aufhebung nicht rückgängig gemacht. Die oldenburgische Regierung erklärte sich jedoch bereit, den ehemaligen Klosterinsassen von 1803, die damals oldenburgische Untertanen geworden waren, eine Rente zu zahlen, und verwies sie sonst auf die ja auch schon früher vielfach getätigte Aushilfeleistung in der Pfarrseelsorge. So waren ehemalige Franziskaner von Vechta in den folgenden Jahren in Friesoythe, Visbek, Emstek und Vechta tätig. Wenn ihnen aber die jetzige Stelle mehr Einkommen brachte als die Rente, mußten sie auf die letztere verzichten.

Die Räume in dem ehemaligen Klostergebäude blieben zunächst bis 1816 weiter geschlossen. Dann entschied man sich seitens der oldenburgischen Regierung dafür, sie für die Unterbringung von Strafgefangenen zu verwenden. An Stelle der frommen Mönche, die noch bis vor wenigen Jahren (1812) in diesen Zellen gebetet und studiert hatten, beherbergten diese jetzt Leute, die wegen ihrer Schandtaten aus der Gemeinschaft der



Einen neuen stilechten Blickpunkt erhielt der Innenraum der Klosterkirche durch den barocken Altar, der im Zuge der großen Renovierung vor einigen Jahren von Amelunxborn nach Vechta gebracht und dort aufgestellt werden konnte.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Mitmenschen ausgeschlossen werden mußten.

Es ist daher kein Wunder, daß diese Zweckentfremdung der klösterlichen Räumlichkeiten, die durch die Arbeit der Mönche und mit Hilfe freiwilliger Spenden und Leistungen erbaut waren, schon damals, aber auch bis heute kein Verständnis in der Bevölkerung gefunden hat. Mit der Aufhebung des Klosters war auch die Kirche staatliches Eigentum geworden. Freilich standen von ihr nur die Umfassungsmauern,

denn im Innern fehlte jeglicher Schmuck der Altäre, und alle sonstigen Einrichtungen, die den Gottesdienst in ihr so anziehend gemacht hatten, waren entfernt worden.

Eingaben an die oldenburgische Regierung, einmal seitens der evangelischen Gemeinde, ihr dieses ehemalige Gotteshaus als Kirche zu überlassen, aber auch seitens der katholischen Gemeinde, die darauf hinweisen konnte, daß es ausschließlich von Katholiken erbaut sei, veranlaßten die Regierung, die Klosterkirche für die Zwecke beider christlichen Bekenntnisse wieder instandsetzen zu lassen und darin auch den Gottesdienst für die Strafgefangenen abzuhalten. Diese Instandsetzungsarbeiten erfolgten in den Jahren 1818/19. Freilich wurde nicht der ganze ehemalige Kirchenraum für die gottesdienstlichen Handlungen bestimmt, sondern man trennte durch eine Scheidewand einen weiten Raum im Ostteil des Kirchenschiffs, der früher das Chor umfaßt hatte, von dem In-

nern ab, um ihn für die Zwecke der Gefangenenbeschäftigung zu verwenden, so daß nur der westliche Teil als Kultraum diene.

Dieser Zustand blieb bis vor zwei Jahren bestehen, als die Justizverwaltung Niedersachsens, in das Oldenburg 1946 eingegliedert war, sich entschloß, wieder den ganzen ehemaligen Kirchenraum für gottesdienstliche Zwecke, freizugeben. So verschwand die trennende Scheidewand, und die räumliche Schönheit des alten Kircheninneren, die durch die störenden Einbauten ganz geschwunden war, kam wieder zur Geltung. Man muß es ferner dankbar anerkennen, daß jetzt ein alter Altar aus dem ehemaligen Kloster Amelunxborn eingebaut wurde und daß dieser durch die Maßnahme der Regierung seiner ursprünglichen Zweckbestimmung wieder zugeführt wurde und dadurch für die Gläubigen eine zur Andacht stimmende Zierde des ehrwürdigen Gotteshauses geworden ist. Otto Terheyden

Kriegsnot im Münsterlande vor 200 Jahren

Wenn in unserer Heimat von vergangenen Kriegsnoten gesprochen wird, dann denken viele zunächst an den unheilvollen Dreißigjährigen Krieg, der nicht nur die ländliche Bevölkerung, sondern vor allem auch die Bewohner der befestigten Städte (Vechta, Cloppenburg und Friesoythe) in namenloses Elend stürzte. Für weite Kreise der Bevölkerung, besonders für die Bauern, waren aber die Lasten und Leiden des Siebenjährigen Krieges (1756—1763) nicht minder hart und drückend. Das bekrunden die Werke unserer heimatlichen Geschichtsforscher Willoh (Geschichte der kath. Pfarreien), Dr. Crone-Münzbrock (Familiengeschichte) und Landrat Rotherth (Heimatbuch Bersenbrück).

Kriegshandlungen und Kontributionen

Zwar spielten sich in diesem Kriege, der eine Auseinandersetzung zwischen dem König Friedrich von Preußen und der Kaiserin Maria-Theresia von Osterreich um Schlesien war, in unserer Heimat nur vereinzelt Kriegshandlungen ab, aber als Verbündeter Osterreichs mußte das Deutsche Reich am Kriege, an seinen Leiden, Kosten und Lasten teilnehmen. Aus ihm entwickelte sich ein Kolonialkrieg zwischen England und

Frankreich. Französische Soldaten haben zu wiederholten Malen die Gegend von Friesoythe und das Saterland heimgesucht. Im Sommer 1758 plünderte ein feindliches hessisches Jägerkorps die Stadt Vechta. Der Leutnant Arend mißhandelte den Guardian des Klosters in Vechta mit Stockschlägen, um ihn zur Herausgabe von Geld zu zwingen. Die Stadt wurde mit einer Kontribution von 1000 Talern bestraft. 1762 wurde ihr vom Königl. Großbritannischen Kommissariat eine erneute Kontribution von 3000 Talern auferlegt. 1761 legten die Franzosen dem Amte Fürstenau eine Kontribution von 50 000 Talern und 1762 der Stadt Quakenbrück von 22 000 Talern auf.

Besonder schwer wurde das Kapitel des Franziskanerklosters in Vechta betroffen. 1758 mußte es 300 Taler, 1759 zunächst 500, dann 1000 Taler innerhalb von acht Tagen zahlen. Am 1. April 1760 legten die Alliierten dem Kloster eine Kontribution von 1500 Talern, am 30. 1. 1761 von 1000 Talern in Gold und 1762 noch einmal von 1000 Talern in Gold auf. Da das Kapitel nicht über soviel Geld verfügte, mußten die letzten 2000 Taler geliehen werden. Ähnlich wie Vechta wird es anderen Gemeinden des Münsterlandes ergangen sein.





Ein urtümliches Bild mit modernem Hintergrund. Schäfer mit Hund und Herde auf dem Hunte-
deich oberhalb des Dümmer. Schafherden sind immer noch ein nützliches Mittel zur Böschung-
pflege und zur Deichfestigung. So erlebte hier die altmodische Schäferei eine aktuelle Wieder-
auferstehung. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Truppendurchzüge und Einquartierungen

Während des ganzen Krieges hatte das Münsterland unter Truppendurchzügen, täglichen Einquartierungen, Erpressungen und Plünderungen schwer zu leiden. Ein angesehenen Vechtaer Bürger (Arnold Moor-kramer) hat (nach den Heimatblättern Nr. 1 und 2 vom Jahre 1925) über die Bedrängnisse der Stadt während der Kriegszeit folgende interessante Aufstellung gemacht, aus der hier der Abschnitt für die 2. Hälfte des Jahres 1761 folgt:

4. Juli:

Legion d'ostfrise, 300 Mann und 60 Rekruten, die meisten französische Deserteure, haben in der Kirche Nachtlager bezogen und sie scheußlich zugerichtet. Es war ein böses Volk, und Vechta hat noch keine solche böse Einquartierung gehabt. Die Jungen flüchteten aus der Stadt, und die Bürger mußten sogar die Gemeinen mit Wein traktieren.

4. Juli:

246 Mann Engelsche haben Rast gemacht, ebenfalls am 6. 7. 200 Engelsche.

9. Juli:

46 Wagen mit engl. Bagage und 100 Mann für zwei Nächte Quartier.

10. Juli:

Wiederum 1000 Mann durchgekommen, worunter 140 Kranke, welche im Alexanderhaus (Kapitelhaus) gelegen haben nebst 200 Wagen mit Bagage vom Hospital Osnabrück. Einen haben sie hier begraben, einer ist jung geworden (jedenfalls Geburt, der Verf.)

14. Juli:

160 Trainwagen und 60 andere Wagen von Nienburg gekommen.

5. August:

18 engl. Pferde mit 1 Offz. und 8 Mann hatten hier Rasttag.

9.—21. August:

Von Münster her sind durch Vechta gegangen 50 Brandenburger, 350 Hessen, ferner 60 hessische Dragoner und Soldaten vom Scheiterschen Corps mit ihrem General, ferner Jäger, Husaren, Infanterie, Cavallerie und sehr viel Bagagewagen.

25.—27. August:

300 Mann von der Legion Britannia. Die Verpflegung hat mich wohl 20 Taler gekostet.

19. September:

Von Münster kamen 14 Wagen mit 120 kranken engl. Soldaten. In Nachtquartier von Legion Britannia 60 Mann.

29. September:

87 Dragoner von der Leg. Britannia und 46 Husaren in Nachtquartier.

14. Oktober:

Von der Brit. Legion das Bataillon von Lentz, 408 Mann mit zwei Kanonen von Bremen kommend, in Vechta Nachtquartier. Hat der Stadt viel Geld gekostet.

7. November:

Depot der Brit. Legion, 60 Mann, darunter etliche Kranke, 12 Tage in Quartier.

5. Dezember:

Ein Batl. von der Brit. Legion, 500 Mann, einen Rasttag.

9.—25. Dezember:

Alle Tage gehen hier viele Engländer von der Brit. Legion durch, und Vechta ist keine Nacht ledig.

Der Chronist hat allein in dieser Zeit 11 Offiziere, 3 Sergeanten, 28 Soldaten, 15 Knechte, 4 Frauen und ein Kind, zusammen also 62 Personen, an Einquartierung gehabt.

Zuletzt kam am 13. 12. 1762 das Wangenheimsche Regiment ins Amt Vechta, von dem der Stab und eine Comp. bis Ende des Jahres in Quartier in der Stadt blieben. Ein Teil zog ab, ein jeder nach sein Haus von hier nach Nienburg, allwo sie ihr Gewehr und Waffen niederlegen, so daß also der Friede da ist."

Am 10. Mai meldet der Berichterstatter: „Das ganze Regiment ist mit Sack und Pack aus Vechta ausmarschiert“, und er schließt mit den aus gequältem Herzen kommenden Worten:

„Gott sey Dank vor den Sieg!“

Lasten der Bauern — Kriegsfuhren

Eine schwere Last wurde im Siebenjährigen Kriege den Bauern aufgeladen. Mit Pferd und Wagen wurden sie immer wieder zu Kriegsfuhren herangezogen. So mußte nach den noch vorhandenen Familienpapieren der Bauer Wangerpohl in Uptloh allein im Jahre 1760 20 Kriegsfuhren, meistens mit einem Pferd, manchmal auch mit zwei Pferden nach Meppen, Osnabrück, Lönigen, Lingen, Holte, Nienburg, Münster, Vechta und Rheine ausführen. In fast allen Fällen erhielt er keine Vergütung. Zweimal war an diesen Fuhren sein Nachbar Brüggehagen beteiligt. Dr. Crone erwähnt Kriegsfuhren nach Lingen, Osnabrück, Münster und Minden, sowie dauernde Einquartierungen, Requisitionen, Plünderungen und Erpressungen, wodurch die Bevölkerung Essens in große Armut geriet. Ähnliche Beispiele sind aus anderen Gemeinden des Münsterlandes nachzuweisen.

Die bereits im 30jährigen Kriege eingerissene Unsicherheit nahm wieder zu. Schon Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen hatte aus der waffenfähigen Bevölkerung eine Landmiliz eingerichtet. Diese war in Korporalschaften eingeteilt. Ihre Leitung oblag den Kirchspiels- oder Amtsführern, meistens altgedienten Offizieren. Auch bei Exekutionen von Bauern hatten sie als Führer zu dienen. Im Siebenjährigen Kriege wurde die Landmiliz wieder neu belebt. In Lastrup durfte zum Beispiel während des Krieges der Lehrer und Küster Awick einen Gehilfen halten. Awick selbst, der auch Kirchspielsführer war, mußte sechsmal jährlich in den drei Gemeinden Lastrup, Lindern und Essen die Volksmiliz einexerzieren, insgesamt also an 18 Tagen. Dieser Zeit entstammt die Einteilung der Vechtaer Bürger in Korporalschaften, aus denen später die sog. Nachbarschaften entstanden sind.

Lieferung von Brotkorn und Fourage

Vielorts wurden die Bauern zur Lieferung von Brotkorn für die einquartierten Truppen und zur Abgabe von Fourage (Roggen, Hafer, Heu und Stroh) für die Pferde aufgefordert. Es entstand ein fühlbarer Mangel an Brotgetreide und Korn, den Mißwachs in verschiedenen Jahren noch verschärfte. So schrieb der Vizekurat von Lastrup an das Generalvikariat in Münster: „Es ist hier eine solche Zeit, daß die guten Bauern diesen Winter hindurch selten Brot im Hause gehabt haben.“

Indem bey gegenwärtigen bedrückten Zeiten, und dem hiesigen Hochstift zu Verpflegung deren darin einquartirten Troupen abgeforderten schweren Lieferungen an Fourage und Brod: Korn zu Verhütung schädlicher Folgen, es das allgemeine Beste, und die ohnumgängliche Nothdurft erfordert, daß der im Lande noch befindliche Vorrath an Roggen, Haber, Heu und Stroh, durch ohnzüemliche Vorkäufe oder Verfahung auffer Lands nicht geschmälert, sondern zu oberwehnter Landes Nothdurft um selben auf nähere Anweisung gegen annoch zu bestimmende billigmäßige Zahlung erforderlichen Orts abliefern zu können, aufbewahret werde;

So wird Namens und von wegen hiesiger Hoch-Fürstlichen Münsterischen geheimen Regierung allen und jeden dieses Hoch-Stifts Eingefessenen, wes Stands, Condition und Bürden dieselbe auch seyn mögen, hiermit gnädigst und wohlernstlich anbefohlen, daß

Verkleinerte Originalwiedergabe des einleitenden Abschnittes der Landesverordnung, die die Regierung des Stiftes Münster während des 7jährigen Krieges am 20. Februar 1760 zur Sicherung der allgemeinen Versorgung herausgab. Der Zeitpunkt des Erscheinens im Frühjahr läßt erkennen, daß schwerwiegende Befürchtungen vorhanden waren, den Anschluß an die neue Ernte nicht zu erreichen. Der Inhalt der Verordnung erinnert an Maßnahmen, wie sie auch während der beiden letzten Kriege (1914/18 und 1939/45) durchgeführt wurden. Insofern scheinen sich gewisse Begleitumstände der bisherigen Kriege immer gleich gewesen zu sein.

Die Regierung des Stiftes Münster, unter der damals auch das Oldenburger Münsterland stand, sah sich daher gezwungen, am 20. Februar 1760, also vor 200 Jahren, eine Verordnung wegen „Außer landesbringung und Vorkaufs von Roggen, Haber, Heu und Stroh“ herauszugeben, deren Einleitung hier als Fotokopie (vgl. Abb.) abgedruckt ist. Die einzelnen Bedingungen erscheinen nachstehend im Text, allerdings auf das Wesentliche gekürzt:

1 mo:: Keiner, wer der auch seye, sich bei ohnausbleiblicher Confiscations und sonstiger schweren Strafe unter keinerley Vorwand unterstehen solle, einigen Roggen, Haber, Heu oder Stroh außer Landes zu verfahren, oder an Ein- oder Ausheimische Vorkäufer oder Entrepeneurs (es wäre dann, daß selbe vom Lande besonders dazu authorisieret wären, und einen besonderen Erlaubnüß-Schein unter dem

geheimen Cantzley-Insiegel aufzuweisen hätten) verkaufen, dahingegen

2 do: Ein jeder befreyt- oder schatzbahrer Untertan ohne Ausnahm, jedoch seiner sonst habenden Freyheit ohnnachteilig, den an Roggen, Haber, Heu und Stroh bey ihm obhandenden Vorrath, es möge selber ihm selbst annoch zugehörig, oder vor der Publikation dieser Verordnung an andere Ein- oder Ausheimische verkauft seyn, binnen acht Tagen nach Publikation dieses bey jedes Orts Receptoren, oder in denen Städten und Wigbolten bey des Orts Richtern oder Bürgermeistern mit der Bemerkung, ob selber ihme annoch zugehörig, oder an wem, und wann ver- verkauft seye, getreulich angeben, obsonsten bey einer hernächst anzustellenden genauen Visitation die gleichmäßige Confiscation und andere schwere Strafe zu gegenwärtigen haben; mithin

- 3 tio: Das vorhin davon verkaufte biss auf weitere Verordnung oder darüber erhaltene besondere Erlaubnüss nicht abliefern; sodann
- 4 to: Besagte Richtere, Bürgermeister oder Receptores von den also angegebenen nach Maaszgab ihnen zuzustellenden Tabellen eine Verzeichnüss aufrichten, und selbe sofort an des Orts Beamten einliefern, diese aber selbe zum geheimen Rath einschicken; indessen
- 5 to: Dasjenige was ein jeder zu seiner selbst eigenen Nothdurft und Consumption für Menschen und Vieh gebraucht, oder auf öffentlichen Marckten zum feilen Kauf bringen wird, hierunter zwarn nicht gemeinet, jedoch auch dasjenige, so ein jeder zu erst bemeldeter eigenen Consumption auf vier Monaten benöthigt zu seyn vermeinet, mit Bemerkung der Anzahl deren Persohnen und Viehes bey der Verzeichnüss seines Vorraths sogleich angeben, dasjenige aber, so er hern ächst auf öffentlichen Marckte verkaufen wird, successive an besagtere Richtere, Bürgermeister oder Receptoren mit Benennung der Zeit, des Orts und der Quantitaet allemahl anzeigen, obsonsten für dem vorher angegebenen Quanto angesehen werden solle.

Damit nun obiges alles ohnverbrüchlich eingefolget, und besonders alle Unterschleife mit der Ausfuhr und Verkauf sorgfältigst verhütet werden möge, so wird jedes Orts Beamten, Richtern, Gografen, Receptoren, Vögten, Führern und Provisoren, auch Bürgermeistern und Rathsmännern in den Städten und Wigbolten bey Vermeidung willkührlicher Ahndung hiermit anbefohlen, auf die Vollstreckung dieser Verordnung auf das genaueste zu halten, und wider die Contravenienten genauest zu invigiliren, auch mit aller Schärfe und obgemeldeter Strafe der Confiscation zu verfahren. Und soll dieses zu eines jeden Wissenschaft zum Druck befördert, von denen Cantzlen verkündet, und an gewöhnlichen Orten affigiret werden. Urkund geheimen Cantzley Insiegels und der Vidimation. Signatum Münster den 20. Februarii 1760.

L.S.

Vt C. A. von Ketteler.
C. B. Münstermann.

Personenschätzung

Um eine gerechte Verteilung der Steuerlasten, der Einquartierungen, der Fouragelieferungen, der Spannfuhren der Bauern und der Aushebung der Gestellungspflichtigen

zu ermöglichen, erließ schon im ersten Kriegsjahre der Fürstbischof Clemens August von Münster an alle Untertanen, „wes Stands und Condition sie auch seyen“ eine Verordnung über die Einführung einer allgemeinen Personenschätzung im Stift Münster, zu dem ja die Ämter Cloppenburg und Vechta gehörten. Ausdrücklich wird darin betont, daß sich keiner von der Zahlung befreien könne und daß im Weigerungsfalle die gesamten Einkünfte mit Arrest belegt würden.

In der weitschweifigen Verordnung werden die Untertanen in vier Steuerklassen eingeteilt, die je nach ihren Einkünften mit 3 bis 24 Taler „geschätzt“ = besteuert wurden. Ausgenommen von der Schätzung waren einzelne Städte, die von den Durchzügen der Kaiserlich-, Königlich-französischen Hilfstruppen besonders schwer zu leiden hatten. Ausgenommen waren ferner die zu Fouragelieferungen und Fuhren verpflichteten Bauern, sowie Frauen, Kinder, Juden (in Vechta und Cloppenburg je zwei), die diensttuenden Militärpersonen, die von Almosen lebenden Armen, die armen Clarissen und die Brüder der Bettelorden.

Die erste Steuerklasse bildete der im ganzen Lande verstreute obere und niedere Klerus. Dazu gehörten auch die Bedienten der Geistlichen wie Organisten, Küster, Schulmeister, die Kapitelsboten und -vögte, die Frohnen, die Schreiber an Stiften und Klöstern und alle, die im Dienst der Kirche standen. Zur zweiten Klasse gehörten die Hochfürstlich-Münsterschen Räte, Bediente und Beamten, von denen die meisten in der Hauptstadt Münster ihren Wohnsitz hatten. Die dritte Klasse bildete die „Münstersche Löbliche Ritterschaft“ und deren Bediente. Darunter fielen vor allem die Drostern, Bürgermeister und Burgmannen, die Rentmeister, Richter und Gografen, soweit sie vom Adel waren, dann auch die Notare, die Prokuratoren, die Amtmänner, Schreiber und die Verwalter adeliger Güter. Zur vierten Klasse gehörten endlich die Bürgermeister und Ratsmitglieder in den Städten, die Bürger und Handelsleute und die auf dem Lande wohnenden Bauern und die übrigen Eingesessenen. Bei den Bauern unterschied man Schulden und „gehele Erben“ (Ganzerben).

Mit 24 Talern wurden am höchsten besteuert die adeligen Äbtissinnen, die Pröpste und Prälaten der Klöster und sämtliche adeligen Standesgenossen. 20 Taler zahlten die Hof- und Erbmarschälle, die Stallmeister und die nicht adeligen Äbtissinnen. Die Archidiakone, die adeligen Räte und Drostern

Tagesberichte der »ARGYLL AND SUTHERLAND HIGHLANDERS OF CANADA« zum Kampfe in und um Friesoythe 1945

Auszug aus dem Kriegstagebuch des Bataillons der ARGYLL AND SUTHERLAND HIGHLANDERS OF CANADA, freigegeben von der Historical Section, Army Headquarters, Ottawa, Ontario, durch Herrn Colonel G. M. C. Sprung, am 13. 2. 1962:

Sonnabend, den 14. 4. 1945

Friesoythe, Deutschland,

MR 085918, sheet 2913

Der Hauptgefechtsstand bewegte sich auf der Landstraße nach Friesoythe und ließ sich mit dem RAP (Bataillons-Verbandsplatz) in einem Bauernhaus nieder. Der Artillerie-Verbindungsoffizier und die Nachrichtenabteilung — als Verbindungsnebensender (Zwischenfunkstation) — verblieben südlich der Stadt, im Gebiet 084903 (2913). Das Wetter änderte sich plötzlich, und der Morgen war bitter kalt, während ein starker Nordwind blies. Gegen 6.35 Uhr war es offenbar, daß das gefährliche Manöver nachfolgen würde. Die B-, C- und D-Kompanien waren gut vorwärtsgekommen bis in die Stadt, wobei sie den vorgeschobenen Gefechtsstand in der Nähe des Stadtrandes zurückließen. Den Kompanien schlug etwas Feuer aus Handfeuerwaffen, etwas Granatwerfer- und Scharfschützenfeuer entgegen, aber es war nicht heftig genug, ihren Vormarsch aufzuhalten. Um 8.30 Uhr gab der vorgeschobene Gefechtsstand die alarmierende Nachricht zurück, daß er angegriffen würde, und bis 8.45 Uhr war er vom Feind umzingelt. Es wurde offensichtlich, daß unsere Truppen bei ihrem Vorgehen in die

mußten 16 Taler, die Gelehrten, Geheimräte, Vizekanzler und die Ritter ohne besonderes Amt 12 Taler büßen. Acht Taler zahlten die Rechtsgelehrten und Ärzte, vier Taler die Bürgermeister und Schreiber und drei Taler die Apotheker, die Wandschneider und die Weinhändler.

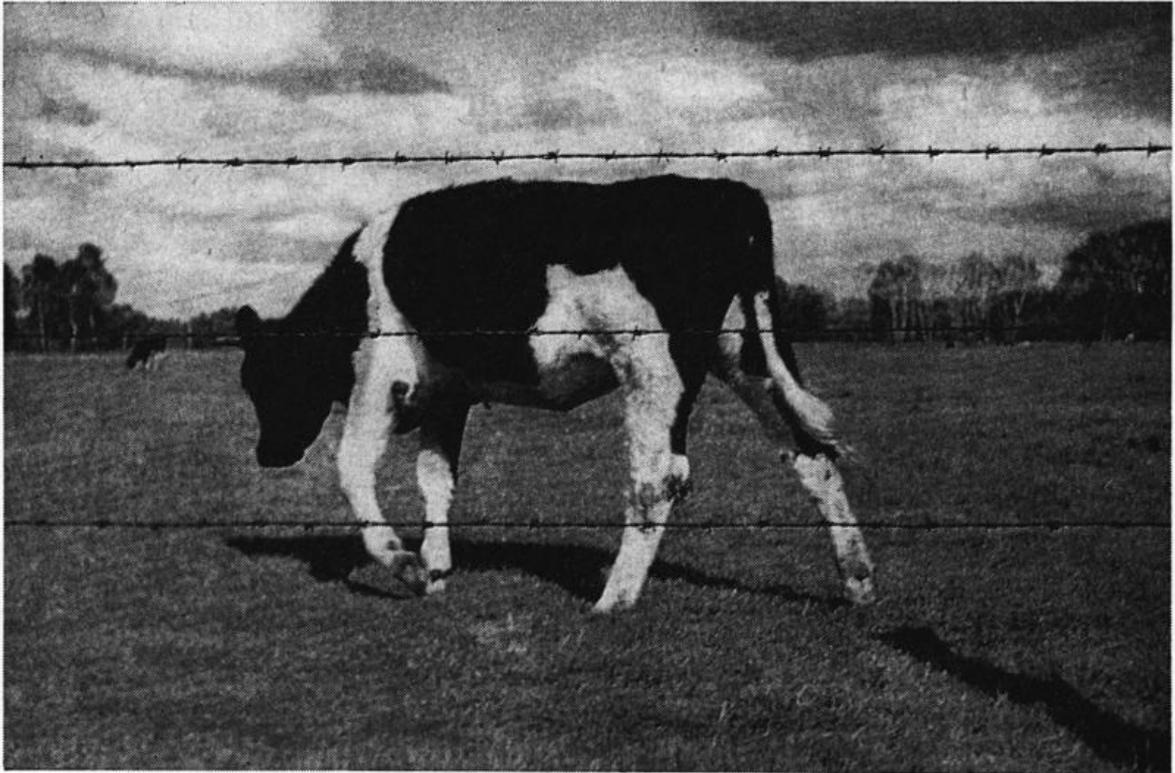
Für die rechte Hebung der Schatzung hatten einzustehen die Richter und Bürgermeister, die Ratsmänner, die Rezeptoren und Provisoren sowie auch die Pastoren. Bei „Verdunkelungen und Unterschleifen wurde in aller Strenge und exemplarisch dawider verfahren.“ Heinrich Bockhorst

Stadt einen oder zwei Züge Deutscher nicht bemerkt und an ihnen vorbeigegangen waren, die dazu übergingen, ihnen in die Stadt zu folgen. Der vorgeschobene Gefechtsstand blieb hinter den Kompanien in einem einzeln stehenden Hause zurück und wurde deshalb angegriffen. Als man den Feind zuerst näherkommen sah, glaubte man, — im Nebel des ersten Lichtes — daß die Truppen Teil der „Lake Superiors“ seien, und einer der Melder, der Gemeine (Soldat) Mills, wurde losgeschickt, sie in die Stadt zu führen. Er wurde sofort gefangengenommen; das hinterließ keinen Zweifel über die Identität der Eindringlinge. Um 9.50 Uhr verlangte der vorgeschobene Gefechtsstand, daß der 2 i/c, der Major RD Mackenzie, sofort zum vorgeschobenen Gefechtsstand geschickt würde, und nicht sehr viel später erfuhren wir, daß der kommandierende Offizier, der Oberstleutnant Frederick Ernest Wigle, DSO, OBE, getötet worden war.

Während der Höhe des Gefechts um den vorgeschobenen Gefechtsstand war der kommandierende Offizier die Treppe nach oben gegangen, um die Stärke des Feindes zu ermitteln, und er wurde von einem deutschen Scharfschützen (Schützen aus dem Hinterhalt) durch den Rücken geschossen. Er starb innerhalb von zwei oder drei Minuten. Oberst Wigle war nur zweieinhalb Monate beim Bataillon gewesen, aber in dem kurzen Zeitraum hatte er die „Argylls“ durch einige der heftigsten Kämpfe des Krieges gebracht — bei Calcar, den Hochwald und Veen. Er hatte sich ausgezeichnet durch seine Kaltblütigkeit, seinen Wagemut und seine methodische, harte Arbeit. In den zehn Wochen, die er als Kommandeur der „Argylls“ verbrachte, war ihm der „Order of the British Empire“ und der „Distinguished Service Order“ (der große Verdienstorden) verliehen worden, in der Tat eine seltene Ehrung in einem so kurzen Zeitraum. Jedes Mitglied der Einheit war zutiefst betroffen über die Nachricht vom Tode des Kommandeurs, ebenso waren es die Offiziere, die mit Oberst Wigle beim Brigade- und Divisionsgefechtsstand zusammengearbeitet hatten. Mehrere „Argylls“ hatten sich im Kampf um den vorgeschobenen Gefechtsstand ausgezeichnet: Leutnant R. W.



DAT LÜTTKE KALF



Verse und Aufnahme von Heinz von der Wall

*Ein Kalf kummt dichte nao den Draoht
un sütt neeschierig nao mi her. —
Gau heff ik mienen Kraom paraot,
ein Ogenschlag bruuk ik man mehr.*

*Fein fröndlick nu! — Wat deiht dat Deert?
Dreihet sienen Kopp, wiest mi den Steert!
Wekker har dat dacht: et is vergrellt;
dat lüttke Kalf will nich upt Beld!*

*Ik knips noch af, man 't is vörbi.
Wo mag dat Deert dor woll up staohn? —
Ein grot et Kalf, so fraog ik mi,
har dat villicht woll bäter daohn . . .*

Roscoe, der verwundet worden war, wurde für das Militärkreuz empfohlen; der Gefreite Fraser, der die Fundstelle den ganzen Kampf hindurch besetzt hielt, wurde für die Militärmedaille eingereicht. Zwei Mitglieder des Pionierzuges wurden getötet, und der Pionieroffizier, Leutnant A. Earp, wurde verwundet. Andererseits töteten die Mannschaften des vorgeschobenen Gefechtsstandes mindestens 16 Deutsche, nahmen mehrere gefangen und zerstreuten das Übergewicht (?) der Angreifer. Die „A“-Kompanie hatte sich zur Unterkunft des vorgeschobenen Gefechtsstandes zurückgezogen, um bei der Vernichtung der angreifenden Deutschen zu helfen, und jetzt rückte sie wieder vorwärts, um die restlichen Stadtbezirke zu

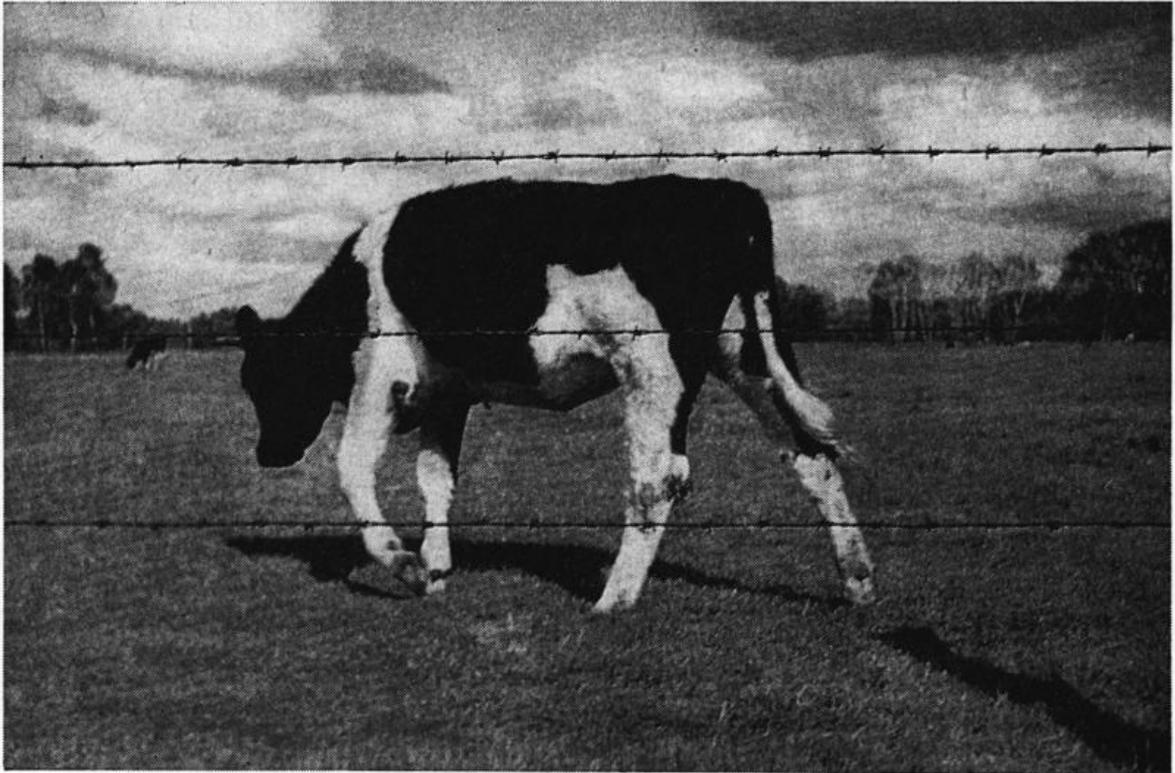
säubern. Die Kompanien fanden danach nur vereinzelt Widerstand, gegen 10.30 Uhr war die Stadt vom Feinde frei, und die „A“-Kompanie rückte vor, um die nördlichen Außenbezirke zu säubern und sich darin festzusetzen. Die Ingenieure bauten eine Brücke über den Kanal an der Hauptstraße in die Stadt, und bald begannen die Panzer in die Stadt zu rollen. Am Nachmittag zogen das Lincoln- und das Welland-Regiment durch die Stadt, um nach Nordosten auf den Küstenkanal vorzustoßen.

Insgesamt wurden 81 Kriegsgefangene bei der morgendlichen Operation gemacht, unsere eigenen Ausfälle waren sehr gering bei den Kompanien, verhältnismäßig schwer beim vorgeschobenen Gefechtsstand. Um



Der Abschnitt Friesoythe in der von den Kanadiern 1945 benutzten Kriegs- und Feldkarte

DAT LÜTTKE KALF



Verse und Aufnahme von Heinz von der Wall

*Ein Kalf kummt dichte nao den Draoht
un sütt neeschierig nao mi her. —
Gau heff ik mienen Kraom paraot,
ein Ogenschlag bruuk ik man mehr.*

*Fein fröndlick nu! — Wat deiht dat Deert?
Dreihet sienen Kopp, wiest mi den Steert!
Wekker har dat dacht: et is vergrellt;
dat lüttke Kalf will nich upt Beld!*

*Ik knips noch af, man 't is vörbi.
Wo mag dat Deert dor woll up staohn? —
Ein grot et Kalf, so fraog ik mi,
har dat villicht woll bäter daohn . . .*

Roscoe, der verwundet worden war, wurde für das Militärkreuz empfohlen; der Gefreite Fraser, der die Fundstelle den ganzen Kampf hindurch besetzt hielt, wurde für die Militärmedaille eingereicht. Zwei Mitglieder des Pionierzuges wurden getötet, und der Pionieroffizier, Leutnant A. Earp, wurde verwundet. Andererseits töteten die Mannschaften des vorgeschobenen Gefechtsstandes mindestens 16 Deutsche, nahmen mehrere gefangen und zerstreuten das Übergewicht (?) der Angreifer. Die „A“-Kompanie hatte sich zur Unterkunft des vorgeschobenen Gefechtsstandes zurückgezogen, um bei der Vernichtung der angreifenden Deutschen zu helfen, und jetzt rückte sie wieder vorwärts, um die restlichen Stadtbezirke zu

säubern. Die Kompanien fanden danach nur vereinzelt Widerstand, gegen 10.30 Uhr war die Stadt vom Feinde frei, und die „A“-Kompanie rückte vor, um die nördlichen Außenbezirke zu säubern und sich darin festzusetzen. Die Ingenieure bauten eine Brücke über den Kanal an der Hauptstraße in die Stadt, und bald begannen die Panzer in die Stadt zu rollen. Am Nachmittag zogen das Lincoln- und das Welland-Regiment durch die Stadt, um nach Nordosten auf den Küstenkanal vorzustoßen.

Insgesamt wurden 81 Kriegsgefangene bei der morgendlichen Operation gemacht, unsere eigenen Ausfälle waren sehr gering bei den Kompanien, verhältnismäßig schwer beim vorgeschobenen Gefechtsstand. Um

18 Uhr begrub der Feldgeistliche der „Lake Superiors“ — da unser eigener Geistlicher auf Urlaub war — den Kommandeur und die anderen „Argylls“, die während des Tages getötet worden waren, auf einem Feld südlich der Stadt. Notwendige Operationsbedingungen machten es unmöglich für das ganze Bataillon, an der Trauerfeier teilzunehmen, nur einige der Offiziere waren anwesend. Major RD Mackenzie wurde Bataillonskommandeur, Major McCordic, Kommander der C Coy, übernahm die Aufgaben des 2 i/c. Nach dem stürmischen Tag verbrachte man die Nacht ruhig mit gelegentlichem, wirkungslosem Feindbeschuß auf die Stadt Friesoythe, in der viele große Brände wüteten.

Sonntag, 15. 4. 1945
Friesoythe, Deutschland,
MR 086918, sheet 2913

Nach einer ziemlich kühlen Nacht verließ die C-Kompanie mit dem Nachrichtenzug Friesoythe, um Stellungen im Gebiet der Straßenkreuzungen 074976 (Blatt 2913) zu beziehen. Ihre Aufgabe war es, so weit wie möglich zur Küstenkanalbrücke vorzugehen, von der bekannt war, daß sie vom sich zurückziehenden Feind in die Luft gesprengt worden war. Die „A“-Kompanie verließ Friesoythe, kurz nachdem die „C“-Kompanie ihre neue Stellung erreicht hatte. Diese

Kompanie sollte auf dem Wege westlich der „C“-Kompanie vorgehen, das Gebiet bis zum Kanal und zwischen den Kompanien kontrollieren und einen Gegner, der sich noch in dem Gebiet befand, zur „C“-Kompanie treiben. Einige kleinere Verluste erlitt man während dieser Bewegungen, das Feindfeuer kam von der Nordseite des Kanals. Um 18.00 Uhr kehrten die „Argylls“ unter das Kommando der 10. Kanadischen Infanteriebrigade zurück. Es gab keine Feindtätigkeit, die während der Nacht gegen Friesoythe gerichtet war, aber unsere zwei vorderen Kompanien waren einem Granatfeuer beträchtlichen Ausmaßes ausgesetzt.

Quellen:

1. Kriegstagebuch des Bataillons „THE ARGYLL AND SUTHERLAND HIGHLANDERS OF CANADA“, Tagesberichte für den 14. 4. 1945 (Todesstag des Obersten Wigle) und den 15. 4. 1945, freigegeben durch Colonel Sprung am 13. 2. 1962, Zeichen: HQ 1475-2-W (D Hist), Department of National Defence, Ottawa.
2. Kanadische Karte: Central Europe 1:100 000, Sheet M 2, first edition, Oldenburg, Blatt 2913, Published by War Office 1944. G. S. G. S. No. 4416.

Für die Übersetzung sei Herrn Mittelschulrektor Heinrich Gier, Lohne, freundlichst gedankt. August Wöhrmann

Die hartnäckigen Steinfelder

Nicht immer machte es die Post den Bewohnern von Stadt und Land so bequem wie heutzutage. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Briefe und Pakete den Empfängern nicht ins Haus gebracht. Die Bewohner mußten sich ihre Postsachen selbst vom Postamt oder Postlager abholen. In kleinen Landorten ohne Postspedition befanden sich meistens sog. Postlager, und zwar vorwiegend in Gastwirtschaften. In diesen legten die Postboten oder Postillione die ankommenden Postsachen ab. Dort wurden sie dann meist im Fenster des Postlagers für jedermann sichtbar ausgestellt und blieben solange liegen, bis sie vom Empfänger abgeholt wurden.

Endlich wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Landbriefbestellung eingeführt. Die Empfänger brauchten nicht mehr selbst

zur Postanstalt oder zum Postlager zu gehen, um ihre Briefe usw. abzuholen. Der Briefträger brachte ihnen ihre Postsachen ins Haus, anfangs auch sonntags, bald aber nur werktags. Die neue Einrichtung fand bei der Bevölkerung großen Anklang, war diese doch des Ganges zum Postamt enthoben.

Anfangs genossen nur die größeren Ortschaften den Vorteil der Landbriefbestellung. Als mit der Verbesserung der Wege und Straßen mehr Fahrposten eingeführt wurden, dehnte sich die Landbestellung immer weiter aus, selbst auf kleinere Orte, mochten sie eine Postanstalt (Postspedition) besitzen oder nicht. Immer mehr Briefträger wurden angestellt. Am 1. März 1858 betrug das Gehalt des Briefträgers einschließlich Kleidungsgeld 250 Taler im Jahr.

Die vorhandenen Postanstalten hatten





Zwei historische Kapellen bei Steinfeld

Links die Rosenkranzkapelle, unweit des Kirchdorfes nördlich an der Straße nach Lohne, bildet alljährlich im Sommer das Ziel einer brauchwürdigen Prozession der Pfarrgemeinde Steinfeld. — Rechts die bekannte Ondruper Kapelle, ebenfalls an der Straße von Steinfeld nach Lohne, steht auf sagenumwobenem Platz und hatte vermutlich schon im frühen Mittelalter eine Vorgängerin.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

jetzt nur noch den nach anderen Orten mit Postanstalten abgehenden Verkehr zu besorgen. Dieser war bei manchen kleineren Postspeditionen so gering, daß es sich nicht lohnte, die Postanstalt bestehen zu lassen. Zahlreiche kleinere Postniederlagen, sog. Postspeditionen, wurden wieder aufgehoben. Auch Steinfeld, damals eine Bauernschaft von 486 Einwohnern, verlor seine Postspedition. Es sollte künftig von der Postspedition Lohne versorgt werden.

Die Steinfelder, die vierzig Jahre lang eine Postspedition besessen hatten, glaubten, dadurch ein Anrecht auf dauernden Besitz erworben zu haben. Am 31. August 1861, dem Tage, an dem die Postspedition in Steinfeld aufgehoben wurde, beantragten der Gemeinderat, Fabrikanten und Gewerbetreibende von Steinfeld beim Staatsministerium in einem 18 Seiten umfassenden Gesuch, die Aufhebung ihrer Postspedition wieder rückgängig zu machen. Nach dem Bericht der

Oldenburgischen Post- und Telegraphen-Direktion sind aus der ganzen Gemeinde Steinfeld und aus einem Teil der Gemeinde Holdorf durch die Postspedition Steinfeld durchschnittlich täglich nur sechs Briefe und zwei Pakete bzw. Geldsendungen abgesandt. Das Staatsministerium lehnte deshalb auf Vorschlag der Postdirektion das Gesuch ab.

In Steinfeld herrschte vorläufig Ruhe, wenigstens äußerlich. In den Herzen mancher Bewohner aber mag ein innerer Groll weitergelebt haben. Am 10. Januar 1865, also nach dreieinhalb Jahren, erneuerten die Steinfelder ihr Gesuch, das sie diesmal an die höchste Instanz, unmittelbar an den Großherzog selbst, richteten. In ihrem Schreiben verwiesen sie auf das langjährige Bestehen einer Postspedition in Steinfeld, ferner auf die wirtschaftliche Bedeutung des Ortes, auf seine ausgedehnten Verkehrsbeziehungen und auf seine Lage an der Poststraße.

Was alte Steinfelder Mühlen sangen . . .

1860 besuchte Wellenkamps Jännken die Bünkers Kuper Oma, die sterben wollte. Diese war ihre Nachbarin, die am Wege nach Harpendorf wohnte. Das Haus steht nicht mehr. Es war zuletzt bewohnt von dem alten Grewen Ton. Dieser war zuletzt Tambour-Major auf dem Schützenfest.

Wellenkamps Jännken nahm ihren einzigen, dreijährigen Sohn an der Hand mit. Dieser war nachmals mein Vater. Nach 75 Jahren wußte er noch, was die beiden Frauen im und am Krankenbett besprochen hatten: das tägliche Brot, das seinerzeit oft sehr knapp war.

Jene Frauen hatten noch viel Poesie im Gemüt. Die alte Frau — sie muß wohl nicht so sterbenskrank gewesen sein, erklärte meiner Großmutter das Lied, das die Mühlen in Steinfeld während des Jahres sangen:

„Bei Lichtmeß singen sie
langsam und dumpf:

Haak man Brot! Haak man Brot!“

„Bei Sünt Jakob laufen die Steine
schnell und freudig:

Stutenback — back — back!

Stutenback — back — back!“

Konrad Meyer

Den geringen Nachteilen der Einführung der Landbestellung standen wesentliche Vorteile gegenüber. Sollte jeder Ort von der Bedeutung Steinfelds mit einer Postanstalt versehen werden, so wäre der ganze Apparat des Postinstituts nach der Einführung der Landbestellung unmäßig verteuert und der Postbetrieb außerordentlich erschwert worden. Die „bedeutenden“ Verkehrsbeziehungen Steinfelds kamen im Februar 1865 in folgenden amtlich ermittelten Zahlen zum Ausdruck: Abgesandt wurden aus Steinfeld durchschnittlich täglich 7,4 Briefe sowie 1,3 Pakete und Geldsendungen; es kamen an 16,3 Briefe sowie 2,4 Pakete und Geldsendungen, vom Landbriefträger dem Empfänger ins Haus gebracht. An Poststraßen lagen übrigens andere Bauernschaften auch ohne Postanstalt, die mehr Einwohner hatten als die 486 Einwohner zählende Bauernschaft Steinfeld. Den Steinfeldern wurde daher mit höchster Genehmigung geantwortet, der Postverkehr sei zu unerheblich, um die Wiedereinrichtung der Postspedition zu rechtfertigen.

Aber die Steinfelder gaben sich damit nicht zufrieden. Nach Verlauf eines Jahres veranlaßten sie die in Holland ansässigen

aus Steinfeld gebürtigen Kaufleute, sich für sie beim Großherzog zu verwenden. Es geschah in der Hoffnung, eine Beschwerde aus dem Auslande werde ihre Wirkung an höchster Stelle nicht verfehlen. Die Namen der betreffenden Kaufleute sind in den „Postgeschichtlichen Blättern“ mitgeteilt.

Die höchste Stelle wandte sich in der Angelegenheit wiederum an die P. T. D. Diese erwiderte, neue Momente seien in dem Gesuche nicht enthalten. Oberpostdirektor Bödeker war ärgerlich, daß er immer wieder in den nun schon fünf Jahre dauernden Streit eingreifen mußte. Der Entscheid des Staatsministeriums lautete kurz: „Die Frage wegen Wiedereröffnung der Postspedition Steinfeld ist wiederholt geprüft und befunden, daß von der Wiedereröffnung abgesehen werden muß.“

Da endlich gaben die Steinfelder ihren Kampf auf.

Dr. Vormoor

Entnommen aus einem Beitrag in den Bremer „Postgeschichtlichen Blättern“ Bd. I. von Oberpostamtmann a. D. Gerh. Tooren in Oldenburg mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung.

Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

Im Februar 1911 war die Reifeprüfung, oder wie man damals sagte: „Abitür“ (nicht Abitur). Zwölf hatten bis zuletzt bei Struck ausgehalten, fünf sind heute noch am Leben: Heinrich Born, Doktor der Medizin in Duisburg; Hubert Burwinkel, Doktor der Philosophie und Oberstudienrat a. D. in Cloppenburg; Edgar von Hobe, Landrat a. D. in Bonn; Josef Warnking, Pastor in Goldenstedt; Hermann Bitter, Oberstudiendirektor a. D. in Cloppenburg. Am Tage unseres Abiturs starb der beliebte Oberlehrer Kreuzmann an einer zu spät operierten Blinddarmentzündung. Wie waren wir traurig! Es trauerte die ganze Schule, die ganze Stadt um diesen Mann mit dem goldenen Herzen! Das bestandene Examen stand unter solchem Schatten. Wir trafen uns zu einer ziemlich stillen Abschiedsfeier bei „Fets Lisa“. Dabei fehlten die Unterprimaner; auch fehlten unsere Lehrer. Unter dem Eindruck dieses Todes stand auch die Entlassung in der Aula. Sie war schlicht und ein wenig bedrückt.

Bald fuhren wir nach Hause, ganz entgegen der Tradition, als Abiturient noch tage- und nächtelang das Musenstädtchen unsicher zu machen. Zur Beerdigung waren wir alle wieder da, um dann endgültig Abschied zu nehmen: Abschied von alten Freunden, die wie Brüder waren; Abschied vom Konvikt, das uns trotz allem wie ein Elternhaus war; Abschied von der Schule, die uns geistige Heimat und geistige Geborgenheit bedeutete, was wir fühlten, ohne es genau aussprechen zu können; Abschied auch von dem Städtchen, das uns ans Herz gewachsen war, weil es so viel Liebes und Schönes für uns barg. Viel Wehmut mischte sich mit viel Freude.

Einen Abiturienten, der das Gymnasium verlassen hat, aber noch nicht als civis academicus an der Universität oder Hochschule studiert, nennt man „mulus“, einen Maulesel, der zwar kein Esel, aber auch kein richtiges Roß ist. Von dieser Sorte gab es in Cloppenburg im sonnigen Frühjahr 1911 im ganzen fünf. Außer mir waren es Josef Roter, Georg Meyer-Berg, Carl Peus und Franz Große-Wietfeld. Schnitter Tod hat die lieben Kommilitonen schon abgeholt, damals sangen wir aber voll Begeisterung:

„Wir zieh'n hinaus nun in die Freiheit
Nach langer schwerer Arbeitszeit,
So leb' denn wohl, du alte Penne,
Mit deiner Freud', mit deinem Leid...“

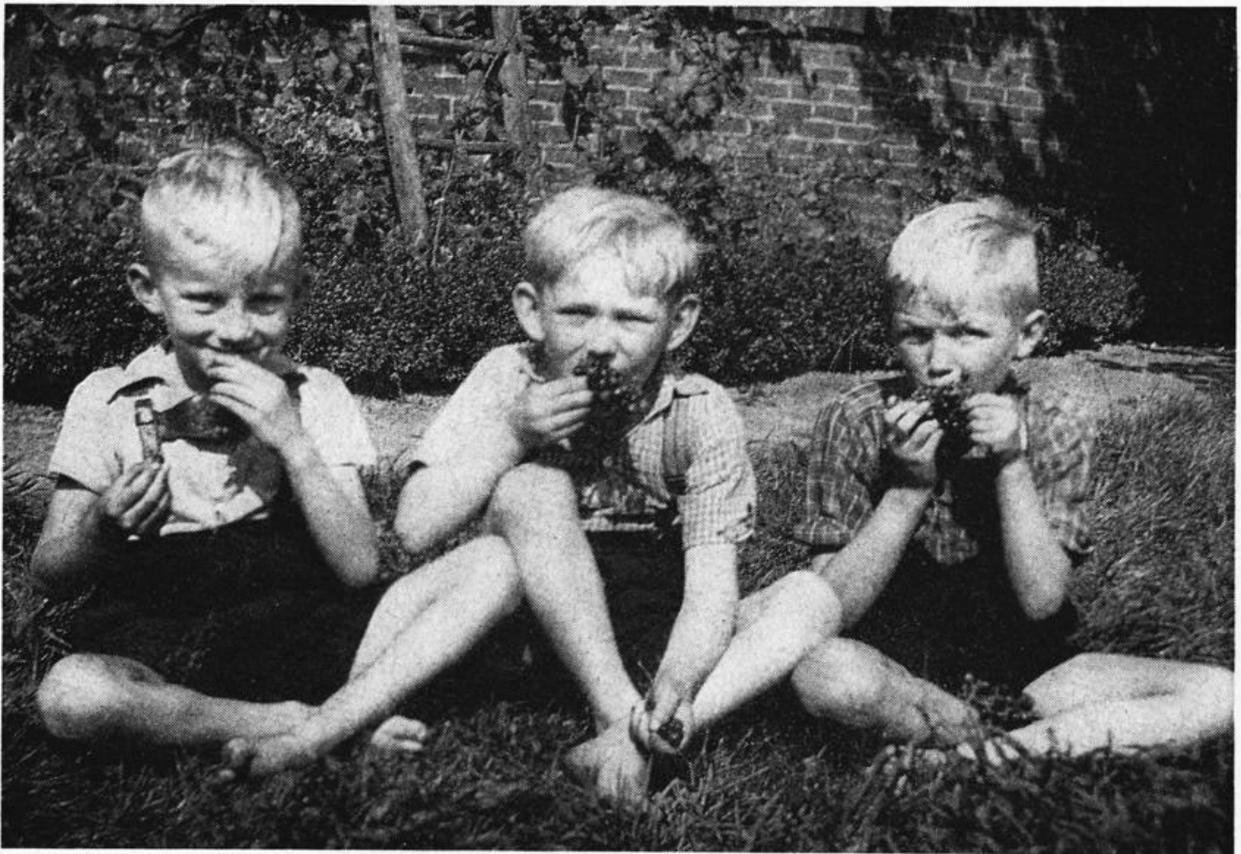
Das alte Vechtaer Abiturientenlied, das heute noch gern gesungen wird, nicht nur in Vechta, war gedichtet und für Blaskapelle komponiert von dem ehemaligen Vechtaer Abiturienten Fritz Landgraf, heute Zahnarzt (auch a. D.) in Friesoythe. Eine ganze Woche stolzierten wir im Gehrock — gewissermaßen die toga virilis, das Manneskleid des mulus — mit der roten Abiturientenmütze durch die Straßen der Heimatstadt, damit auch alle erfuhren, was für Kerle wir waren.

Nachdem Homer und Plato, „Cicero und Freund Schulmann ad acta“ gelegt und „in die Ecke Schalk Horaz“ gefegt waren, wie es in unserem Liede hieß, harrten meiner neue, große Aufgaben: Ich widmete mich der Kunst. Der Vorstand des Cloppenburgers Paramentenvereins, Tante Emma (Poot) und Frau Roter, bat mich, im „Raub der Sabinerinnen“ den Theaterdirektor Emanuel Striese zu spielen.

Es war Ehrensache für junge Leute in Cloppenburg, ab maiorem Dei gloriam und zum Besten des Paramentenvereins alljährlich ein Theaterstück aufzuführen. Natürlich spielten auch Mädchen; pardon! junge Damen — mit, was bei den Schüleraufführungen in Vechta einfach unvorstellbar gewesen wäre. Meine Schwester Mimi war Frau Professor, Aenne Brockhage eine junge eifersüchtige Frau, Luise Pöppelmann ein verliebtes und gewitztes Professorentöchterlein, Ida Heyder die treue Rosa, Josef Roter ein etwas ängstlicher Professor der Alten Sprachen und heimlicher Dichter klassischer Tragödien, Hermann Bitter-Bank ein flotter junger Arzt ohne „Vorleben“, Otto Brinkmann ungeratener Sohn und feuriger Liebhaber, cand. med. Josef Nolte zorniger Vater und Großkaufmann und ich — nu äben — Emanuel Striese, Theaterdirektor.

Das war natürlich eine ganz andere Rolle als die klassischen Gestalten des „Wallenstein“, den wir im letzten Jahr in Vechta gespielt hatten. In „Wallensteins Lager“ mimte ich den Rekruten und bekam Krach





Traubenkur in Mutters Garten. Echte Rebstöcke gab es früher mehr in unserer Heimat als heute. Sie fanden sich meistens an geschützten Wänden mit Südlage. Ihre köstlichen Früchte waren hierzulande bei jung und alt sehr begehrt. Die blaue Sorte war beliebter als die weiße, aber schwerer zu ziehen. Jedoch die Freunde dieser Rebkultur werden auf unseren Bauernhöfen und in den heimischen Gärten immer weniger, weil selbst schon die Dorfläden fast das ganze Jahr hindurch Weintrauben aus südlichen Gefilden preiswert anbieten. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

mit Walter Filbry, der den Kapuziner machte, als ich ihm zu heftig die Schnapsflasche auf die bartumwucherten Lippen drückte; in der Tragödie war ich Graf und Gräfin Terzky in einer Person, das Stück war nämlich von einem Bearbeiter für Jungenschulen zurechtgeschneidert worden, wobei das weibliche Element ausgemerzt worden war. Manchmal wurden weibliche Rollen auch von Jungen gespielt: Heinz Schewe spielte im „Belisar“ mit wallendem Haupthaar und gerundeter Brust Frau Belisar, mein Klassenkamerad Beisenkötter mit den weiblichen, weichlichen Zügen Fräulein Belisar mit langen gelben Gretchenzöpfen, wir fanden das ganz schön.

Theaterdirektor Striese! den unsterblichen Komödianten, diese wundervoll gelungene Bühnenfigur, den sollte ich spielen. Als ich am Schluß des dritten Aktes den von Dr. Krudewig gepumpten Kaisermantel, der wohl zwei 17jährige Jünglinge beherbergen konnte, von den Schultern gleiten ließ und in farbig umwickelten weißen Unterhosen (nackte Beine waren verpönt) und roter

Tunika mit hölzernem, silberbronziertem Schlachtschwert als König „Titius Tazitus“ auf den Brettern stand, die die Welt bedeuten, da war mein Ruhm als Mime gesichert. Nicht nur das, ich wurde auch geschätzter Regisseur des Katholischen Gesellenvereins, mit dem ich in den folgenden Jahren außer anderen Stücken den „Zunftmeister von Nürnberg“ und die Oper „Preziosa“ samt Chören einstudierte. Das altersschwache Klavier der „Walhalla“ wandelte sich unter meinen Künstlerhänden zum glanzvollen Orchester.

Wie waren wir mit Eifer bei der Sache, der temperamentvolle, weitgewanderte Josef Behrens, seine hübsche, musikalische Schwester, die so schön sang, die charmante Maria Frederichs, ferner ein hochbegabter, explosiver Schlesier, dessen Name mir entfallen ist, und viele andere, heute würdige Damen und Herren! Wochenlang vorher wurde gehämmert, genagelt, gepinselt, gebastelt, denn die jungen Handwerker, ihnen voran Behrens Opa, machten alles selber, Bühnendekorationen und Prospekte, histori-

sche Kostüme, finstere Verliese, Bankettsäle und anmutige Parklandschaften. Die Zusammenarbeit machte Freude und brachte mir viel inneren Gewinn.

„Mulus“ ist eine Wesensbezeichnung, die dazu passende Zweckbestimmung ist „Keilfuchs“. Dieser ist ein bevorzugtes Wesen, indem daß er ständig eingeladen und umworben wird. Sein Bier braucht er nicht zu bezahlen, bloß zu trinken. Wir waren gern-gesehene Gäste beim CV und beim KV, feierten rauschende Kommerse und übten uns ganz ernsthaft für das Leben eines akademischen Bürgers.

Ende April rüstete ich mich für die Reise zur Universität. Im Rat der „Alten“, zu denen auch die älteren Studenten wie Schopen Louis gehörten, ward beschlossen, daß ich nach Freiburg im Breisgau gehen müsse. Der Reisekorb mit der Schließstange wurde gepackt. Hinein kam ein Verzeichnis all der Dinge, die mir mitgegeben wurden, die Zahl der Taschentücher und Kragen, auch die Geige und der Spirituskocher. Mit mir fuhren Georg Meyer-Berg und Franz Große-Wietfeld. Wir drei Muli wurden von dem Kandidaten der Medizin Josef Nolte, einem „uralten“ Semester betreut. Er trug den damals modischen Spitzenbart à la Henri IV. Ich brauchte mich noch nicht zu rasieren. Wir machten die Reise im gemächlichen Tempo.

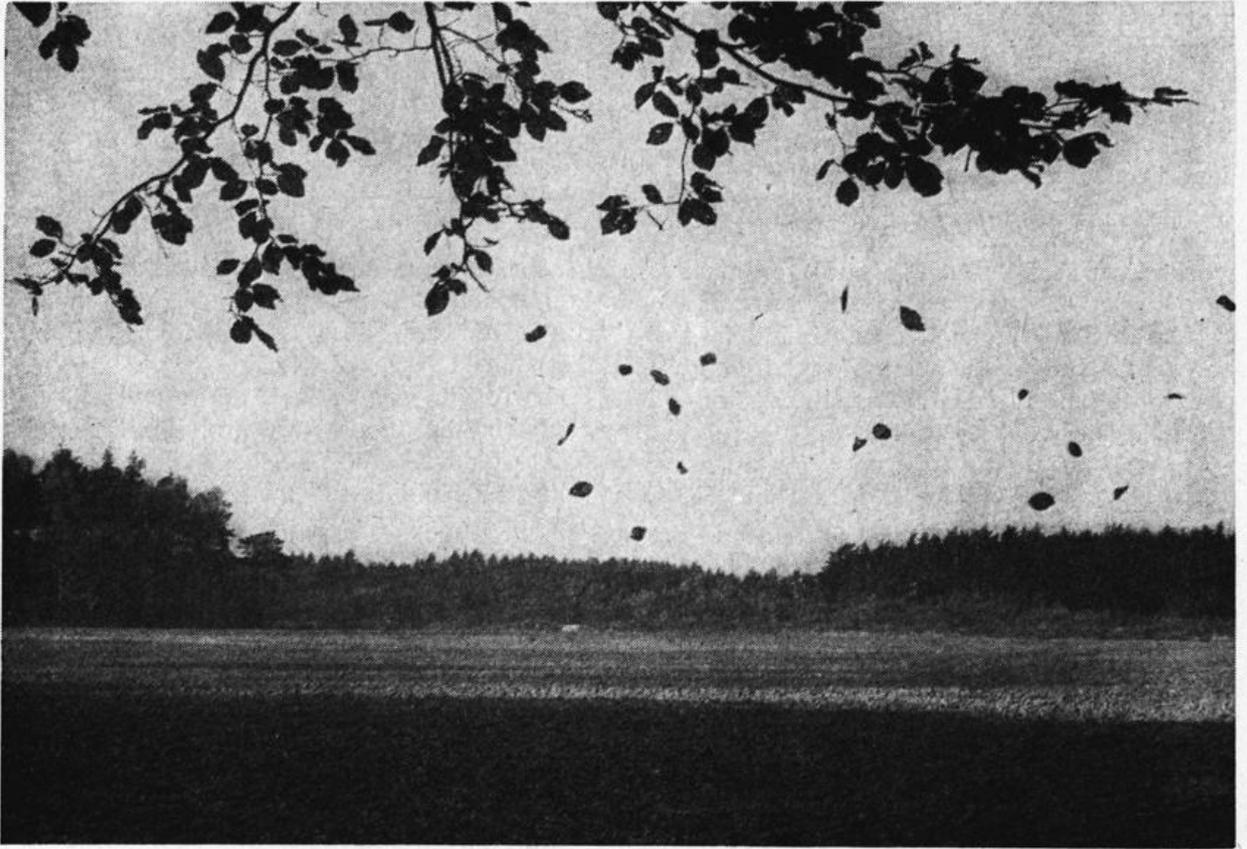
Wenn damals jemand eine Vorstellung von einer ganz weiten Entfernung geben wollte, dann sagte er: „Dat ligg noch achter Mönster“. Achter Mönster war ich noch nicht gewesen. Zum erstenmal fuhr ich über den Rhein, den sagenumwobenen und schönsten aller Ströme. Voll Ehrfurcht stand ich im Halbdunkel des säulenreichen Kölner Domes, stand vor dem berühmten Bilde Meister Stephan Lochners „Anbetung der Hl. Drei Könige“, in der Mitte Maria, „auf goldenem Grunde gemalt“. Wir tauchten in den Strudel der Hohen Straße und saßen im Café Bauer. Vor lauter neuen Eindrücken ging es mir, wie schon einmal: Als ich stauend hinter den andern her trudelnd auf dem Riesenbahnhof den richtigen Bahnsteig gefunden hatte, sah ich noch eben das Schlußlicht unseres Zuges meinen entsetzten Blicken enteilen. Am liebsten hätte ich wieder . . ., aber nein, dieses Mal wußte ich mich zu beherrschen. Nach 3 Stunden fuhr der nächste Zug. Nachts um 1 Uhr standen die Kommilitonen am Bahnhof Bingerbrück. Josef Nolte fiel mir um den Hals mit einem vergnügten „Mensch, Striese, Direktor!“

(Raub der „Sabincherinnen“ IV. Akt), der Wein hatte den Freunden das Herz fröhlich gemacht, wie er es nach den Worten des Psalmisten ja tun soll. Am nächsten Morgen rieb ich mir erstaunt die Augen, ich schaute gegen Berge und auf den Strom, auf dem leuchtend weiße Rheindampfer und qualmende Schleppezüge fuhren.

Nachmittags waren wir in Heidelberg, sahen das Schloß und die Verwüstungen, die die Soldaten des Franzosenkönigs Ludwig XIV. darin angerichtet haben, waren überwältigt von der Frühlingspracht der zauberischen Landschaft und bekuckten begeistert das Stadtbild Scheffels, des Sängers von „Alt-Heidelberg, du Feine!“ „Er ragt in Erz gegossen dort“, heißt es im schönen Studentenliede. Heute nicht mehr, denn die Nazis haben ihn fortgeholt und zur Kanone umgegossen. Natürlich mußte ich im Schloßkeller „am Ring ziehen“ und war sehr erschrocken, als mir zur Freude meiner Freunde ein Fuchsschwanz übers Gesicht fuhr. In einem der Keller lag das Riesenfaß, das der Zwerg Perkeo ausgetrunken hat, ein Faß so groß wie unsere Wohnstube. Später saßen wir in der nach ihm benannten Studentenkneipe, wo forsche Musensöhne mit bunten Mützen über den zersäbelten Gesichtern den Humpen schwangen und zackig „ex“ tranken.

Um das Schlafgeld zu sparen, stiegen wir gegen 12 Uhr nachts in den Zug und waren am frühen Morgen in Freiburg. Das Tor zu einer neuen Welt war durchschritten. Aber in dieser neuen Welt die eigene innere und äußere Welt in Ordnung zu halten, war nicht ganz leicht. Freiheit ist ein kostbares, jedoch auch schwieriges Gut.

Freiburg war eine wunderschöne Stadt mit seinem herrlichen Münster, das den zierlich beschwingten Turm in den Himmel reckt, mit den grünen und goldenen Bergen ringsum, seinen Gassen und Giebeln, den plätschernenden Rinnsalen an den Straßen, den alten Toren, dem Schwabentor und Martinstor, durch die Straßen in den wunderreichen Schwarzwald führen. Am Münsterplatz lagen heimelige Weinstuben, der „Rappen“ und der „Engel“, in der Nähe die „Alte Burse“ und der „Hechinger“. An der Kreuzung der Hauptstraßen lag der Bertholdsbrunnen, auf ihm die Figur des Mönches Berthold Schwarz, der das Schießpulver erfunden hat. Die Universität war in der Bertholdstraße, wo ich Philosophie, Latein und Griechisch hörte. Philosophie war ein schweres Fach, viel interessanter war dage-



Herbststimmung über den Fluren des Oldenburger Münsterlandes.

Aufn. Heinz Zurborg-Lutten

gen Kunstgeschichte. Ich horchte bei den Medizinern, schnüffelte in der Bibliothek und besuchte fleißig das neue Stadttheater. Kneipe, Convent und Fuchsenstunden — ich war einer Korporation beigetreten — verlangten ihre Zeit, aber mit den Kommilitonen wurde auch der Schwarzwald in allen Richtungen erforscht. In den Pfingstferien wanderte ich mit Stab und Rucksack durch die Schweiz, unvergeßliches Erlebnis! Beim „Fuchsenbummel“ über den Roßkopf ins Glottertal lernte ich die Stärke des Weines kennen.

Reges geistiges Leben herrschte in der Korporation, denn es gab Gedankenaustausch mit Vertretern aller Fakultäten, Medizin und Jurisprudenz, Philologie und Naturwissenschaften, und bedeutende Künstler waren auch dabei: Wenn Elmar (heute Generalmusikdirektor Carl Elmendorff) am Klavier phantasierte, erschien es mir „Höhere Offenbarung“. Der Sommer 1911 war ein heißer Sommer, der heißeste seit 100 Jahren. Die Dreisam hatte kaum Wasser, man konnte trockenen Fußes hindurchgehen. Als ich Ende Juli wieder in die Heimat fahren konnte, freute ich mich sehr. Freiburg liegt in einem Talkessel. So schön die Berge waren, sie beengten mir den Blick, den Blick des Menschen der Norddeutschen Tief-

ebene, der an Größe und Weite gewöhnt ist. Er sieht dort zu wenig Himmel und Ferne. Ich nahm den schnellsten Weg heim, die Schönheiten der Fremde reizten nicht mehr. Als der Zug durch die westfälische Ebene rollte, als er erst den Teutoburger Wald hinter sich gelassen hatte, als er gar bei Quakenbrück die Grenze des „Auslandes“ (Preußens) passierte, da ging mir das Herz auf, und ich sang und piff und trommelte voll Freude: „Heil dir, o Oldenburg!“ Damals entdeckte ich erst die Reize unserer heimatlichen Landschaft, die gerade im Spätsommer ihre stille, scheue Schönheit enthüllt mit dem hohen, weiten Himmel und seinen Wolken, mit der zartflimmernden, bläulich dunstigen Luft, mit ihren goldenen Feldern und grünen Wäldern, der blühenden Heide und dem ernstesten Moor, deren wonnigen Duft zu atmen schon Glück bedeutet.

Bei uns im Städtchen war wieder allerrhand los. Sehr starken Eindruck machte auf uns junge Akademiker der Besuch Dr. Carl Sonnenscheins, des Berliner Studentenseelsorgers, und Schöpfers des SSS (Sekretariat Sozialer Studentenarbeit) und des KKK (Kreis Katholischer Künstler). Damals wirkte er noch am Volksverein in Mönchen-Gladbach, aus dem viele in Deutschland führende

Männer hervorgegangen sind — ich nenne nur den Reichskanzler Dr. Brüning. Er hielt uns einen Vortrag über die Notwendigkeit sozialer Arbeit. Rechte Einsicht besaßen wir nicht, da soziale Spannungen vor dem ersten Weltkriege im Oldenburger Münsterland kaum bestanden. Aber er hatte eine eindrucksvolle, aufrüttelnde Art zu sprechen und zu überzeugen. Er zeigte uns auch die Möglichkeiten praktischer Arbeit. Man könne doch in der Kolpingfamilie, im Arbeiterverein das, was man gelernt habe, praktisch verwerten, man könne zum Beispiel eine „Kunstausstellung“ machen. Das schlug ein.

Otto Brinkmann (1923 als Amtsrichter gestorben) und ich bekamen den Auftrag, das Nötige vorzubereiten. Wir schrieben an etwa 20 Kunstverlage nach Leipzig, Dresden und München, die uns bereitwillig Material schickten. Der Volksverein schickte Lichtbildserien und dazu einen fertigen Vortrag. Die Ausstellung war bei Terwelp, den Vortrag mit Lichtbildern hielten wir in der Walhalla. Unsere jüngeren Freunde aus dem CPFK liefen Reklame mit einem großen Werbeplakat, auf dem in Riesenbuchstaben gemalt stand: „Heute Eröffnung der Kunstausstellung und Lichtbildervortrag in der Walhalla“. Erst kam Otto dran, dann ich. Natürlich hatte ich mich präpariert und wollte meinen Vortrag frei halten, aber nach einigen Bildern hatte ich alles vergessen und geriet durcheinander, weil die Bilder nicht in der richtigen Reihenfolge eingesteckt wurden. Von Beherrschung des Stoffes konnte natürlich keine Rede sein, wir besaßen mehr Dreistigkeit als Sachkenntnis. Heute muß ich mich über mich wundern, damals nicht. Wir hatten genügend Wagemut, alles zu unternehmen. Der Arbeit im Gesellenverein und im Arbeiterverein bin ich bis zum Kriege treu geblieben.

Aber das größte Ereignis dieser Ferien war am 9. August, einem strahlenden Sonnentag. Wir verbrachten ihn bei Roters Hütte in den Bührener Tannen mit Spießbraten und einer Kiste Bier am Lagerfeuer, lasen Gedichte, erzählten Geschichten und streiften im Walde. Als wir am Abend heimkehrten, beleuchtete ein strahlender Vollmond unsern Weg. Trotzdem brannten in der Stadt alle Straßenlampen, sonst wurde doch in hellen Nächten Gas gespart. Uns überkam die Ahnung irgendeines ungewöhnlichen Ereignisses. Und richtig! Auf der Straße zwischen Apotheke und Centralhof war die Straße schwarz von Menschen, die von einer wider den Brauch bei Mondenschein brennenden Gaslaterne beleuchtet

wurden. Sie überstürzten sich geradezu beim Erzählen.

Etwa um 10 Uhr morgens hatte Prinz Heinrich von Preußen, der leibliche Bruder SM des Deutschen Kaisers Wilhelm II., im Auto von einer Englandfahrt kommend, in Richtung Ahlhorn die Stadt durchfahren. Kurz vor Lethe war er infolge Versagens der Steuerung gegen eine dicke Birke gefahren und mit seinem Wagen jenseits des Chausseegrabens gelandet. Das Fahrzeug wurde vollständig zertrümmert. Adjutant von Usedom wurde auf die Berme geschleudert, erlitt aber nur leichte Verletzungen; der Prinz selber hatte gelenkt und kam mit unerheblichen Prellungen davon. Sein Chauffeur Hardt, der neben ihm gesessen hatte, lag mit blutüberströmtem Gesicht und gebrochenem Schädel bewußtlos auf der Straße. Ein zufällig des Weges kommender Autofahrer leistete die erste Hilfe. Er nahm Kapitän von Usedom mit nach Cloppenburg und benachrichtigte meinen Vater, der sofort im eigenen Wagen nach Lethe kam. Prinz Heinrich hatte selber inzwischen weitere Hilfe aus nahen Häusern herbeigeholt. Mein Vater fuhr zunächst mit ihm nach Ahlhorn, um telefonisch Weinhändler Anton Werner anzurufen, er möge mit seinem größeren Wagen nach Lethe kommen, um den Schwerverletzten abzutransportieren. Während er bei Rohleder telefonierte, sagte unser Kleinknecht, den mein Vater sich zum Chauffeur heranbildete — Fahrlehrer, wie es heute gibt, gab es nicht — „Dor heste aober schön wat maoket.“ Der Prinz fragte ihn, ob er denn wisse, wer er sei. Natürlich nicht. „Ich bin Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Kaisers“. Der Junge hob wortlos den Zeigefinger an die Schläfe und brachte ihn in drehende Bewegung. Der Mann sah wirklich nicht aus wie ein Prinz.

Die Verletzten wurden nach Cloppenburg gebracht, SKH und sein Adjutant wurden im Zentralhotel einquartiert, der Chauffeur ins Krankenhaus gelegt. Jetzt erwartete man weitere hohe Herrschaften, die Prinzessin mit ihren Hofdamen, Frau von Usedom, einen Hofmarschall, einen Prinzenbändiger und die Familie des Chauffeurs.

Zu Hause erfuhr ich weitere ergötzliche Einzelheiten. Minister Scheer aus Oldenburg versuchte im Auftrage des Großherzogs, dem Prinzen seine Aufwartung zu machen, mußte aber warten, weil Se. Hoheit keine Hose hatte. Meine zwölfjährige Schwester Dora hatte Höchstdieselbe zum Schneidermeister Witte getragen, weil sie geplatzt war. Sie

SEPTEMBER

von Franz Morthorst

*Im milden Scheine der Septembersonne
Durchwandern wir das heimatliche Land.
Besinnlich schauen wir die lieben Bilder,
Wie wir sie kennen seit der Kinderzeit.
Die runden Diemen von der letzten Ernte
Erheben sich vor dunkler Kiefernwand.
Das frische Grün des Klees und der Lupinen
Hat längst die Oberhand im Stoppelfeld.
Gebräunte Kinder neigen sich zur Furche
Und füllen die Kartoffeln in den Korb.
Zur Dämmerstunde leuchten Rankenfeuer,
Wie Nebel ziehn die Schwaden über Land.
Das Heidekraut beginnt schon zu verblassen;
Doch überall summt noch das Bienenvolk.
Es kündigt nach den langen Regenwochen
Dem Imker einen glücklichen Ertrag.
Die Schwalbenschwärme zwitschern auf den
Drähten,*

*Sie rüsten sich zur langen Südlandfahrt.
Der Rebhahn sendet seinen Ruf ins Weite,
Er lockt das jäh vom Schuß zersprengte Volk.
Nach Birkenpilzen und Maronen spähend,
Durchsteigt der Sammler langsam das Revier.
Auf stiller Wiese in der Waldesmitte
Prangt jetzt das Herzblatt und der Enzian.
Als „zweiten Mai“ lobt mancher den
September.*

*Ist dieser hohe Name denn verdient?
Wenn du vergleichst die beiden schönen
Monde,
Dann weißt du nicht, wem wohl der Kranz
gebührt!*

(Dora, nicht die Hose) war nachher in ihrer Klasse Gegenstand neidischer Bewunderung. Schon kleine Frauzimmer können es nicht gut ertragen, wenn andere sich besonders auszeichnen. Sie aber blieb demütig bescheiden und trug die Nase kein bißchen höher als sonst, trotz der hoheitlichen Hose.

Prinzen haben manchmal sonderbare Einfälle. So meinte dieser, er müsse durchaus baden. In Cloppenburg! Im Anfang des 20. Jahrhunderts! Er brachte Hotelier Deeken dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Dieser lieh sich bei uns das „Wellenschaukelbad“, eine Badewanne mit rundem Boden und Dach, in der wir Kinder jeden Samstag abgeseift und abgespült wurden. Unsere Wanne legte darauf den schlichten Namen „Badewanne“ ab und nannte sich fortan „Prinz-Heinrich-Bad“.

Prinzessin Irene und ihr Stab trafen um 2 Uhr nachts in zwei Wagen von Kiel ein. Selbstverständlich erachteten wir es als eine vaterländische Pflicht, so lange im Schank-

raum des Hotels auszuharren. Herr Deeken verkaufte viel Bier und öffnete als großartiger Erzähler die Schatztruhe seiner Erfahrungen mit höchsten Persönlichkeiten und überhaupt. So brachte dieser historische Abend reiche Ernte für den Wirt und seine Gäste, die in gehobener patriotischer Stimmung leicht schwankenden Schrittes erst das Hotel verließen, als die rosenfingrige Morgenröte bereits den Himmel zu färben begann, wobei ihnen auch noch der Mond und die Gaslaternen heimleuchteten: Eine des großen Tages wahrhaft würdige Festbeleuchtung!

Es war nicht leicht, all die erlauchten Gäste unterzubringen. Aber Gasmeister Bittner war ein versierter Kenner höfischer und militärischer Etikette, wofür die brennenden Laternen ein glänzendes Zeugnis ablegten. Er hatte eine Reihe von Jahren in der Umgebung des Prinzen bei der Marine in Kiel gedient. Prinz Heinrich soll ihn sogar mit einem Schlag auf die Schulter ausgezeichnet haben, wobei er nicht ohne ergreifende Leutseligkeit sagte: „Mein lieber Bittner!“ Letzterer löste die Quartierfrage in einfacher Weise (große Gedanken sind immer einfach) indem er den Prinzenenerzieher, Hauptmann Müllenhoff, mit sich nach Hause nahm.

Am nächsten Morgen durcheilte folgende Schreckenskunde die Stadt: Der Prinz reist heute vormittag wieder ab, der Kaiser will nicht haben, daß sein Bruder in Cloppenburg bleibt. „Das paßt sich nicht“, habe er telegraphiert. Flugs wurde der kopflose Magistrat zusammengerufen. Kopflos, weil das Oberhaupt der Stadt, Bürgermeister Feigel, ausgerechnet an diesem Schicksalstage verreist war.

Als ich um 10 Uhr beim Centralhof um die Ecke kuckte, stand der prinzliche Wagen schon vorgefahren. Soeben kamen drei Vertreter der Stadt in teilweise recht blanken Gehröcken, der eine von ihnen mit einem vor Patina grüngolden schimmernden Zylinder, schwitzend und dennoch voll Würde geschritten, um SKH noch rasch vor seiner Abreise der Ergebenheit der Stadt zu versichern. Sie stiegen die Treppe hinauf, indem sie schon unten mit der Einübung von Bücklingen begannen, wie mir schien. Ich folgte ihnen nämlich auf Zehenspitzen, um Zeuge dieser geschichtlichen Begegnung zu werden. Aber oben standen als Diensttuende Gasmeister Bittner und der Drei-Zentner-Mann Bierverleger Thomas, bekannt für seinen Humor, seinen Durst und seine vaterländische Gesinnung, scheinbar auch alter



Mariner, und wiesen den wissensdurstigen Jüngling mit einem barschen „Machdaßdu-wechkommst“ zurück. So bin ich nicht in der Lage, das Letzte über dieses denkwürdige Interview auszusagen. Es waren nach meiner Erinnerung Ratsherr Schmedes, als stellvertretender Bürgermeister Ratsherr Meyer-Berg und als dritter wohl Ratsherr Roter (olle Smäs, Meyers Bernd und Roters Heer), ganz sicher bin ich jedoch nicht.

Bald darauf bestieg der Prinz mit seinem Gefolge den offenen Sechssitzer. Bittner und Thomas nahmen stramme Haltung an mit Anlegen der rechten Hand an ihre alte Marinemütze. Dann rief der dicke Thomas in geistesgegenwärtiger Erkenntnis der Lage: „S. K. H. Prinz Heinrich von Preußen, dem Bruder unseres geliebten Kaisers, ein dreifach kräftiges Hipp-hipp . . .“ und einige wenige Bürger und neugierige Schulkinder murmelten ein scheues „Hurra!“ — Spon-

tane Demonstrationen müssen vorher geübt werden. — In einer Staubwolke sauste der elegante Mercedes-Benz davon, Thomas stöhnte: „Uff, Uff“.

Der Chauffeur des Prinzen blieb noch etwa sechs Wochen im Krankenhaus, aus der er Mitte September geheilt entlassen wurde. Als er zu einem ersten kurzen Spaziergang die Nase in die frische Luft stecken durfte, besuchte er uns zum Kaffee. Er konnte sehr hübsch von seinem Leben und seinen Reisen mit dem Prinzen erzählen. Wir fanden das natürlich alles „rasend interessant“. Prinz Heinrich bedankte sich später beim Bürgermeister für die gastliche Aufnahme in der Stadt und schenkte allen, die geholfen hatten, sein Foto mit eigener Unterschrift. Auch das Krankenhaus bekam ein Bild des fürstlichen Paares im Silberrahmen. Mein Vater erhielt außerdem den Roten Adlerorden.

Hermann Bitter

Grote un lüttke Kinner

Dat gröttste Himmelsglück

Dei ole Medizinalroat Burwinkel ut Vechte, dei freuher dichte bi dei Karken wahnnde, vertellde einmaol bi Fels Lina an'n Stammdisk: „As ik in mine Kinnertied noch in Dinklaoge inne lüttke Schaule günk, mossden wi ut Overbergs Katechismus dei Fraoge upseggen: Was werden wir im Himmel alles haben? Antwort: Im Himmel werden wir alles haben, was wir uns nur wünschen können und noch viel mehr. Dormit kunnen wi nicht väl anfangen, un inne Afgaohnstied (Pause) dachten wi us wat Handfastes ut, wat wi us woll wünsken kunnen. Tauleste kömen wi tau den Beschluß, dat dei gröttste Himmelsfreide woll wör: Tweiback, dick mit Bottern beschmert un mit väl Zucker drup“.

Dat verdammte Fleuken

Eines Daoges har Burvaogt Stüwe wat mit sine Naoberske tau beschnacken. As hei inne Dörn köm, hörde hei dei Kinner ganz gräsig fleuken. Do segg hei: „Naoberske, nu hört doch blot Jau Kinner an! Wor hebbt dei dat Fleuken her? Dat dröwt Gi doch nicht taulaoten!“ „Ja“, mende dei Frau, „dat mag dei Düwel wäten, wor dei Donnerskinner dat verdammte Fleuken her hebbt!“ „Schwieg man still!“ segg Stüwen Bur, „ik weit't woll all!“

Wo kump man in'n Himmel?

Fräulein S. schnackde mit dei ABC-Schützen van'n Himmel un frög dann: „Wie

können wir wohl dahin kommen?“ Heini segg: „Ganz einfach! Mit'n Leddern.“ August dachde wat wieder un mende: „Dann mötet aowern'n poor starke Kerls dei Leddern faste hollen!“ Berndken dachde bät ant Enne un segg: „Mit dei Leddern geiht dat nich, dei kann ja baoben narns anstaohn! Off häff“, frög hei dat Fräulein, „use leiwe Herrgott vörn Himmel noch'n Hillenböhn?“

Ik bin doch links!

Dei ole Grottesche was all wat inne Kindheit. Sei sitt inne Karken un heff dat Gebättbauk verkehrt ümme inne Hand. Dei Naoberske stödt sei an un segg: „Oma, du hollst ja dat Bauk up'n Kopp!“ Do schnaut dei Grottesche trügge: „Du weisst doch woll, dat ik links bin!“

Ik kunn doch nich!

As Janbernd ute Schaule kaomen was, wörd hei Lehrjunge bi dei Mürkers. Eines Aobends köm üm uppe Straoten sin ole Lehrer intaumeute, un Janbernd wull sik stillken an üm vörbidrücken. „He, Janbernd“, röp üm dei Schaulmester tau, „bist du so dumm worn, dat du din olen Lehrer nich mehr greuten deist?“ „Dat kunn . . . ik ja nich“, stöterde Janbernd, „ik heff doch . . . mine Müssen nich uppe!“

H. Bockhorst

Grenzen und Marksteine im Volksbrauch

In dem neuen niedersächsischen Vermessungs- und Katastergesetz, das am 1. Januar 1962 in Kraft getreten ist, haben die Eigentumsgrenzen ihrer Bedeutung entsprechend einen besonderen Schutz erhalten. Sie sind durch dauerhafte Grenzmale zu vermarken und werden nach bestimmten Rechtsvorschriften im Liegenschaftskataster nachgewiesen. Dieses gilt als das amtliche Verzeichnis im Sinne der Grundbuchordnung.

Grenzen haben im Rechtsleben unserer Vorfahren stets eine große Rolle gespielt.

Bei den Römern galten die Grenzmale als geheiligte Zeichen, die dem Grenzgott Terminus geweiht waren. Ihrer Bedeutung entsprechend waren sie von verschiedener Größe und mit offenen und geheimen Zeichen versehen. In dem alten Fuldaischen Rügegericht wurden für die unbefugte Beseitigung von Grenzzeichen schwerste Strafen angedroht. Eine wichtige Rolle spielten die sogenannten Lachbäume — auch Kreuzbäume genannt —, in welche mit der Axt besondere Zeichen eingehauen waren (Althochdeutsch Lahboum = Grenzbaum). Diese Bäume galten als heilig und unverletzlich; man durfte von ihnen weder Laub noch Zweige abschlagen. Für die Vermarkung der Hoheitsgrenzen bestanden schon in früher Zeit bestimmte Vorschriften. So hatten die altrömischen Marksteine gegen das Ausland die beträchtliche Größe von mindestens zwölf Fuß Länge und acht Fuß Breite.

In dem Jahrbuch 1959 der Grafschaft Bentheim berichtet H. Krul von alten, mit Inschriften versehenen Grenzsteinen, die an der „ältesten Grenzlinie entlang stehen zwischen zwei sächsischen Gauen“ und die in bestimmten Zeiträumen von den Vorfahren durch eine Grenzbegehung, einen „Laeckganck“ überprüft wurden. „Zu einem Dreiländerpunkt gehört der Grenzstein 52, zu dem sich ein alter grauerverwitterter Steinklotz gesellt“, der an dieser Stelle einmal die ursprüngliche Grenzlinie bezeichnete bis zum Jahre 1924, als laut dem „Mepener Traktat“ ein Grenzstein aufgestellt wurde „bij einen keisteen, oostelijk van het daarbij gelegen zoogenaamd Bergsvinne, welke, volgens opgave, tevens de scheidssteen is tusschen Breckelenkamp, Frensdorf en Lattrup“, der Punkt also, wo die Grenzen der genannten drei Marken zusammenkommen. Die Zahl der Markierungen auf dieser merkwürdigen Stelle hat sich in der Jetztzeit noch vermehrt. Auf deutscher Seite sehen wir

einen Triangulationsstein, und einige Meter auf holländischem Gebiet steht ein Katasterstein — als Andeutungen, daß sich auch bei den Grenzzeichen Vergangenheit und Gegenwart die Hand reichen.“ Überall, wo die Grenzen vermarktet gewesen seien, sei es zu scharfen Kämpfen wegen des Plaggenstechens gekommen. Man bezeichnete diese Stelle „Twistfeld“, was Kampfplatz bedeutet. Derartige Kämpfe um Plaggenmatts oder Grenzen haben in unserer engeren Heimat vielerorts stattgefunden. Dabei handelte es sich meistens um die Grenzen der Schafweidgerechtigkeit zwischen den einzelnen Markgenossenschaften bzw. Bauerschaften.

Das gemeingermanische Wort für Grenze ist die „Mark“, dessen Bedeutung noch in der Markgenossenschaft als dem rechtlichen Zusammenschluß aller Berechtigten der gemeinen Mark lebendig ist. Die Wortendung „Mark“ ist noch in vielen Gebietsnamen wie Steiermark oder Altmark enthalten. Auch die „Marka“ bedeutet nichts weiter als Grenzfluß.

Für die Vermarkung der Grenzen dienen auch heute noch natürliche und künstliche Grenzmale. Als natürliche Grenzzeichen sind Hügel, Felsen, Wege, Seen, Flüsse, Bäche, Quellen, Bäume anzusprechen, wenn sie die Bestimmung als Grenzmarken erhalten haben. In erster Linie werden Landesgrenzen und Kreisgrenzen durch derartige natürliche Male abgegrenzt. Zu ihrer genaueren Markierung werden sie jedoch durch künstliche Grenzsteine ersetzt, die vielfach mit Wappen und anderen Zeichen versehen sind. So sind die sorgfältig vermessenen Grenzsteine an der deutsch-französischen Grenze von Luxemburg bis zur Schweiz mit Buchstaben und Nummern versehen worden. Zu den künstlichen Grenzzeichen rechnen außer den Grenzsteinen die Grenzsäulen, Pfähle, Gräben, Raine, Wälle und Hecken sowie Einfriedigungen aller Art. Um die Grenzpunkte besser sichern zu können, werden sogenannte Zeugen beigefügt, wie Ziegel und Glas. Neuerdings bedient man sich der Dränrohre oder besonders geformter Ziegel und verwendet sie als Unterlagen für die Grenzsteine.

Ein eigenartiger Volksbrauch hatte sich in Bayern und einigen süddeutschen Ländern erhalten. Dort hatte sich das „Siebnerwesen“ entwickelt. „Siebner“ wurden die beedigten Steinsetzer genannt, die das Vertrauen der Grundbesitzer genossen und als recht-

lich denkende, verschwiegene Gemeindeglieder bekannt waren. Sie waren als Feldgeschworene dafür bestimmt, Grenzsteine zu setzen und zu schützen, und hatten ehemals richterliche Gewalt zur Ahndung von Feldvergehen oder zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten. Die Rechte und Pflichten der Siebner waren in den „Siebnerordnungen“ niedergelegt. Man glaubt, daß die Bezeichnung Siebner darauf zurückzuführen sei, daß ihre Anzahl in einer Gemeinde auf sieben begrenzt gewesen sei; daneben gelte sieben nach dem Volksglauben als „heilige Zahl“. Der besondere Platz in der Gemeindeverwaltung und die stete Vererbung des Amtes durch viele Generationen zeugt von der angesehenen Stellung der Siebnergeschworenen.

An vielen Orten werden noch heute Flurprozessionen und Bittgänge, sogenannte geistliche Flurritze, zu Pferde abgehalten und der Segen über die Felder gesprochen. Grenzumgänge dieser Art werden auch in England und der Schweiz mit kirchlichen Umzügen verbunden, die in Zeiten zwischen Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten stattfinden. Derartige Grenzgänge sind uns aus alten Urkunden als „Marken- oder Schnatgänge“ überliefert. Sie dienten dazu, die Grenzen der Mark und der Felder auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Das niedersächsische „Schnat“ = Grenze hat eigentlich die Bedeutung „Schneide“ oder „Schnitt“ und ist wohl auf den Vorgang des Schneidens oder des Durchhiebes beim Wald zurückzuführen.

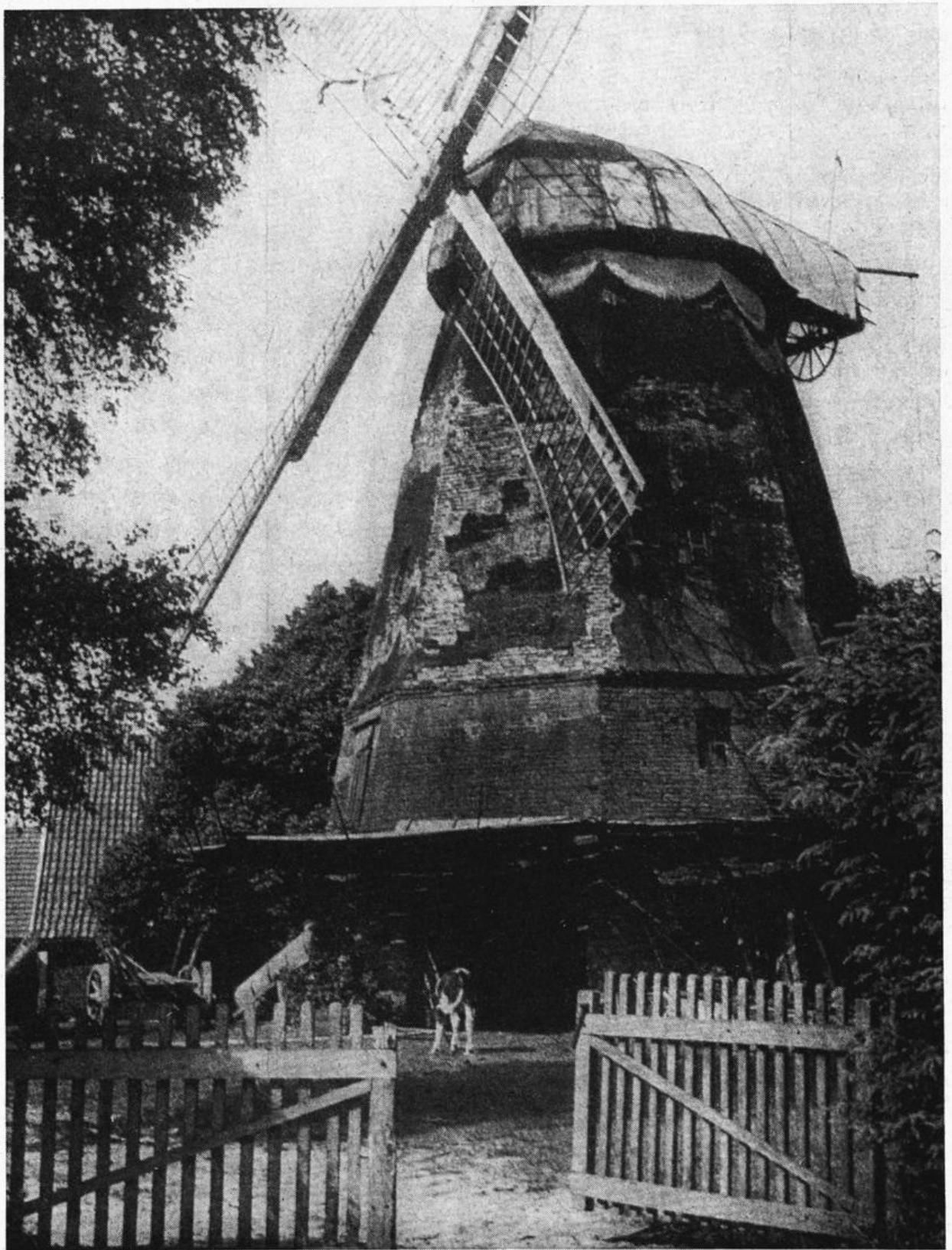
Urkunden, die von einem Schnatgang berichten, werden mit „Schnatbrief“ bezeichnet. So wurde nach einem Bericht von Ad. Schmeyers bei der Teilung des Schneltener und Suhler Mark im Jahre 1823 ein Schnatbrief aus dem Jahre 1656 vorgelegt, um die Ansprüche der Markgenossen zu erhärten. Diese wurden jedoch mit der Begründung zurückgewiesen, daß der Schnatbrief nur nach einseitiger Angabe der Schneltener und Suhler aufgestellt sei. Der Schnatgang fand in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg statt, als vier Stellen in Suhle „wüst lagen“ und drei völlig verarmt waren. Immerhin mag es erwähnenswert sein, daß trotz dieser traurigen Zeit von der Bauerschaft zur „Bekräftigung“ ihres Schnatganges und zur „Erfrischung“ eine Tonne Bier gespendet wurde. Aus dem Schnatbrief, der wegen seiner schwer verständlichen Sprache nur dem Inhalt nach wiedergegeben wird, geht hervor, daß der Schnatgang am 19. Januar 1656 mit den Erbberechtigten von Schnelten und Suhle und den Jugendlichen dieser Bauer-



Dieser alte Grenzstein (Höhe 120 cm, davon im Boden 40 cm; Breite 45 cm; Dicke 25 cm; Material: Sandstein) steht seit langem auf der früheren „Fischerei“, dem ehemaligen Hofe Fischer (später Schomaker, heute Lüsche-Gier) in Dümmerlohausen, der nach wie vor am Ende der Straße zum Dümmer bzw. am Hafenplatz des verschwundenen Dümmerkanals liegt. Es handelt sich um einen Grenzstein aus dem Jahre 1730 mit der Nummer 2. Auf der einen Seite befindet sich das münstersche, auf der anderen Seite das Osnabrücker Wappen. Wie und wann dieser Stein an den jetzigen Platz kam, ist unbekannt. Sein ursprünglicher Standort war im Dümmerlohauser Bruch, etwas nördlich vom Endpunkte des früheren Tangemannschen Walles, wie die Karte ausweist, die 1730 beim Versuch einer endgültigen Festlegung der umstrittenen Grenze zwischen Münster und Osnabrück im Dammer Gebiet entstanden ist. (Staatsarchiv Oldenburg; Best. 298, I, B, Nr. 126, Nr. 127).

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

schaften stattfand und daß der Richter Martin Nacken als Urkundsperson mitwirkte, „um inskünftig allerhand besorgende Streitigkeiten zu vermeiden.“ Anschließend wurde die Herberger und Barlager Markgrenze überprüft. Man begab sich nach Koborgs Kamp zwischen den „Wrochts Sünderen“ und „Kleppelberg liegend“ zu einer alten Kreuzkuhle, die dreißig Schritte von dem Kamp ent-



Die „Schnatmühle“ bei Damme (im Jahre 1935) liegt auf einem beherrschenden Punkte des ostwärtigen Vorgeländes der Dammer Berge, und zwar auf der sogenannten „Schnat“, am „Schnatwege“, der vom Westen nach Osten den Scheitel des charakteristischen Flottlehm-Eschrückens zwischen Borringhausen und Bokern entlang führt und beide Gemarkungen trennt. Westlich von der Mühle stand an diesem Wege der „Soaltbaum“ (Zollbaum), der daran erinnerte, daß hier zeitweilig eine landesherrliche Grenze (Münster-Osnabrück) verlief.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

fernt lag. Dabei wird der Erbhof von Gerdt Wichmann sowie die „Lastruper Möllenbecke“ erwähnt. Nach der rückwärtigen Seite ging man von der Kreuzkuhle durch das Moor in Richtung auf das Herberger Holz nach Kleppelberg; dort sei vor dem Schlängelbach, der aus dem Moor komme und nach dem schwarzen Meer hinter dem Barlager Esch fließe, eine Stange mit einem Leinentuch aufgestellt. Eine weitere Grenze wird durch eine Pappel bezeichnet und eine Linie, die mitten durch „Hinrich zu Luethlagen Behausung“ nach Nieholte und die „Brinkfläche vor Schmolts Haus“ führte. Von dort lief sie von Schmolts Kamp bis zum Ende des Matruher Esches und dann auf den „Gemeinen Heerweg“ bis zur Lastruper und Schnelter Markgrenze. Nach diesem Schnatgang kehrte man bei Bischof ein, um zur „Erfrischung und Bekräftigung“ eine Tonne Bier zu verzehren und um anschließend „friedliebend ein jeglicher mit den Seinigen nacher Hause zu wenden“. Von einem weiteren Schnatgang in der Stadt Vechta wird in den Heimatblättern berichtet. (1935, Seite 79).

Zu den Schnatgängen wurde auch die Jugend herangezogen. An besonderen Grenzpunkten beschenkte der Bürgermeister oder ein Feldgeschworener die jungen Leute als „Gedächtnisstütze“ mit Süßigkeiten, oder er legte auf einen besonders wichtigen Grenzstein einzelne Geldstücke. Von anderen Grenzgängen wird berichtet, daß den Jungen die „Ohren langgezogen wurden“, oder man bedachte sie mit einer Ohrfeige, damit sich der Grenzverlauf bei ihnen besser einprägte.

In der Bauerschaft Uptloh wird von einem Grenzberg berichtet, der auch mit Galgen-

berg bezeichnet wird und im Besitz des Bauern Wangerpohl steht. Er soll als Grenzpunkt und Hoheitszeichen die Scheidung zwischen den ehemals münsterschen Ämtern Cloppenburg und Vechta gebildet haben. Außerdem soll ein Stein vorhanden gewesen sein mit drei eingemeißelten Wappen. Nachweislich sollen im 16. Jahrhundert hier durch die Quakenbrücker am Margaretentage im Juli Schnatgänge abgehalten worden sein, bei denen ein Bild der heiligen Margareta mitgeführt wurde.

In der Bauerschaft Tange der Gemeinde Apen, an dem sogenannten Vierländerkolk, an dem Ostfriesland, Münster, Oldenburg und die früher selbständige Johanniter-Kommende Bokelesch zusammenstießen, berichtet eine Sage, daß man einst vier Pfeiler, mit Ketten verbunden, in den Kolk versenkt habe.

Aus den vorstehenden Zeilen ist zu entnehmen, daß die Wahrung der Grenzen eines Landes und der Schutz des Grundeigentümers ständig ihre große Bedeutung gehabt haben. Grenzen haben eine doppelte Eigenschaft; sie können verbindend oder trennend wirken. Das gilt für die Nachbarschaft im kleinen Bereich des Dorfes wie im Leben der Völker. Sie werden unerträglich, wenn sie als Zeichen der Willkür oder wohl gar des Hasses errichtet werden.

Mögen die Grenzmale der Zukunft vornehmlich anzeigen, was über jede Grenze hinweg die Menschen eint, „damit sie die Deutschen wieder nachbarlich und freundschaftlich zu Deutschen bringt, so wie es sein muß.“ Es ist der Wunsch, der dem Niedersachsentag in Helmstedt im Jahre 1960 als tieferer Sinn zugrunde lag.

Fritz Diekmann

Die Teilung der Steinfeld-Ehrendorfer Moormark

Das Steinfeld-Ehrendorfer Moor, belegen in den Gemeinden Steinfeld und Lohne am östlichen Abhang des von Norden nach Süden verlaufenden Höhenzuges, der die Wasserscheide zwischen Hunte und Hase bildet, ist ein Teil des ausgedehnten Moores im Huntetal, durch das die Hoheitsgrenze zwischen dem Großherzogtum Oldenburg und dem Königreich Hannover mit dem Staatsvertrag vom 13. Juli 1842 gezogen wurde. Diese Grenzlinie bildet zugleich die Grenze zwischen den anliegenden Marken auf oldenburgischer und hannoverscher Seite.

Im Norden grenzt das Steinfeld-Ehrendorfer Moor an das Südlohner Moor, im Westen an die Sandmarken der Bauerschaften Lehmden, Holthausen und Ehrendorf und im Süden an das Haverbecker Moor.

Die Hochmoorflächen des Steinfeld-Ehrendorfer Moores liegen im Osten an der Landesgrenze und erreichen an der Südlohner Grenze ihre größte Mächtigkeit mit über sechs Meter. Zwischen einem zerkuhlten und stellenweise pulverigen Moorstreifen und den Sandmarken lag das wertvolle und gut zersetzte „Untermoor“. Die Entwässerung wurde vor der Teilung als sehr man-



gelhaft bezeichnet, an einigen Stellen des Hochmoores war selbst im Sommer oft nur mühsam durchzukommen.

Bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts waren von den Markgenossen wiederholt Anträge auf Teilung des Steinfeld-Ehrendorfer Moores gestellt worden, ohne daß ein Mehrheitsbeschluß darüber erzielt werden konnte. Dieser scheiterte in erster Linie daran, daß eine Teilung dieser Moormark nicht als geeignetes Mittel zur Beseitigung der bei der Torfgräberei entstandenen Mißwirtschaft angesehen wurde. Entscheidend waren ferner die befürchteten Schwierigkeiten bei der Feststellung der Ansprüche der Interessenten und die Ablösung der Weidgerechtsame.

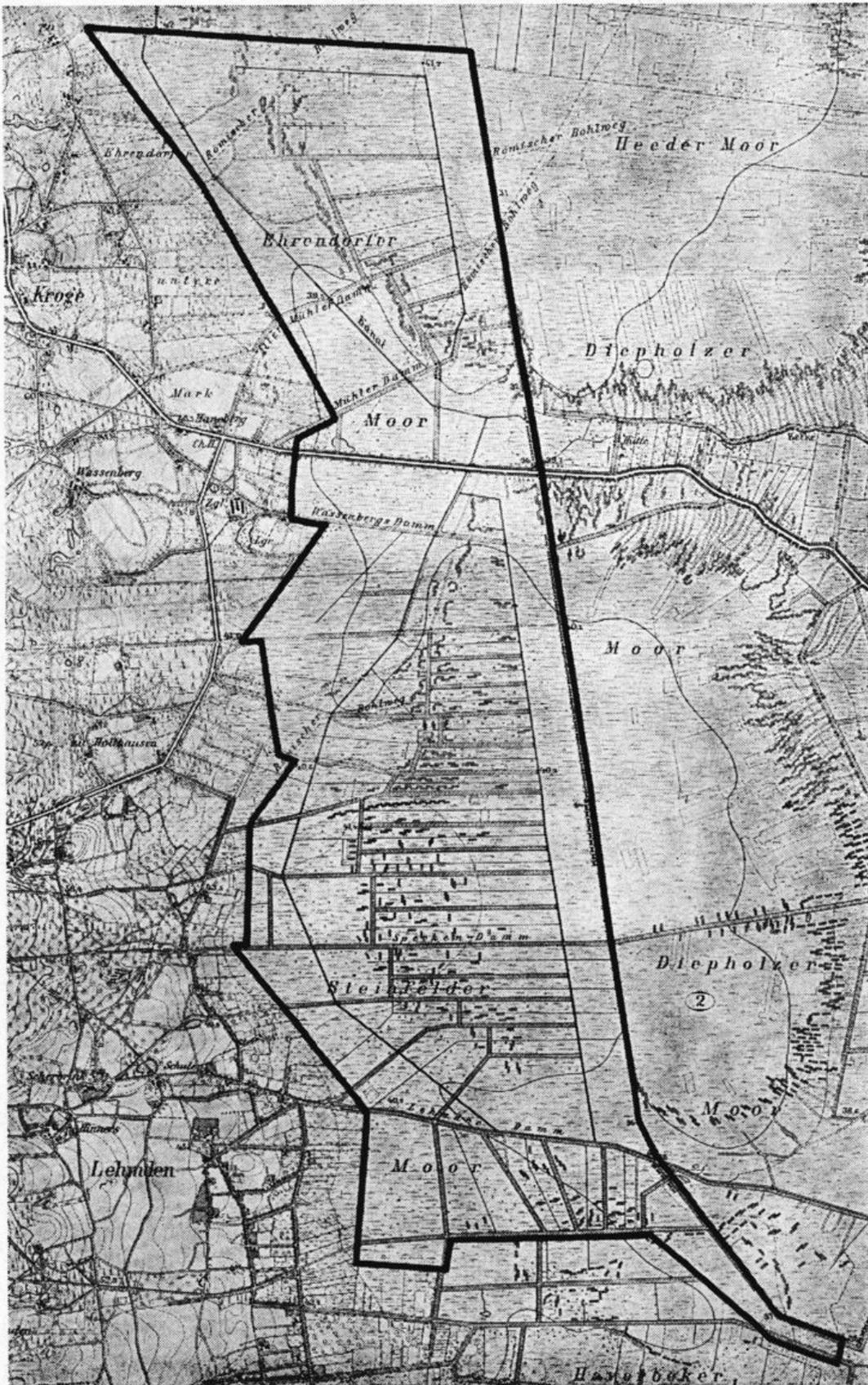
Nachdem in einem Verhandlungstermin am 13. Dezember 1839 die Teilung mit 84 gegen 14 Stimmen abgelehnt worden war, hielt es die Großherzogliche Kammer für erforderlich, eine Regulierung des Moores unter Anwendung des Regulativs vom 14. August 1820 durchführen zu lassen. Diese Regulierung sollte das hohe, feste Moor, soweit es Torf enthielt, betreffen. Den Moorphältern sollte dabei ein Anspruch auf den Untergrund nicht zugestanden werden. Das Untermoor sollte zur offenen Benutzung liegen bleiben. Mit der Einteilung wurden der Gemeinheitskommissar Nieberding und der Vermessungskondukteur Osthoff beauftragt. Von den drei Schätzern wurden die Moorflächen, die noch nicht zu sehr zerkuhlt und für einen regelmäßigen Torfstich geeignet waren, von denjenigen Flächen abgesondert, die bereits stark abgegraben waren und der Ruhe bedurften. Am 10. Juli 1846 wurde diese Abgrenzung den Interessenten mitgeteilt, die lagemäßige Reihenfolge der Anteile der Bauerschaften bestimmt und die Anteile der einzelnen Interessenten durch das Los ermittelt. Die Markgenossen erhielten ihre Anteile nach der Erbesqualität eingewiesen, jedoch erhielten auch die Nichtmarkgenossen für Gewinnung von Feuerung Torfmoorflächen. Die Größe der einzelnen Moorphänder betrug 78 Quadratruthen, von denen ein Vollerbe acht, die Halberben vier, die Drittelerben drei, die Ein-Sechstel- und Ein-Achtel-Erben zwei Pfänder und die Häusler ein Pfand erhielten.

Nachdem am 25. November 1846 die örtliche Anweisung der regulierten Pfänder erfolgt war und die Großherzogliche Kammer die Regulierung und die Einweisungsbedingungen genehmigt hatte, war eine Ordnung im Moor eingeleitet, deren Erfolg wesentlich von der Herstellung und Unterhaltung

der Wege und Wasserzüge abhängen sollte. Als 1849 jedoch festgestellt wurde, daß diese Arbeiten, die von gesamer Hand beschafft werden sollten, kaum gefördert worden waren, mußte auch in den folgenden Jahren der Torfstich im Untermoor weiterhin gestattet werden.

Ein stets zu Streitigkeiten Anlaß gebender Umstand war die Viehweide, die nach den Einweisungsbedingungen auf den eingewiesenen Moorphältern nicht mehr ausgeübt werden durfte. Vielfache Übertretungen führten zu Klagen, welche in Verbindung mit dem Mangel an Feuerung, der ungenügenden Benutzung des Hochmoors zum Torfstich und der erwähnten Ausdehnung des Torfstiches in das Untermoor eine baldige Teilung des Steinfeld-Ehrendorfer Moores für wünschenswert erscheinen ließen. Am 2. August 1854 erhielten das Amt Steinfeld und der Gemeinheitskommissar Osthoff den Auftrag, entsprechende Verhandlungen aufzunehmen. Bei der Erörterung der Moorteilung wurde die Frage aufgeworfen, ob das Steinfeld-Ehrendorfer Moor eine Mark der Bauerschaften Lehmden, Holthausen und Ehrendorf sei, in der die Bauerschaften Steinfeld, Schemde, Harpendorf, Mühlen, Düpe und Ondrup Torfstichgerechtigkeiten hätten, oder ob das Moor eine gemeinsame Mark der neun Bauerschaften sei. Die Großherzogliche Regierung entschied zu dieser Frage, daß das Moor als eine für sich bestehende Mark anzusehen sei, bei deren Teilung die Rechte und Ansprüche der Markgenossen und des Staates zu beachten seien. Als Vertretung der Markgenossenschaft könnten nur die vereinten Markgenossen aus dem Kirchspiel Steinfeld und der Bauerschaft Ehrendorf angesehen werden. Etwaige Differenzen über Markberechtigung, Erbesqualität und etwaige Vorzugsrechte einzelner seien durch Beschluß der Genossenschaft oder durch Entscheidung zu beseitigen. Nachdem die Markgenossen die Moorteilung mit 100 gegen 41 Stimmen beschlossen hatten, wurde diese am 3. Dezember 1863 angeordnet.

Dieser vor Erlaß des Oldenburgischen Markgesetzes von 1873 beschlossenen Teilung, die nach alten und umständlichen Grundsätzen abzuwickeln war, stellten sich mehrfach Hindernisse entgegen. Die Feststellung als Erbesqualität machte nicht viel Schwierigkeiten, wohl aber die Entscheidung über das Bestehen und den Umfang der Weide- und Plaggenstichberechtigungen der Bauerschaften Lehmden, Holthausen und Ehrendorf. Das Kuhdammsmoor wurde von



Die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geteilte Steinfeld-Ehrendorfer Moormark. (Verkleinerung der topographischen Karte im Maßstab 1 : 25 000, Ausgabe 1900).

der Bauerschaft Lehmden als ihr von der Bauerschaft Haverbeck eingetaushtes Privateigentum beansprucht. Die strittige Fläche (14,6 ha) wurde ihr als privates Eigentum zuerkannt, nachdem die Lehmden für ihre Rechte Beweis führen konnten. Die Teilung dieses als „Lehmden Privatmark“ bezeichneten Teils sollte mit der Teilung der Steinfeld-Ehrendorfer Mark erfolgen. Im übrigen wurde beschlossen, die frühere Moorregulierung, soweit sie ausgeführt war, bestehen zu lassen. Am 12. November 1863 hatten die Markgenossen beschlossen, daß ihre Bevollmächtigten die Schätzer wählen sollten. Die Schätzung des Moores durch Colon Rohling zu Borringhausen, Colon Haverbeck zu Haverbeck und Zeller Hinners zum Brägel zu Brägel fand hinsichtlich des landwirtschaftlichen Werts und Torfstichwerts in der Zeit vom 24. Mai bis zum 19. Juni 1875, in bezug auf den Weide- und Plaggenstichwert vom 1. bis 7. Juli 1875 statt.

In der langen Zeit zwischen den ersten Teilungsverhandlungen und dem Beginn der Teilung waren durch Erbgang, Verkauf usw. so viele Zweifel an der Richtigkeit der Eigentümerangaben für die im Angabetermin als berechtigt anerkannten Stellen entstanden, daß eine Klärung notwendig wurde. Es war vielfach vorgekommen, daß die Moorberechtigung bei Verkäufen getrennt von der Stelle veräußert worden war. In einem Einzelfall entschied das Großherzogliche Staatsministerium 1880 auf Antrag des Amtsgerichts Damme II, daß der Separatverkauf einer mit der Stelle verbundenen Moorgerechtigkeit nicht genehmigt werden könne. Die Veräußerung einer Markgerechtigkeit sei nur dann möglich, wenn diese mit Genehmigung des Staatsministeriums und mit dem Einverständnis der Markgenossen für eine andere Stelle neu konstituiert werde; andernfalls bleibe die Markgerechtigkeit bei dem Rumpfe der zerstückelten Stelle. Während die Mehrzahl der 72 Angaben über einen Wechsel in der Marktberechtigung in einfacher Weise geklärt werden konnte, zog sich die Bereinigung in sieben Fällen bis 1894 hin. Erst dann gelang es der Teilungskommission, im Wege der Vereinbarung die Namen der berechtigten Markgenossen in das Verteilungsregister zu übernehmen.

Auf Grund des Angabeprotokolls von 1864, der Verhandlungen über die Lehmden Privatmark und den staatlichen Marktanteil und über die Spezialteilung der Entschädigungsflächen für die servitutberechtigten Bauerschaften wurde der Teilungsplan entworfen. Über die *tertia marcalis* entschied

das Großherzogliche Staatsministerium, daß diese für den Staat aus der ganzen Mark, nachdem das für öffentliche Zwecke (Wege, Wegerdeplacken, Wasserzüge usw.) erforderliche Areal abgezogen war, zu nehmen sei.

Nachdem die letzten strittigen Punkte entschieden waren, wurde von den inzwischen bestellten neun Mitgliedern der Teilungskommission in einem Termin am 28. 9. 1894 den Markgenossen und sonstigen Interessenten der Stand des Verfahrens und die Entscheidungen über die strittigen Ansprüche mitgeteilt. Dem Abschluß des Verfahrens hätte nun nichts mehr entgegengestanden, wenn nicht bei den Verhandlungen über die Beschaffung der Vorflut für die Hauptentwässerungsgräben durch die Weigerung der Anlieger auf preußischem Gebiet, das aus dem Moor abfließende Wasser aufzunehmen, wieder eine mehrjährige Verzögerung eingetreten wäre. Erst 1898 konnte dieses Hindernis beseitigt und die Vorflutgräben hergestellt werden.

Am 26. und 27. April waren bereits die den Inhabern zu belassenden Torfmoore aus der ersten Moorregulierung eingewiesen worden. Weitere Einweisungstermine folgten von 1894 bis 1899.

Die Vermarkung der Moorpfänder gelegentlich der Vermessung für die Regulierung des Moores durch wenig dauerhafte Pfähle sowie die spätere Abritzung der Dämme, Gräben und Pfänder war infolge der ungehinderten Schafweide vollständig verlorengegangen. Bei der neuen Vermessung wurden mit gutem Erfolg Eichenpfähle verwendet, die Zwischengrenzen wurden zunächst durch einen halben Meter breite und tiefe Gräben von den Interessenten nach Daumenrecht hergestellt und von der Teilungskommission abgenommen. Die Begrüpfung der dem Staat zugefallenen „Tertienplacken“ vergab die Teilungskommission für Rechnung des Landeskulturfonds.

Die sehr mangelhafte Herstellung der bei der Moorregulierung von 1849 vorgesehenen Folgeeinrichtungen hatte dazu geführt, daß das Moor nach wie vor in unwirtschaftlicher Weise benutzt wurde. Dieser Mißerfolg führte 1893 zum Einverständnis der Bevollmächtigten mit der sofortigen Herstellung der Folgeeinrichtungen entsprechend dem Fortschritt der Einweisungen. Nach Fertigstellung eines Teiles der Folgeeinrichtungen wurden 1898 für deren Instandhaltung Wege- und Grabenvögte für die gebildeten 16 Aufsichtsbezirke bestellt. Die Bevollmächtigten beschlossen ferner, daß die eingewiesenen



August bring Kaffe i nao

Dei Bur har woll füftain Mann up'n Lande. Sei kregen dei Tüffelken ut. Bi Vespertied müssen dei Lüe mit Kaffe i un Bodderbrot versorgt werden. Dei Burske settde den Korf mit Bodderbröde un dei groten Kaffeipullen, ut grauen Ton, in einen lütken Waogen, wor änners dei Kinner woll mit spält. Dann röp sei den Kouhjungen August un dat Naoborwicht Marichen un spannde sei vör den Waogen. Jeder kreeg einen Grösken för dei Arbeit, un dei Fohrt güng los.

Dei Straoten was domaols ut Findlingssteine maakt. Dorüm röp ehr dei Frou nao: „Gi möt vörsichtig trecken, dat jou dei Pullen nich umslait of stückenstött!“ — Erst güng dat uck goud, aober bi Ellen Kuper geef dat Malör. Denn dei Straoten steeg dor orig an, un wat dat Unglück wull, dor seet Kupers Pollo platteers vört Hus, un as hei dei Kinner tou seihn kreeg, füng hei böse an tou bläken Oohne Arge keeken dei Kinner nao den Hund, un up den scheiwen Weg slög dei Waogen üm, mit üm dei Pullen. August sprüng hen, köm aober tou laote. Gägen dei Straoten was ein Padweg; dor flög dei Pullen up, bleef woll heil,

Placken nicht mehr mit Schafen beweidet werden dürften.

Nach Genehmigung des Teilungsplanes durch das Staatsministerium am 12. September 1900 erklärten die Beteiligten durch unterschriftliche Vollziehung der Teilungsurkunde am 23. Oktober 1900 an, durch die zugeheilten Abfindungen und durch die Bestimmungen der Teilungsurkunde für ihre Ansprüche vollständig entschädigt zu sein.

Die Gesamtfläche der geteilten Moormark betrug 984 Hektar; davon wurden für Wege und Wasserzüge 76 Hektar und für Wegerdeplacken 4,5 Hektar verwendet. Insgesamt wurden in den neun Bauerschaften 246 Interessenten nach Erbesqualität abgefunden. Der staatliche Landeskulturfonds erhielt rund 285 Hektar, davon wurden im Laufe des Verfahrens etwa 50 Hektar für beantragte „Tertienplacken“ verwendet. Etwa 230 Hektar wurden dem Landeskulturfonds im Hochmoor an der Landesgrenze zugeteilt.

Otto Harms

aober dei Kaffe i flöt in dicken Strom ut dei Pullen. Endlick kreeg August dei Pullen tou packen un riskede sei wedder up. Hei keek mit ein Oge herin, schüddelte sei un mende: „Dei Hälfte is dor minnstens noch inne.“ — Dat Wicht seeg van dei Pullen up den Jungen un frög: „Mäöt wi dann nao Hus un neien Kaffe i haolen?“ — „Dei Weg is mi tou wied“, säg August. Hei göt sich Kaffe i in dei Tassen un probeierde. „Hm“, sä hei dann, „dei smeckt, dei is so söüt, dor draf woll'n Pülsk Waoter tou in. Dor is ja dei Bäke mit klor Waoter.“ —

Dei beiden steegen mit dei Pullen dat Euwer herunner in dei floome Bäke. August dukde dei Pullen un löt sei Waoter sluken, bet sei wedder vull was. Nu wedder nao baoben! Doch wat sei uck wurackden, sei kunden dei Pullen nich bören. Marichen fült dorbi sogor in dei Kneie, un dat unnerste Ende van ehr Kleed wörd meßnatt. Don köm ehr Hülpe. Ellen Kuper, son Kerl van twei Meter Länge, stünd in Stäweln vör sien Hus, dei Hände achter unner dei Rockspitzen, dei har sich dat Theaoter ankäken, sprüng in dei Bäke, börde dei Pullen ut dat Waoter un drög sei wedder in den Waogen.

Marichen wull nich wieder mit. „Mien Kleed is natt, ick gaoh nao Hus.“ — „Unmögelk“, sä August, „dei Mamme geef di'n Grösken, un dorför mos du mit.“ — „Un mien Kleed?“ frög dat Wicht. — „Will woll wedder drögen in dei heiten Sünne.“ — As Marichen dor nich up lude, draihde hei sich üm un sä: „Änners mos du mi den Grösken gäben.“ — Dat was nu uck'n hart Pand, un dat Wicht güng füdder mit. Dann mende sei noch: „August, wenn wi wedder nao Hus föhrden, kregen wi dann noch einmaol 'n Grösken?“ — „Nä“, sä hei, „dann kregen wi wecke vör dei Büxen.“ — „Wi kunden dor doch nix an doun.“ — „Weit ick woll, aober dei Mammens willt dat man nich inseihn.“ —

Ellen Kuper lachde vör sick hen, as hei dat Gespann hendaol föhren seeg. — Saobens nao Fieraabend köm dei Bur bi dei Unglücksstä vörbi. Kuper stünd vör sien Hus,



as wenn hei dor all up lurt har. „Goun Aobend!“ röp üm dei Bur tou. Kuper antwortde: „Uck goun Aobend! Hef jou dei Kaffei goud smeckt?“ — „Goud“, sä dei Bur aohne Arge un güng sienen Weg. Hei wull dat uck ja nich wäten, dat siene Frou flouen Kaffei kaokde. —

As dei Bur dann vört Aobendäten int Hus anköm, was dei Burske bi dei Maschine un kaokde Tüffelken. „Katrin“, sä hei, „dei Kaffei was man recht flou vannomdag. Dor is woll nich noug in koamen.“ — „Dat sülwige as alltied!“ antwortde dei Frou un keek verwunnert up. „Dann dög us Waoter up Stuns woll nich.“ — „Nä“, röp dei grote Knecht, dei all an den Disk seet, „dor was einfach tou vull Waoter in, un tou minn Zucker.“ — Dei lütke August, dei uck all an Diske seet, verdrückte sick un güng stillkens ut dei Dörn. Hei aohnde, dat dor'n Schur uptrück. —

Den Bur füllt in, dat Kuper nao den Kaffei fraogt har. Dat köm üm sonderbor vör. Wenn ein vant Land kummt, fraogt man üm woll, of dei Frucht goud utfalt; man fraogt aober nich, of dei Kaffei goud schmeckde. — „Wor is us August?“ — „Seet hier äben an'n Disk, is ja alltied dei erste. Äben hef hei sick up dei Söcken maakt. Ick glöwe, hei is up dei Daol.“ — „Na, dann rop üm eis!“ — Dei Knecht dö dat, un August köm. Sien Kopp was in dei Tüskentied org rot anlopen. — Dei Bur frög: „Wat hes du vannaomdag mit Kuper hat?“ — „Ick?“ — „Jao“, sä dei Bur, „du verstaihs mi doch?“ — „Mit Kuper?“ — „Nu herut mit dei Spraoke!“ — Nu wörd dei Bur luter: „Junge, hes du dor dei Pullen ümsmäten?“ — „Nä, dei ganze Waogen is ümfallen.“ — Dei Bur frög wieder: „Wo köm dat?“ — „Dat köm van den Hund.“ — Dei Bur mende: „Dei kun den Waogen doch nich ümsmieten. Junge, segg mi endlicks, wat dor passeirt is!“ — „Süh, dat köm so: Dei Hund bläkte, wi keeken nao den Hund, dei Hund keek nao us. Dei Straoten was dor schraod, dei Waogen füllt üm, dei Kaffei flöt herut. Süh! Nu wät gi't. Ick kun dor nix an doun.“ —

Dei Bur röp lut: „Junge, kuns du dei Pullen nicht griepen?“ — „Wull ick ja, wull ick ja, kun dor aober nich so gae henkaomen.“ — „Bur“, sä dei grote Knecht, „dei Junge is noch nich wied noug twillt.“ — „Laot dei Quasseleie“, snaude dei Bur den Knecht an un dreihde sick weder nao den August: „Wo güng dat wieder?“ — Un August sä: „As ick dei Pullen tou packen kreeg, was dei Hälfte van den Kaffei herut strullet.“ — „So“, sä dei Bur, „dann bis du in Kuper sien Hus lopen un hes mit Waoter ut dei Pumpen naofüllt.“ — „Nä“, sä dei Junge, „dei Bäke was ja dichte bi.“ — Do müs dei Bur lachen: „Also Waoter ut dei Bäke, un bi Kuper bis du nich inkehrd?“ — „Nä, dor brukde ick ja nich in, Kuper stünd ja buten vör dei Dören. Hei köm un drög us dei Pullen ut dei Bäke. För us was sei tou swor worden.“ — Dei Bur wörd wedder böse: „Junge, dat Ganze was'n reuklosen Tog. Du hes'n Dracht Prügel verdeint.“ — Dorup mende August: „Dei Hälfte von den Kaffei hef ick doch noch rettet.“ — „Richtig! Dann hes du ja noch'n Rettungsmedaille verdeint, wat?“ — „Ja, ick hef dor Arbeit noug mit hat, Mariechen hülpe ick ut't Waoter, un'ne halwe Pullen Kaffei was tou minne. Wat schull ick maoken?“ — „Köms du nich up den Gedanken: Nao Hus un neien Kaffei?“ — „Bur, du seggs doch alltied: Du wus den Kaffei pünktlich drinken un...“ — „Un wat noch?“ — „Un jou Mamme har us doch all einmaol twei Grösken gäben.“ — „Un nu mens du, drei Grösken litt et nich up dei Bureie?“ — „Un wi“, sä dei Knecht, „wi müssen Bäkwaoter supen.“ — Do draihde sick dei Junge nao den Knecht un sä: „Dei eine Hälfte was doch gouen Kaffei, ick hef sülben eine Tassvull probeiert, smeckde seute.“ — Dei Bur frög: „Probeiert? — Mit of aohne Bäkwaoter?“ — „Aohne Bäkwaoter.“

Ale lachden, un dei Bur hült den Finger hoch: „August, August, wat bis du doch förn düchtigen Jungen.“

Hubert Burwinkel

50 Jahre Südoldenburgischer Rennverein

Der Südoldenburgische Rennverein in Cloppenburg feierte 1962 ein denkwürdiges Jubiläum: er konnte nämlich auf sein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Der Verein wurde um die Jahrhundertwende 1911/1912 mit Sitz in Cloppenburg gegründet. Die Satzung vermerkt: „Zweck des Vereins ist die Hebung des Interesses für Pferdezucht, insbesondere die Förderung der Pferdezucht im südlichen Oldenburg. Dieser Zweck soll insbesondere verfolgt werden durch Veranstaltung von Rennen, ferner auch durch sonstige geeignete Mittel, welche dem Vereinszweck entsprechen. Der Verein führt den Namen „Südoldenburgischer Rennverein“ und hat seinen Sitz in Cloppenburg. Die Rennen werden auf einem Rennplatz in der Stadt Cloppenburg abgehalten.“

Der Verein hat bis zum I. Weltkrieg einen großartigen Aufstieg erlebt. Maßgebende Leute aus dem ganzen Oldenburger Münsterland unterstützten seine Bestrebungen. Die Mitglieder kamen aus allen Ständen und Berufen.

Nach längeren Verhandlungen kaufte die Stadt Cloppenburg den Weidekamp von

Badde an der Friesoyther Chaussee. Dieser Platz wurde vom Rennverein als vorzüglich geeignet für seine Zwecke befunden und auf 20 Jahre gepachtet. Nachdem das Gelände eingeebnet und die Bahn abgesteckt war, konnte unverzüglich mit dem Bau der Tribüne begonnen werden. Nachher kam sogar — für die Cloppenburger Verhältnisse schon damals sehr ungewöhnlich — noch ein eigenes Totalisatorgebäude hinzu. So erlangte die Stadt Cloppenburg durch den Rennverein eine herrliche Anlage auf günstigem Platz. Ein ähnlicher Rennplatz war weit und breit nicht vorhanden. Er bedeutet für Cloppenburg seinerzeit ein beachtliches Renommee.

Jahre vergingen. Manche große und schöne Veranstaltung rauschte hier vorüber. Alle erfreuten sich großer Beliebtheit und hatten bald weithin guten Klang. Die Cloppenburger Renntage zogen Teilnehmer und Besucher aus nah und fern herbei. Es galt als etwas Besonderes, in Cloppenburg am Rennen teilgenommen zu haben...

Nach Berichten der „Münsterländischen Tageszeitung“ hat noch im Jahre 1911 die 13. Leistungsprüfung vom Südol-



Aufn.: Zurborg, Vechta

denburger Pferdezüchterverband stattgefunden. Dazu war auch der Großherzog Friedrich August mit seinem Sohne, dem Erbgroßherzog Nikolaus erschienen. Als ungewöhnliche Attraktion der Leistungsprüfung galt ein Flachrennen, das als „Galoppreiten“ und besondere Einlage geboten wurde. Der Rennverein übernahm später dieses Flachrennen. Schließlich fügte er auch Trabrennen- u. Trabreiten in sein alljährliches Programm ein. Hinzu kamen Offiziersjagdrennen. Nach dem ersten Krieg wurden dann noch Mannschafts- und Abteilungsreiten eingeführt. Jedoch das Rennprogramm behielt stets entsprechend dem Namen des Vereins besonderes Gewicht.

Beide Kriege versetzten dem Südoldenburgischen Rennverein schwere Schläge. Stets von neuem fanden sich beherzte Männer, die dem Verein neue Impulse und neue Initiativen verliehen. Das zeigte sich auch nach dem letzten Kriege (1939/45). Mit dem schnellen Wiederaufleben der Reitervereine in den einzelnen Orten konnte schon 1948 in Cloppenburg wieder eine größere Veranstaltung als „Pferdeleistungsschau“ durchgeführt werden. Nach dem Zusammenschluß der Oldenburgischen Vereine zum Landesverband der Renn-, Reit- und Fahrvereine im Oldenburger Zuchtgebiet wurde die Durchführung der ersten oldenburgischen Landespferdeleistungsschau dem Südoldenburgischen Rennverein übertragen. Dieselbe fand 1949 in Cloppenburg statt.

Obwohl auf diesem Turnier nur Prüfungen der Anfänger- und der leichten Klasse vorgesehen waren, konnten doch alle namhaften Pferdefachleute der Bundesrepublik für die Veranstaltung als Richter gewonnen

werden, an der Spitze der verstorbene Oberlandstallmeister Dr. Ra u. Dadurch gewann der Pferdesport im Oldenburger Münsterland starken Auftrieb.

Die Jahre danach brachten dem Cloppenburgischen Veranstalter aus mancherlei Gründen kaum mehr soviel Publikum wie früher. Im Jahre 1953 war außerdem im Kreise Vechta die „Vereinigung für Pferdeleistungswesen im Kreise Vechta“ ins Leben gerufen worden. Dort begann man nun, die einzelnen Pferdeleistungsschauen auf ländlicher Basis mit Prüfungen der mittelschweren und schweren Klassen (M- und S-Prüfung) interessanter zu gestalten und erzielte damit einen beträchtlichen Publikumserfolg.

So erfolgte auch in Cloppenburg endlich der Schritt in Richtung von Großturnieren. Der alte Rennplatz wurde umgebaut, die baufällig gewordene Tribüne abgebrochen und durch eine neue ersetzt. Zugleich entstand eine neue Tribünenwallanlage. Das traditionsreiche und sturmerprobte Totalisatorgebäude wurde leider nicht erneuert. —

Nunmehr waren auch in Cloppenburg alle Voraussetzungen für größere Turnierveranstaltungen gegeben und das Jubiläumsturnier nahm einen glänzenden Verlauf. Es stand sogar unter der Schirmherrschaft des gegenwärtigen Bundespräsidenten Heinrich Lübke, und den Verantwortlichen in Cloppenburg bedeutete es eine echte Genugtuung, als das Publikum und die Teilnehmer die gute Organisation und den zügigen Verlauf lobend anerkannten. Das dürfte dem Südoldenburgischen Rennverein neuer Ansporn sein und tatkräftigen Auftrieb für weitere Jahrzehnte geben. A l o y s M e y e r

FRANZ DRIVER

(1863 — 1943)

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, Ihr werdet selten seinesgleichen sehen.“ Dieses leicht abgewandelte Shakespeare-Wort aus Hamlet läßt sich anwenden auf einen oldenburgischen Politiker und Beamten, der seiner Zeit viel galt, dessen Wirken bis in die Gegenwart ausstrahlt, dem wir Südoldenburger viel zu danken haben.

Am 4. Januar 1963 werden es 100 Jahre sein, daß dem oldenburgischen Münsterland ein Sohn geschenkt wurde, der in den so sehr bewegten und schicksalsschweren ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eine

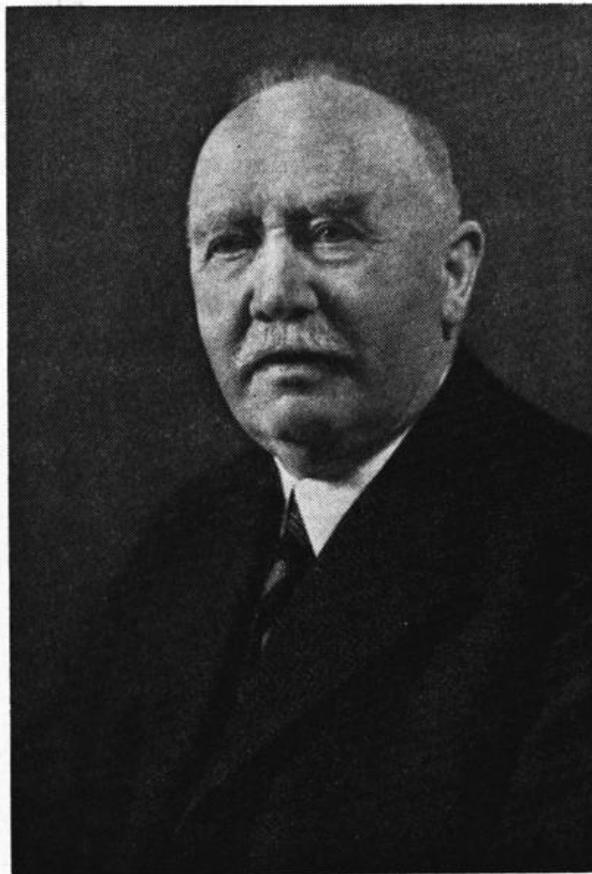
gewichtige, ja entscheidende Rolle in der Geschichte und Politik unserer Heimat spielen sollte. Die Älteren unter uns erinnern sich noch dieses Mannes, der 42 Jahre lang mit beispielhafter Treue und Pflichterfüllung dem Oldenburgischen Staat als Beamter diente, davon mehr als zehn Jahre als Staatsminister. Wir entsinnen uns seines guten und energischen Gesichtes mit den buschigen Brauen und klugen, fröhlichen, manchmal auch mit überlegenem Humor lächelnden Augen, mit dem kräftigen, männlichen Schnurrbart; dieses Gesichtes, das

geprägt war von Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungsfreude, kultiviert und geistvoll. Er wußte seinen Mann zu stehen auf politischem Boden, wo er mit offenem Visier die Waffen der Klugheit und des Verstandes zu gebrauchen wußte.

Franz Driver entstammt einer alten münsterländischen Juristenfamilie. Sein Vater war der Amtsrichter und Justizrat Driver in Friesoythe. Hier wurde er am 4. Januar 1863 geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums Antonianum zu Vechta studierte er an den Universitäten Straßburg, Heidelberg, Berlin und Göttingen Rechtswissenschaft, legte die juristischen Staatsprüfungen ab und promovierte zum Doctor juris. 1890 trat er als Amtsauditor bei der Eutiner Regierung in den oldenburgischen Staatsdienst. Das Großherzogtum Oldenburg bestand (seit 1803) aus dem alten Herzogtum, vergrößert um die Ämter Vechta und Cloppenburg des vormaligen Fürstbistums Münster (daher Münsterland) sowie aus den Fürstentümern Lübeck (Eutin) und Birkenfeld.

Dr. jur. Franz Driver wurde bald Assessor und arbeitete darauf als „Hilfsarbeiter und Sekretär“ im oldenburgischen Ministerium der Finanzen. Von 1897 bis 1900 war er Amtsassessor beim Großherzoglichen Amt in Cloppenburg unter dem Amtshauptmann von Heimburg, der durch seine satirischen Verse über das Münsterland eine recht umstrittene Berühmtheit erlangte. Sechs Jahre war Driver Amtshauptmann des Großherzoglich oldenburgischen Amtes Varel. Die Vareler schätzten ihn sehr, lange blieb er ihnen als tüchtiger und gerechter Verwaltungsbeamter in guter Erinnerung.

Im Dezember 1906 wurde in Oldenburg das Oberverwaltungsgericht neu errichtet, und die Großherzogliche Regierung berief den hervorragenden Juristen und Kenner des Verwaltungsrechts und der Verwaltungspraxis als Oberverwaltungsgerichtsrat in die Landeshauptstadt. Hier hatte er wesentlichen Anteil an der Sicherung einheitlicher Rechtsgrundlagen und einer festen Spruchpraxis auf dem Gebiet der Verwaltungspflege, das im gewissen Sinne noch Neuland war. Dieses Amt verwaltete er, bis er im Jahre 1919 vom Landtag zum Staatsminister gewählt wurde. Zwei Jahre war er sogar Präsident dieses hohen Gerichtes.



Staatsminister Dr. iur. Franz Driver

Aufn. privat

Aber Volk und Land stellten ihn vor größere Aufgaben. Er wurde als „Vertreter des Südens“ in den oldenburgischen Landtag gewählt, wo er Spitzenkandidat und Führer des Zentrums wurde. Seine Aufmerksamkeit galt vor allem kulturellen Fragen, insbesondere der Schule. Er stand in vorderster Front gegen den liberalistischen Geist in der Kulturpolitik und trat mit aller Energie für die Erhaltung der christlichen Schule ein. Landtagsberichte aus der Zeit vor, während und nach dem ersten Weltkrieg geben Zeugnis von einem zähen, schweren, aber auch erfolgreichen Ringen.

Menschliche Größe und politischen Weitblick bewies Franz Driver, als im November 1918 nach dem verlorenen Kriege die Revolution über Deutschland hereinbrach, der Kaiser nach Holland floh und in Berlin die Republik ausgerufen wurde. Von Wilhelmshaven aus wurde die „Republik Oldenburg-Ostfriesland“ verkündet. Der Marineoberheizer Kuhnt ernannte sich zum Präsidenten des Freistaates Oldenburg und bildete ein Direktorium als provisorische Regierung.

Wie die anderen deutschen Fürsten dankte auch der Großherzog von Oldenburg für sich und die erbfolgeberechtigten Angehörigen seines Hauses ab, „um Unheil von dem oldenburgischen Lande fernzuhalten.“ Driver billigte den Umsturz nicht, aber in dem Chaos des Zusammenbruchs versagte er sich nicht der Mitarbeit. Mit anderen Beamten und Parlamentariern, unter ihnen Minister Scheer, Paul Hug, später Oberbürgermeister von Wilhelmshaven, und Theodor Tantzen, erster Ministerpräsident des neuen Freistaates, half er, den Staatsapparat in Gang zu halten.

Am 23. Februar 1919 fanden die Wahlen zur verfassunggebenden oldenburgischen Landesversammlung statt. Der Jurist und Abgeordnete Driver arbeitete richtunggebend an dem Entwurf einer Verfassung mit. Es gelang ihm, die christlichen Kulturgüter, die religiöse Freiheit, die christliche Schule und die rechtliche Stellung der Kirchen verfassungsmäßig zu sichern, ein Verdienst, das ihm bis in unsere Zeit geblieben ist. Nach kaum vier Monaten harter Arbeit konnte die neue Verfassung vorgelegt und am 17. Juni 1919 verabschiedet werden.

In dem sofort gebildeten Kabinett Tantzen übernahm Franz Driver das Ministerium für Finanzen. Damit war zum ersten Male in der Geschichte des Großherzogtums nach 118jähriger Zugehörigkeit des Münsterlandes zu Oldenburg ein „Münsterländer“ (wie auch Hermann Lübbing in seiner „Oldenburgischen Landesgeschichte“ feststellt, S. 190) ein Katholik oldenburgischer Minister geworden. Bei der herrschenden geistigen Haltung war es zu Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts für einen Katholiken unmöglich, bei aller Qualifikation Regierungspräsident oder gar Minister zu werden.

Franz Driver war oldenburgischer Staatsminister verschiedener Ressorts mit kurzer Unterbrechung von 1919 bis 1932, zeitweise auch stellvertretender Ministerpräsident. Er förderte Handel und Gewerbe, trieb geschickte Agrarpolitik und setzte sich für bäuerliche Veredlungswirtschaft ein. Aber über allem stand für ihn als Leitgedanke die Notwendigkeit einer christlichen Politik, Stärkung des christlichen Einflusses im Leben des Volkes und des Staates. In seine Zeit

fallen die schweren wirtschaftlichen und politischen Erschütterungen der zwanziger Jahre, die in der Folge mit Radikalisierung der Wählerschaft zur deutschen Katastrophe führten. So waren die Maßnahmen, die das Kabinett und er als Minister treffen mußte, nicht immer populär, aber seine Haltung und seine Entscheidungen waren aus einer kompromißlosen Weltanschauung geboren, die aus dem Glauben an das Übernatürliche und Ewige ihre Kraft zog.

Die Wahlen vom 29. Mai 1932 brachten eine nationalsozialistische Mehrheit im oldenburgischen Landtag. Von 46 Sitzen fielen 24 den Nationalsozialisten zu, 9 erhielten die Sozialdemokraten, 7 das Zentrum, 2 die kommunistische Partei, 2 die Deutschenationalen, je einen das Landvolk und die Staatspartei. Man sieht, die Zentrumswähler der südlichen Ämter hatten ihrem Driver die Treue gehalten. Die Regierung Cassebohm, mit ihr Minister Driver, trat im Juni zurück; Oldenburg bekam als erstes deutsches Land eine nationalsozialistische Regierung.

Welche Achtung man dem zurückgetretenen Staatsminister entgegenbrachte, bewiesen die vielen Glückwünsche, die man ihm zur Vollendung seines 70. Lebensjahres fast ein Jahr später brachte. Sogar seine politischen Gegner, die neuen Machthaber, sandten ihm ein Glückwunschschreiben:

Sehr geehrter Herr Staatsminister!

Am Tage der Vollendung Ihres 70. Lebensjahres gedenkt das Staatsministerium der langjährigen hervorragenden Dienste, die Sie unserem Lande als Beamter in verantwortungsvollen Stellungen und später viele Jahre als Mitglied der Staatsregierung geleistet haben. Das Staatsministerium sendet Ihnen zu diesem Tage herzliche Glückwünsche . . .
gez.: R ö v e r

Auch nachdem er von der politischen Bühne abgetreten war, verfolgte der alte Politiker aufmerksam die weitere politische Entwicklung. Der kommende Zusammenbruch zeichnete sich ihm bereits schmerzlich ab, als er im 81. Lebensjahre am 27. Juli 1943 die Augen zur ewigen Ruhe schloß.

Hermann Bitter

Dr. med. Crone-Münzebrock

Viele Augen wurden feucht, als sich am 9. Februar 1962 in der Stadt Oldenburg die Kunde von dem unerwarteten Tode des überall bekannten und verehrten früheren Chefarztes des Piusospitals Dr. Engelbert Crone-Münzebrock verbreitete. Tausende von hilfsbedürftigen Menschen aus Stadt und Land Oldenburg und der weiten Umgebung hatten bei ihm Trost, liebevolle Hilfe und Heilung von ihren Leiden gesucht und gefunden.

Die Wiege des Verstorbenen stand auf dem schon 1180 in der Geschichte erwähnten uralten Meyerhofe Münzebrock in Ahausen, aus dem im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Söhne wie hohe Verwaltungsbeamte, Geistliche, Gemeindevorsteher, Landtags- und Reichstagsabgeordnete und Volkswirtschaftler hervorgegangen sind. Über den Bruder des verstorbenen Chefarztes, den Vorsitzenden der deutschen Bauernvereine Dr. August Crone-Münzebrock, hat der Heimatkalender 1957 ausführlich berichtet.

Dr. Engelbert Crone-Münzebrock wurde am 2. 7. 1885 als Sohn des Hofbesitzers Gerhard Crone-Münzebrock und seiner Gemahlin Josefine Meyer zu Höne geboren. Wie sein Bruder August widmete er sich dem Studium und wurde nach dem Besuch der Volksschule in Essen durch Kaplan Hinners auf den Besuch des Gymnasiums in Vechta vorbereitet. Als Primaner war er 1905/06 Dirigent des Schülersingervereins „Arion“. Mit 20 Jahren baute er auf dem Gymnasium Antonianum sein Abitur und entschied sich für das Studium der Medizin. In Göttingen bestand er 1911 sein Staatsexamen mit sehr gut und promovierte zum Dr. med. An der chirurgischen Klinik in Freiburg erwarb er sich das Rüstzeug für seine vielseitige, mit so großen Erfolgen gekrönte Tätigkeit im Dienste der Kranken, die er im späteren Leben durch Teilnahme an chirurgischen Kongressen und Kursen ständig zu vervollkommen suchte. In Freiburg bot sich ihm ein reiches Arbeitsfeld, besonders für die Bekämpfung der in Südoldenburg viel verbreiteten Kropfkrankheiten, wobei er sich früh einen bekannten Namen verschaffte. Hier



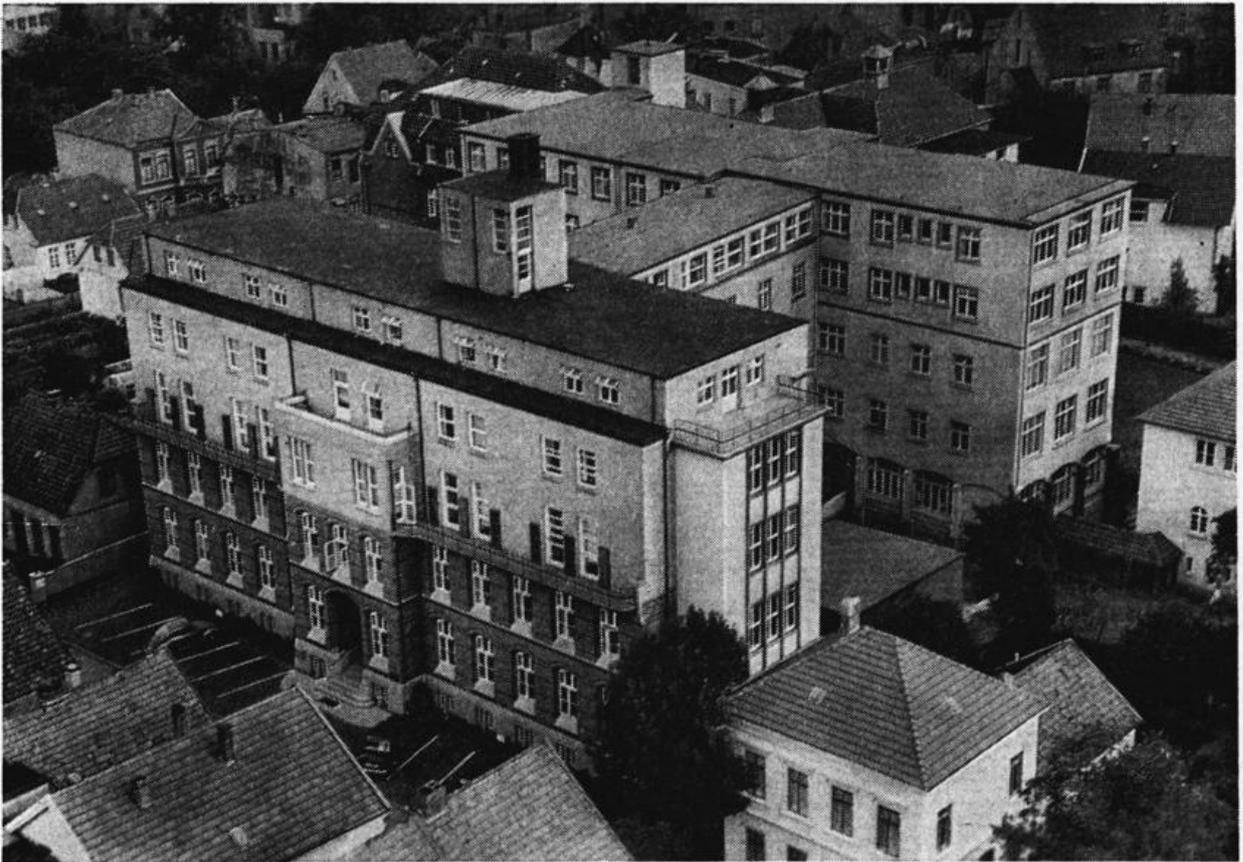
Dr. med. Crone-Münzebrock (1885—1962)

Aufn. privat

lernte er auch seine treue Lebensgefährtin kennen, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte, von denen die beiden Söhne in die Fußstapfen des Vaters traten.

Mit 33 Jahren kehrte Dr. Crone-Münzebrock wieder zu seiner geliebten Heimat zurück, wo er Chefarzt an der Chirurgischen Abteilung des 1871 aus kleinen Anfängen eröffneten katholischen Piusospitals wurde. In 38 Jahren opferungsvoller und segensreicher Wirksamkeit entwickelte er zunächst als leitender Chirurg und seit 1919 als Chefarzt gemeinsam mit tüchtigen Hilfskräften und Angestellten, vor allem aber dank der opferbereiten Arbeit der Clemensschwwestern das „Pius“ zum angesehensten kath. Krankenhaus des Oldenburger Landes. In Anerkennung seiner verdienstvollen Arbeit wurde er als erster Arzt im Oldenburger Lande mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Dr. Crone-Münzebrock war sich bewußt, daß nicht nur fachliches Können den Arzt



Das Piushospital in Oldenburg, die klassische Wirkungsstätte von Dr. Crone-Münzebrock.

Aufn. privat

ausmacht, daß es vielmehr ebenso wichtig ist, das Vertrauen der Patienten zu wecken und zu gewinnen. „Es war seine Größe“, betonte Dechant Buken bei der Leichenfeier des Verstorbenen, „daß er sein ganzes Herz gab, daß er litt mit den Weinenden und sich freute mit den Genesenden.“ Wie mancher ist schweren Herzens zu ihm ins Hospital gegangen, der nach der ersten Aussprache mit dem gütigen Arzt bekannte: „Nun habe ich wieder Hoffnung!“ oder „Halbwegs bin ich schon wieder besser!“ Und wenn ihm eine gefährliche Operation geglückt war, freute er sich mit dem Patienten und den Schwestern. Dann stellte er die am Hals oder im Gesicht operierten Frauen bei der Entlassung wohl vor den Spiegel und meinte stolz: „Haben wir die Frau N. nicht schön wieder zurecht gemacht?“ So vereinten sich bei ihm ärztliche Kunst und edles Menschentum zu einem harmonischen Ganzen.

Für das Piushospital setzte Dr. Crone seine ganze Kraft ein. Mehrmals mußte die Anstalt auf Grund ärztlicher Angaben wegen Raummangel, und der modernen Anforderun-

gen der Hygiene umgebaut und um mehrere Flügel erweitert werden. 1954 erhielt sie ein der Neuzeit entsprechendes Waschhaus. In den folgenden Jahren wurden mehrere Flügel aufgestockt und 1958 im Anschluß an das Hauptgebäude ein modernes Schwesternhaus gebaut. — Weite Reisen ließ sich der unermüdlich tätige Chefarzt gefallen, um sein „Pius“ mit den neuesten Heilgeräten und Ausrüstungen auszustatten. Durch diese Neubauten konnte die Bettenzahl von anfänglich 150 auf 400 erhöht werden. Heute stehen den Chirurgen, den Internisten, den Gynäkologen, den Augen-, Ohren-, Nasen- und Halsärzten sowie den Orthopäden eigene Operationsräume zur Verfügung, die in jeder Hinsicht mustergültig ausgestattet sind.

Aber auch durch andere mit der Krankenpflege zusammenhängende Maßnahmen wußte der rührige Chefarzt das Ansehen des Piushospital zu mehren. Im 2. Weltkrieg wurde dem Hause ein Kriegslazarett angegliedert (im Haus Niedersachsen), dem Dr. Crone als leitender Militärarzt vorstand und in dem viele Kriegsverletzte Heilung und

liebvolle Pflege fanden. 1929 konnte eine Krankenpflegerschule und 1949 eine staatlich anerkannte Massageschule eingerichtet werden, aus denen bis jetzt mehrere hundert tüchtige Pfleger und Pflegerinnen hervorgingen.

Vorbildlich war die Zusammenarbeit des nunmehr in Gott ruhenden Chefarztes mit den Ärzten, Schwestern und Angestellten des Pius, denen er stets ein vornehmer und väterlicher Vorgesetzter war. Das bescheinigte ihm schon bei seinem Ausscheiden als Chefarzt am 1. 1. 1957 öffentlich und dankbar sein langjähriger Mitarbeiter Dr. Mittag im Namen der Ärzteschaft. Das bekundete ihm erneut am offenen Grabe sein Nachfolger als Chefarzt Prof. Dr. med. Theding. Er, wie auch der Präsident der Ärztekammer Dr. med. habil. Simon erkannten dankbar an, daß der Ruf des Verstorbenen als führender Arzt des Landes weit über die Grenzen des Landes hinausgegangen sei, daß er sein verantwortungsvolles Amt stets in echt christlicher Nächstenliebe ausgeübt habe und daß er Assistenten, Schüler und Schülerinnen bewußt zu diesem Verantwortungsgefühl erzogen habe.

Vorbildlich war auch sein Leben als echt katholischer Christ. Rege beteiligte er sich an den Veranstaltungen und Feiern der Pfarrfamilie und an der Förderung der kath. Standesvereine. Durch belehrende Vorträge im Arbeiterverein, Gesellenverein und KKV hat er in jungen Jahren viel zur Weiterbil-

dung der Mitglieder beigetragen. Besonders die Jugend war ihm ans Herz gewachsen. Sonntags sah man ihn fast immer in der Kindermesse, und in den 20er Jahren, als das Pfarrfamilienfest zu Fronleichnam noch im Ziegelhof gefeiert wurde, lag in seiner Hand die übliche Kinderbelustigung, die er mit pädagogischem Geschick leitete.

Nur fünf Jahre hat sich Dr. Crone-Münzebrock des Ruhestandes in seinem neuen Heim an der Roggemannstraße erfreuen können. Die Fortführung seines Lebenswerkes wußte er bei seinem Sohne Dr. habil. Alfred Crone in guten Händen. Er selbst wollte sich nur noch seiner Privatpraxis sowie der Weiterbildung des medizinischen Nachwuchses widmen. Der Erhaltung der eigenen Gesundheit gedachte er zu dienen durch eine mäßige Lebensweise, durch ausgedehnte Spaziergänge und körperliche Betätigung gemäß dem durch seine reiche Lebenserfahrung bestätigten Grundsatz: „Im Alter muß der Mensch seine Lebensart umstellen. Er muß leben morgens wie ein Fürst, mittags wie ein Bauer und abends wie ein Bettler.“ So hätte er sich noch eines langen Lebensabends erfreuen können, wenn ihm nicht das in fast vierzigjähriger Arbeit überanstrengte Herz Einhalt geboten hätte. Nach einer glücklich verlaufenen Operation verschied er in Hannover am 9. Januar 1962 eines sanften und ruhigen Todes an Herzschwäche.

Heinr. Bockhorst

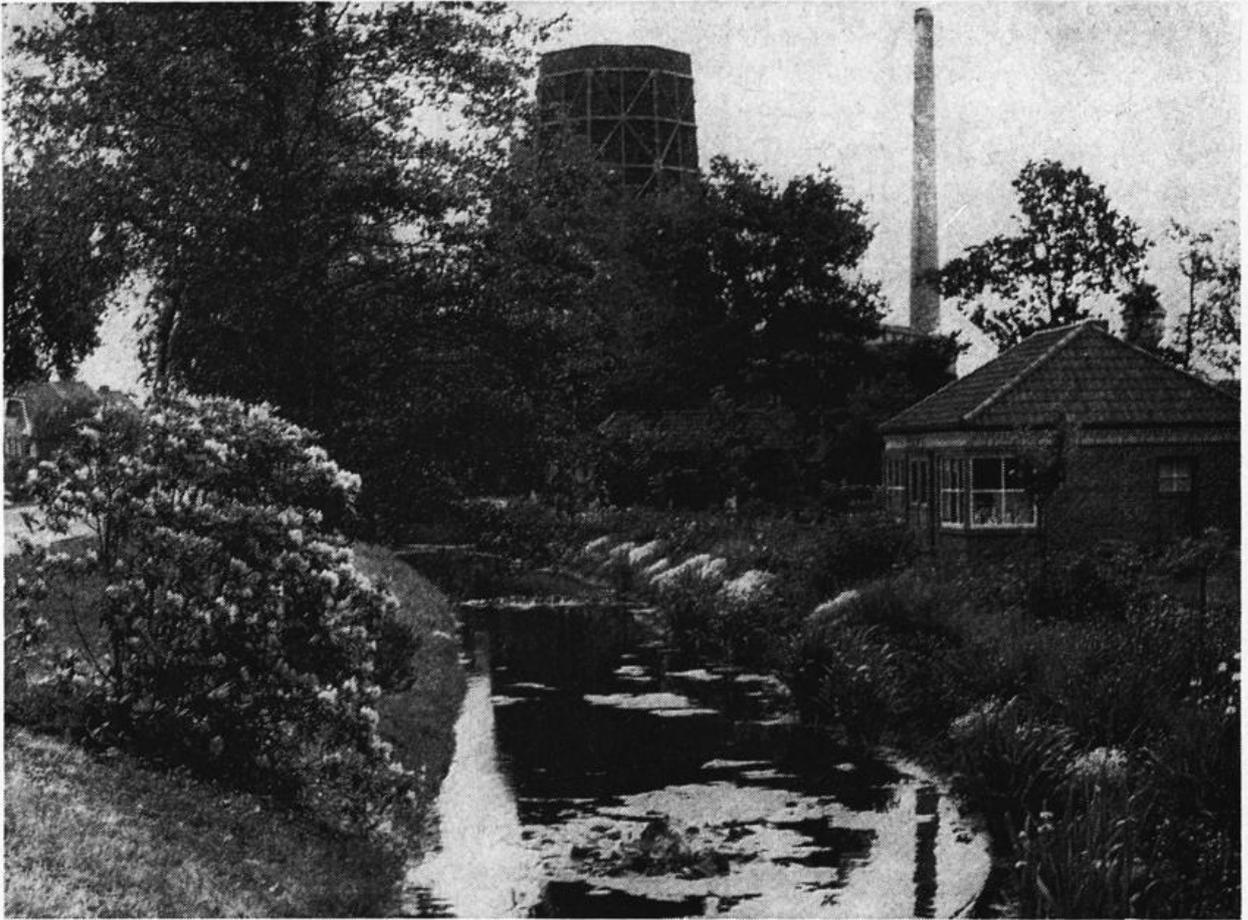
Aus der Arbeit des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland 1961/62

Auftakt der Arbeit des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland war der Delegiertentag am 4. November 1961 in Goldenstedt. Auf der Sitzung des erweiterten Vorstandes am 28. Oktober 1961 in Emstek wurden Aufgaben und Tagesordnung des Delegiertentages eingehend besprochen. Dabei kam einmütig zum Ausdruck, daß die Heimatarbeit gerade in unserer Zeit der stürmischen technischen Entwicklung und einer Wandlung auf vielen

Gebieten auch auf dem Lande besonders wichtig sei — nicht aus romantischer Sicht — nicht, um alte überholte Formen zu konservieren, sondern um Wertvolles und Gutes zu erhalten und in neuen Formen wieder lebendig zu machen; immer aber seien die christlichen Grundsätze des Lebens in unserer Heimat gegen die zersetzenden Tendenzen des Zeitalters zu verteidigen.

Aus diesen Gedanken heraus sprachen auf dem Delegiertentag 1961 in Goldenstedt





Die traditionelle große Wanderfahrt des Heimatbundes am Peter- und Paulstage führte im Jahre 1962 zunächst nach Wiesmoor mit seinen gartenbaulichen Betrieben, dann durch die friesische Wehde nach dem Neuenburger Urwald und schließlich nach Bad Zwischenahn. Hier ein Erinnerungsbild von den gärtnerischen Anlagen vor dem E-Werk in Wiesmoor.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

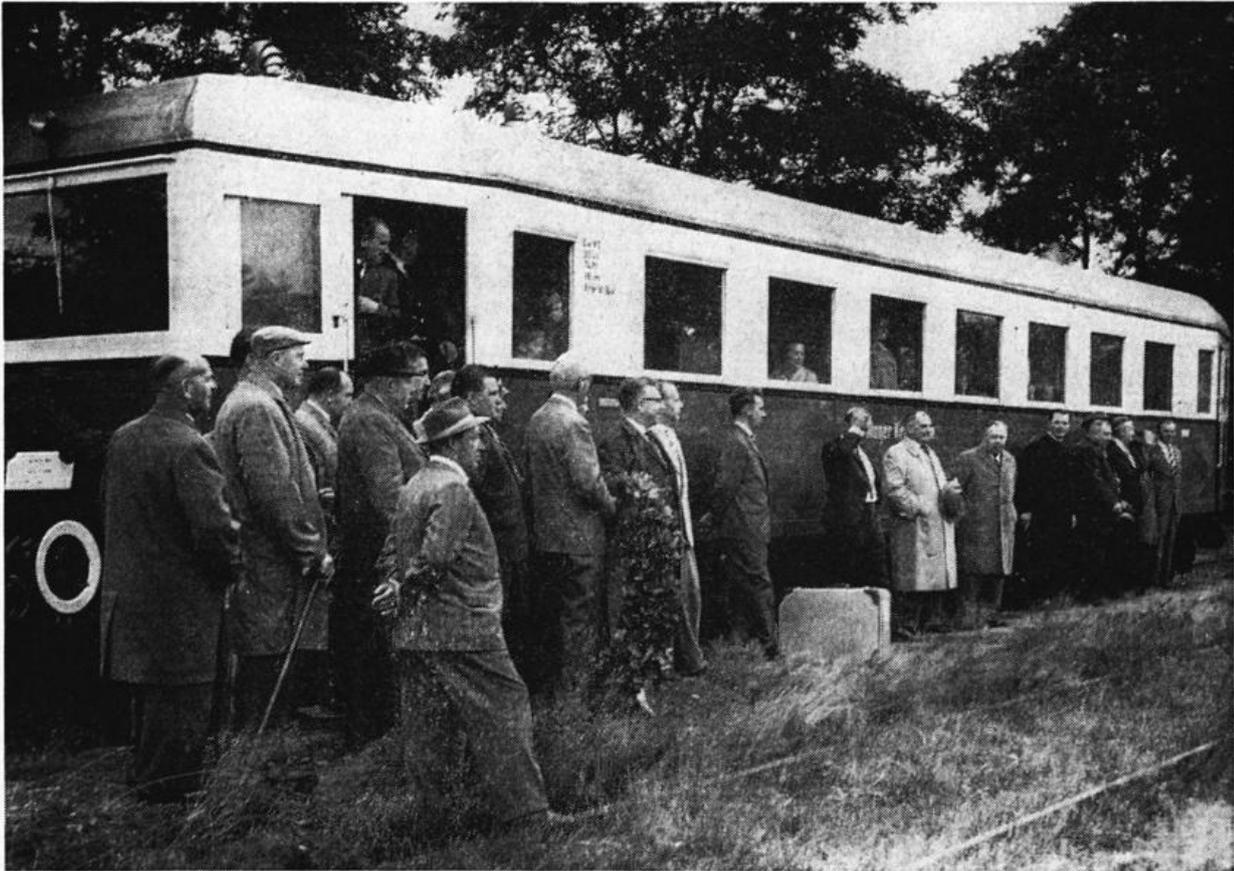
Oberregierungs- und Schulrat Kramer und Lehrer Hellbernd-Calhorn über die Aufgaben des Heimatbundes. Oberregierungs- und Schulrat Kramer erklärte: Es genügt nicht, daß die Organisation des Heimatbundes steht, sondern wichtiger ist, daß sie Inhalt hat. Es geht bei unserer Arbeit für die Heimat nicht allein um unser Land in seiner äußeren Gestalt, nicht nur um die Geschichte unseres Landes, es geht in erster Linie um den Menschen, in unserer Landschaft, um jeden einzelnen in seiner Selbständigkeit und Eigenart. Unsere erste Sorge muß der Familie und der Nachbarschaft gelten.

Lehrer Helbernd wies darauf hin, daß das Weltgeschehen heute bis in das kleinste Dorf hinein ausstrahlt, daß uns hier andere Kulturen gegenüberstehen. Hier gilt es, das

Erbe der Väter, die christlichen Grundlagen des Lebens der Heimat, zu erhalten. Unsere Sitten und Gebräuche sind dem Wandel der Zeiten unterworfen. Viele Bräuche sind heute nicht mehr lebensfähig. Die Änderung in der Struktur vor allem des dörflichen Lebens fordert neues Brauchtum. Die Gegenwart stellt uns hier Aufgaben, die wir nicht allein mit überkommenen Formen lösen können.

Der Delegiertentag ernannte zu Ehrenmitgliedern den Vorsitzenden des Heimatvereins Visbek, Landwirtschaftsrat i. R. Linnewerth, und den Vorsitzenden des Heimatvereins Friesoythe, Zahnarzt Dr. Landgraf.

An den Delegiertentag schloß sich ein Heimatabend, der überaus stark besucht



Am 29. September 1962 verabschiedete der Heimatverein Damme den letzten Zug der Wittlager Kreisbahn in Richtung Hunteburg. Der Schienenverkehr wich dem Straßenverkehr mit Bussen. Zu dem denkwürdigen Anlaß hatten sich viele Heimatfreunde aus Damme und Umgebung eingefunden, die eine letzte Fahrkarte erwerben und die letzte Fahrt wenigstens bis Südfelde mitmachen wollten. Der Heimatverein stiftete dem scheidenden Bähnlein einen prächtigen Kranz, und der Dammer Gesangverein widmete ihm ein lustiges Abschiedslied. So ging hier nach 50 Jahren eine beschaulichere Epoche mit einem „großen Bahnhof“ zu Ende. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

war. Lehrer Walter Schulze sprach über „Die Entwicklung des Kirchdorfes Goldenstedt“; Vikar Voet zeigte an etwa 100 Farbaufnahmen die Schönheiten des alten Hunteales. Prälat Franz Morthorst-Cloppenburg, ein gebürtiger Goldenstedter, fesselte die Zuhörer durch seine heiteren und ernsten Ausführungen über seine Goldenstedter Heimat.

Der Münsterlandtag 1961 am 8. Dezember 1961 im Seemannsdorf Barbel war wieder ein machtvolles Bekenntnis zur angestammten Heimat. An der Besichtigungsfahrt durch die Gemeinde (Kirche Harkebrügge, Siedlung, Kirche Barbel, Johanniterkommende Bokelesch, Elisabethfehn) nahmen Hunderte von Männern und Frauen aus allen Teilen des Münsterlandes teil. Die

Schiffahrtsausstellung, die der Heimatverein Barbel in den Räumen der Mittelschule aufgebaut hatte, zeigte eindrucksvoll die Bedeutung der Schifffahrt für den Ort Barbel. Auf dem Heimatabend hielt Bürgermeister Dipl.-Landwirt Adolf Richard, Lönningen, den Festvortrag über das Thema „Heimat — Erbe und Auftrag“. Seine Worte fanden bei den Zuhörern tiefen Widerhall. Nur ein Gedanke sei hier angeführt. „Heimat der Gegenwart und Heimat der Zukunft im Raum, der unsere Heimat umreißt, lebt auch aus der Geschichte und Vergangenheit der Familien, der Bauerschaften, der Kirchspiele und der Gemeinden. Die in der Geschichte lebendige Entwicklung muß wachgehalten werden, damit die Grundwerte, die hier gegeben sind, hineingenommen werden in die

sich entwickelnde Zukunft. Das soll nicht bedeuten, daß wir nicht mit der Zeit gehen sollen, aber die überzeitlichen Werte der Heimat und ihrer Kultur sind mit anzulegen, dann wird die Entwicklung immer maßgerecht bleiben für unsern Raum, mögen die Wandlungen und Veränderungen auch noch so groß sein."

Auf der Sitzung des Kreisjugendringes am 23. 2. 1962 in Vechta sprach Oberregierungs- und Schulrat Kramer über das Thema „Heimat und Jugend“. „Es geht nicht um Organisationsfragen des Heimatbundes, sondern um die Arbeit für die Heimat. Wenn wir die Jugend nicht haben, hat unsere Arbeit keinen Sinn mehr.“

Der „Tag des Baumes“ fand in diesem Jahre am 13. Mai 1962 in Molbergen statt. Die Tagung war umsichtig und gründlich vorbereitet. Auf der Kundgebung vor dem Pfarrheim sprachen der Präsident des Verwaltungsbezirks Oldenburg, Robert Dannemann, Bürgermeister Einhaus, Molbergen, Bundestagsabgeordneter Schmücker und Prälat Franz Morthorst. Der Direktor der Pädagogischen Hochschule Vechta, Prof. Dr. P. Oswald Rohling, hielt das Hauptreferat auf der Festversammlung am Abend. Der Waldbegang in Dwergte und die Übung zur Bekämpfung eines Waldbrandes am Nachmittag fanden eine starke Beteiligung. Die Ausstellung im Pfarrheim fand in allen Teilen der Bevölkerung, vor allem in der Jugend, großes Interesse. Am 16. Mai 1962 besuchte Bundespräsident Lübke die Ausstellung.

Am 15. Mai 1962 war Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke im Museumsdorf Cloppenburg und gab dem wiedererrichteten Quatmannshof in Anwesenheit von Tausenden in einer eindrucksvollen Feier die festliche Weihe als dem Zeugen der Heimat- und Gottverbundenheit und der Leistungskraft unserer Vorfahren und als

Mahnung an die Menschen unserer Zeit, vor allem auch an unsere Jugend, die alten Tugenden der Vorfahren, Liebe und Treue zur Heimat und Einsatz- und Opferbereitschaft für unser Volk, zu beweisen.

Die Wanderfahrt am Peter- und Paulstage führte 1962 nach Wiesmoor, in den Neuenburger Urwald und nach Bad Zwischenahn. Mehr als 350 Heimatfreunde nahmen an der Veranstaltung teil.

Der Vorstand hielt im Berichtsjahr Sitzungen ab am 30. September 1961 in Goldenstedt, am 14. Oktober 1961 und am 18. November 1961 in Barßel, am 24. Februar 1962 in Cloppenburg und am 17. Mai 1962 in Oldenburg und Neuenburg. Der erweiterte Vorstand tagte am 28. Oktober 1961 in Emstek und am 7. April 1962 in Cappeln.

In Goldenstedt wurde im Anschluß an den Delegiertentag 1961 ein Heimatverein gegründet.

Das 80. Lebensjahr haben vollendet am 25. März 1962 unser Ehrenmitglied Lehrerin i. R. Johanna Kröger, Essen, und am 11. August 1962 unser Ehrenmitglied Heimatdichterin Elisabeth Reinke, Vechta.

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland ruft alle Heimatfreunde und vor allem unsere Mädchen und Jungen auf, an der Erfüllung der Ziele, die sich die Gründer des Bundes vor mehr als 40 Jahren gestellt haben, mitzuarbeiten. Wir alle wollen stets des Wortes eingedenk sein, das unser Bundespräsident bei der Einweihung des Quatmannshofes in Cloppenburg zu uns sprach: „Für Menschen ohne das Band der Heimat ist unsere Zeit genau so gefährlich wie eh und je. Die Heimat lieben ist nicht unmodern und überholt. Man muß wissen, wo man zu Hause ist und wo die Quellen unseres Lebens und unserer Kraft fließen.“

Franz Kramer

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit	Dr. Hermann Averdam, Stukenborg Landrat des Landkreises Vechta, Hermann Bitter, Ramsloh, Landrat des Landkreises Cloppenburg	Seite 4
Vorwort	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O.	5
Kalendarium mit Monatsbildern	6
Zu unseren Monatsbildern	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O.	30
Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt . . .	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O.	32
Ein aktuelles Merkblatt des Heimatbundes	Franz Kramer, Oberregierungs- und Schulrat, Oldenburg, Sachsenstraße 51	42
Naturschutz in unserer Welt	Josef Hürkamp, Studienassessor, Dinklage i. O.	48
An de Bäke	Heinz von der Wall, Lehrer, Hemmelte i. O.	55
Das große Flutdrama am Dümmer im Sommer 1956	Georg Vetter, Hoheging, Krs. Cloppenburg i. O.	58
Junge Wälder unserer Heimat	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	60
Im Jagdrevier des Baumfalken	Georg Vetter, Hoheging, Krs. Cloppenburg i. O.	68
Was da lebt und webt . . .	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	69
Klappertopf und Augentrost	Gregor Mohr, Lehrer, Damme i. O.	79
Beispielhafte Treue zum Pferd	Aloys Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage i. O.	81
Die Waberlohe	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	83
Deutsche Meisterschaften 1962	Aloys Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage i. O.	97
Dei Deern ut dei Stadt	Erika Täuber, Vechta i. O.	100
Die Aufhebung des Franziskanerklosters in Vechta	Otto Terheyden, Oberstudienrat i. R., Vechta i. O., Füchteler Straße	102
Kriegsnot im Münsterlande vor 200 Jahren	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	108
Tagesberichte der „Argyll and Sutherland Highlanders of Canada“ zum Kampfe in und um Friesoythe 1945	August Wöhrmann, Mittelschullehrer, Lohne i. O., Am Windmühlenberg	113
Die hartnäckigen Steinfelder	Dr. Joseph Vormoor, Studienrat, Osnabrück, Schnatgang 2	116
Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor i. R., Cloppenburg i. O.	119
Grenzen und Marksteine im Volksbrauch	Fritz Diekmann, Oberregierungs- u. Vermessungs- rat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude	126
Die Teilung der Steinfeld-Ehrendorfer Moormark	Dr. Otto Harms, Oberregierungs- u. Vermessungs- rat, Oldenburg i. O., Kastanienallee 15	129
August bring Koffei nao	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudienrat i. R., Cloppenburg i. O.	133
50 Jahre Südoldenburgischer Rennverein	Aloys Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage i. O.	135
Franz Driver	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor i. R., Cloppenburg i. O.	136
Dr. med. Crone-Münzebrock	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	139
Aus der Arbeit des Heimatbundes f. d. Oldenburger Münsterland 1961/62	Franz Kramer, Oberregierungs- und Schulrat, Oldenburg i. O., Sachsenstraße 51	141
GEDICHTE		
Mien Münsterland	Dr. Ludwig Averdam †	3
Geist der Zeit	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	39
Ruf zur Mutter der Gnaden	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	45
Wo kann't?	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	50
Vörjaohrsorgen	Heinz von der Wall, Lehrer, Lindern i. O.	57
Driewjagd	Hans Varnhorst, Lehrer, Lindern i. O.	78
Warum?	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	96
De Kuckuck	Erika Täuber, Vechta i. O.	101
Dat lüttke Kalf	Heinz von der Wall, Lehrer, Hemmelte i. O.	114
September	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O.	124
ANEKDOTEN		
Ut Seelterlound	Hermann Janssen, Lehrer, Ramsloh i. O.	67
Was alte Steinfelder Mühlen sangen . . .	Konrad Meyer, Konrektor i. R., Lohne i. O.	118
Grote un lüttke Kinner	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	125



Für Basteln und Werken in Schule und Haus

Flug- und Schiffsmodelle - Klein-Diesel- und Elektromotore - Kupfer- und Messingplatten
Bast und Peddigrohr - Laubsäge-Arbeiten

Ludwig Rauber, Vechta (Oldb)

Buchbindermeister, Führteler Straße 2

Lest die

Oldenburgische Volkszeitung

Eure Heimatzeitung

mit ihren aktuellen Nachrichten aus der Heimat
und aus aller Welt

Für alle Festlichkeiten

erhalten Sie Ihre

PLAKATE
FESTBÜCHER
EINTRITTSKARTEN

in geschmackvoller Ausführung zu angemessenen
Preisen und bei prompter Bedienung von der

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH

VECHTA (OLDB)



Vor neunzig Jahren



war diese Banknote in unserem Land übliches Zahlungsmittel. Die Oldenburgische Landesbank, damals Notenbank des Großherzogtums Oldenburg, gab das Papiergeld im Auftrag der Staatsregierung aus. Sie trug so wesentlich dazu bei, den Geldbedarf der heimischen Wirtschaft zu befriedigen. Getreu den Bestimmungen des Gründungsvertrages diente sie der „Erleichterung und Förderung des gesamten Geldverkehrs im Lande, soweit hierbei ein gut geleitetes Bankinstitut mitzuwirken berufen ist“.

Heute mildert die Oldenburgische Landesbank finanzielle Sorgen ihrer Geschäftsfreunde durch Gewährung von Krediten und Vermittlung von Darlehen. Wie vor 90 Jahren fördert und erleichtert sie mit ihren 160 Niederlassungen den Zahlungsverkehr im Raum zwischen Weser und Ems und verwaltet die Ersparnisse der heimischen Bevölkerung.



Das Vertrauen ihrer Kunden durch sorgfältige Bedienung und gewissenhafte Beratung in allen Geldangelegenheiten zu erwerben und zu festigen, ist vornehme Verpflichtung der

Oldenburgischen Landesbank ^{AG}

Zieh' Dich an bei

G. Werrelmann
C L O P P E N B U R G

**Das große Textil- und Konfektionshaus
für Stadt und Land**

- **mit der großen Auswahl**
 - **den guten Qualitäten**
 - **und den niedrigen Preisen**
-

Immer erst zu

Werrelmann

der gute Weg

zum besseren Einkauf!

**Eine Kraftquelle der Wirtschaft sind die
Kreditgenossenschaften der Raiffeisen-
Organisation, die seit vielen Jahrzehnten
der Heimat dienen. Wenden Sie sich
deshalb in allen Geld- und Kredit-
angelegenheiten stets vertrauensvoll an**



Ihre

Spar- und Darlehnskasse

Die Bank für Jedermann



Fleisch - Wurstwaren

in reicher Auswahl und bester Qualität
erhalten Sie in unseren modern eingerichteten

FILIALEN

**CLOPPENBURG, OLDENBURG,
FRIESOYTHE, VECHTA, LOHNE,
DIEPHOLZ, WILDESHAUSEN**

Friedrich Pieper, Cloppenburg (Oldb)

Oldenburgische Fleischwarenfabrik und Schmalzsiederei

Ruf 3233 und 3234

Fernschreiber 025894



Hotel zu den 3 Kronen

Gegründet 1648

INH.: THEO MELCHERS

VECHTA (OLDB)

Telefon 438 (2636)

Vereinszimmer

Saal

Garagen

Anerkannt

beste Küche

Bernhard Born

K U L T U R I N G E N I E U R

Straßenbau- und Tiefbau-Unternehmung

Wasserbau
Landeskulturbau
Meliorationen
Trockenbaggerung
Kanalisation
Kläranlagen
Straßenbau
Brückenbau
Betonbau
Landschaftgestaltung
Ingenieurbüro
Planbearbeitung und Entwürfe

C L O P P E N B U R G

Am Museumsdorf

Fernruf 2455 und 2095



Wellplatten
und Formstücke
aller Art



Eigene Schneidanlage
für Fensterbänke
und Treppenstufen



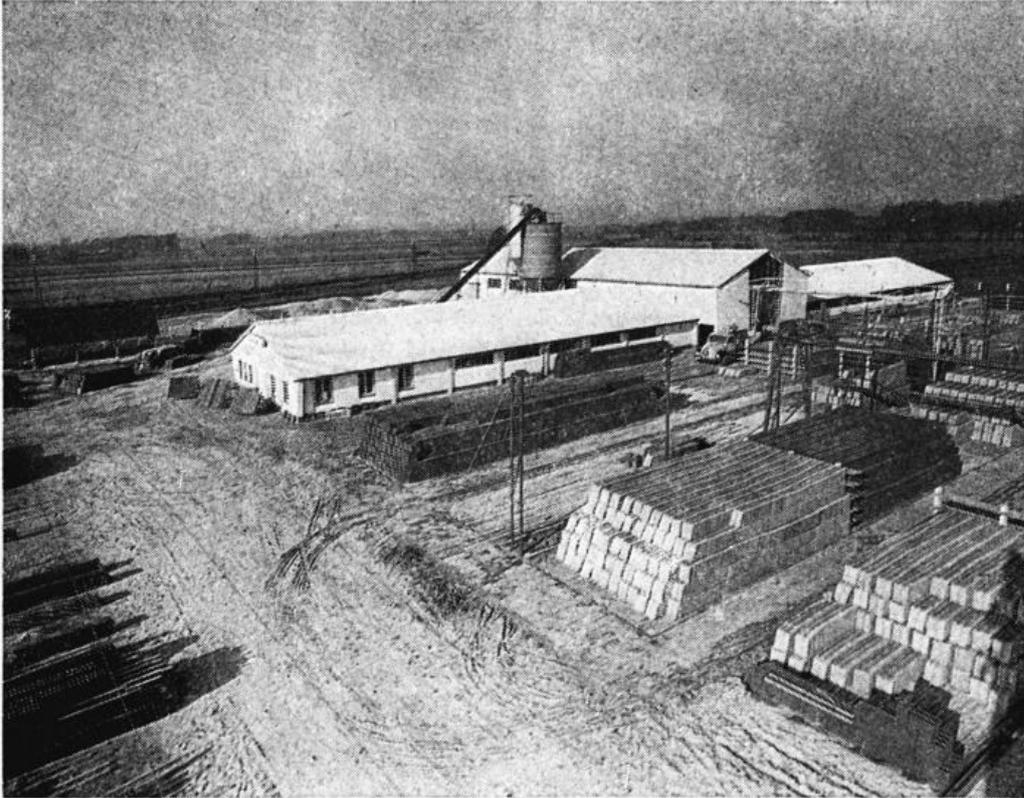
Blumenspindeln
Blumenschalen
Blumenkübel
Blumenkästen
Blumenvasen
Pflanzbeete
Blumenfenster
Gartenbassins
Vogelbäder
Spielkästen



Bernhard Bergmann

Telefon: Sammelnummer 231

„Steinfelder Pfanne“



Das an der Bahnstrecke Osnabrück—Bramsche—Delmenhorst gelegene
Betondachsteinwerk der Firma Bernhard Bergmann, Steinfeld (Oldb)

Holz — Baustoffe — Eternit-Vertrieb
Betondachsteinwerk — Betonrohrwerk

Steinfeld (Oldb)

Postfach 50 / Fernschreiber 09 4836

* 153 *



Ihre Drucksachen

sind das Spiegelbild Ihres Unternehmens!

Wir drucken alles

- **Für Behörden**
liefern wir alle vorkommenden Formulare
- **Für den Geschäftsbedarf**
Briefbogen, Rechnungen, Postkarten usw.
- **Für den Familienbedarf**
Verlobungs- u. Vermählungskarten, Totenbriefe, Totenbilder (m. Fotografie)
- **Vereinsdrucksachen**
Wirkungsvolle Plakate, Programme und Festbücher, Eintrittskarten usw.

Buchdruckerei

Ferdinand Ostendorf

CLOPPENBURG, Langestraße / Bahnhofstraße / Fernruf 2190

Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib- und Rechenmaschinen sowie Büromöbel

DORFKRUG

im Museumsdorf

Cloppenburg (Oldb)

Telefon 2726

Die gute Gast- und Tagungsstätte
im alten Bauernhaus empfiehlt sich für alle
Gelegenheiten

Willi und Charlotte Adolph

20
1786



**Ein Ziel haben -
sparen**

mit einem Sparkassenbuch bei der

Landessparkasse zu Oldenburg

Öffentlich-rechtliches Kreditinstitut
der oldenburgischen Stadt- und Landkreise

* 155 *



Hotel »Walhalla«

Inhaber: Hans Werner-Busse

Cloppenburg

Telefon 2293

Speiserestaurant / Saal / Klubzimmer / Fremdenzimmer / Garagen

A

FUSSBODEN-SPEZIALGESCHÄFT

Dunloplan-, Mipolam-Parkett - Terry

M

August Morthorst

CLOPPENBURG

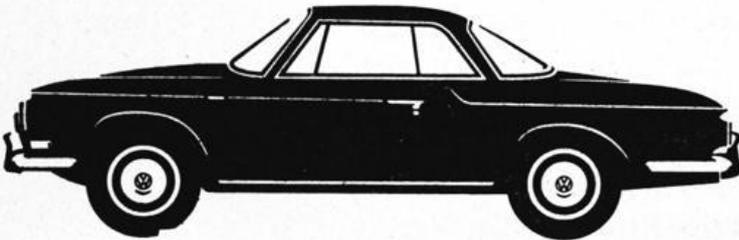
Ecke Mühlenstraße - Antoniusstraße, Fernruf 2625

C

Holz · Baustoffe · Fußbodenbeläge · Kunststoffe

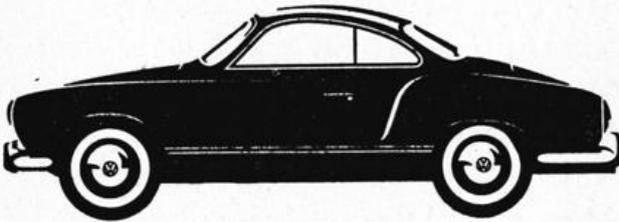


VW 1200 (Standard-Modell) 4200.-
ab Werk



VW 1500 Limousine . . . 6400.-
ab Werk

VW Karmann - Ghia - Coupé 8750.-
ab Werk



VW Karmann - Ghia - Coupé 6935.-
ab Werk

VW-Pritschenwagen . . . 5745.-
ab Werk



Ihre VW-Händler

**Autohaus
H. Asbree KG, Lohne**

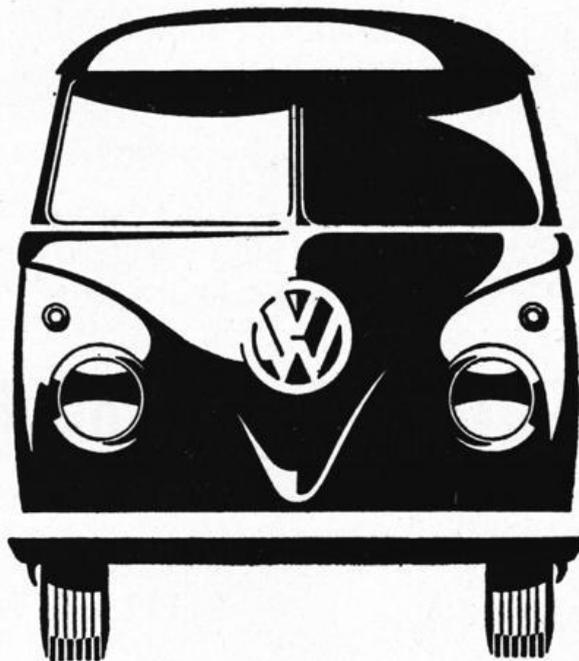
Telefon 555 / 556 / 557

B. Goda, Damme

Telefon 522

A. Klöker, Vechta

Telefon 395





Für die Reise-Saison

empfehlen wir allen Reisegesellschaften wie Schulen, Vereinen, Behörden, Betrieben usw. unsere nachstehenden, modernen und bequemen Reiseomnibusse für In- und Auslandsreisen :

- 1 47-Sitzer Kässbohrer SETRA**
- 1 47-Sitzer Mercedes-Heck**
- 1 47-Sitzer Büsing-Unterflur**
- 1 47-Sitzer MAN**
- 1 43-Sitzer Mercedes-Heck (Schlafsessel)**
- 1 39-Sitzer Kässbohrer SETRA (Schlafsessel)**
- 1 35-Sitzer Mercedes**
- 1 33-Sitzer Mercedes**
- 1 22-Sitzer Kässbohrer SETRA (Schlafsessel)**
- 1 15-Sitzer Mercedes Luxus-Clubwagen**

Die angegebenen Sitzplatzzahlen sind feste Sitze, da Mittelsitze nicht mehr zulässig sind.

Rufen Sie uns bitte rechtzeitig an, damit wir Ihnen den entsprechenden Omnibus reservieren können.

Fordern Sie bitte auch unsere kostenlosen Prospekte über unsere Urlaubsfahrten und über unsere Pilgerfahrten nach Lourdes an.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

ALOYS SCHOMAKER

In- und Auslandsreisen

LOHNE (OLDB)

Tel. 216

Tel. 216

*Eine interessante Mitteilung
aus dem Hause Kathmann*



Die Neuzüchtung mit den entscheidenden Vorteilen

- Wesentlich größere Widerstandsfähigkeit
- Bestechende Legeleistung
- 75 - 80 % große und übergroße Eier
- Eine Eiqualität, wie sie sich jede Hausfrau wünscht
- Günstigere Futtermittelverwertung
- Ausgeglichene Herde — gleichzeitige Legereife

... und trotz dieser Leistungssteigerung der gewohnte Preisvorteil

70 Jahre Erfahrung, Entwicklung und Erfolg

Darum **KA-Line**
weil's wirtschaftlich ist

Mustergeflügelhof Kathmann
2849 CALVESLAGE über Vechta
Telefon - Sammel - Nr. Vechta 881



Kathmann-FUTTER

überall ...

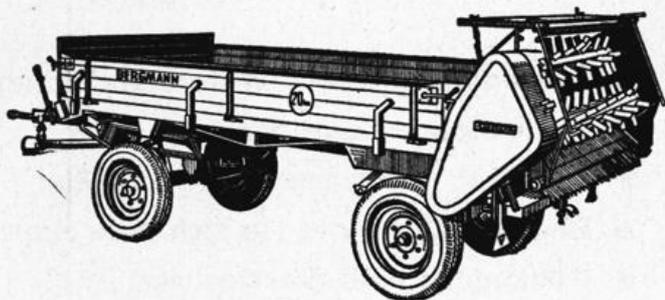
... und es steigt die Eierrzahl!

Spezial-Geflügelkraftfutterwerk
KATHMANN & SOHN

2849 Calveslage über Vechta
Fernruf: Vechta, Sammelnummer 881

BERGMANN

IM DIENST DER LANDWIRTSCHAFT



**DUNGSTREUER
TYPE M 82 3 TO
GEFEDERT
DM 4750,-**

UNSER LIEFERPROGRAMM:

- **DUNGSTREUER**
- **SAMMELRODER**
- **ALLZWECKGEBLÄSE**
- **KORNGEBLÄSE**

**L. BERGMANN MASCHINENFABRIK
2849 GOLDENSTEDT TELEFON 128**



Faint, illegible markings or text at the top right of the page.

A small, dark, diagonal mark or smudge on the upper right side of the page.

